

der Bibliothek

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1891.

Sechster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichniß.

Der Spion.

Roman aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege.

Von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Quinch mochte einsehen, daß alle ferneren Vorstellungen an dem unerschütterlichen Gleichmuthe des Fallenstellers scheitern würden. Wie auf ein Phantom stierte er zu ihm auf. Der Henker mit der geöffneten Schlinge in den Händen hätte keinen derartig grausigen Eindruck auf ihn ausgeübt, wie die wasserblauen Augen, die fortgesetzt mit knabenhafter Neugierde auf ihm ruhten und nichts weniger verriethen, als Grausamkeit oder Lust an fremdem Leid. Stumpfen Trotz hätte er dem Henker gegenüber bewiesen; wogegen der beinahe einfältig gutmüthige, jedoch von einem strengen Rechtlichkeitsgefühl durchdrungene Jäger, dem er gewissermaßen nur noch als ein zu beseitigendes Raubthier galt, ihm Grauen einflößte.

Eine Weile verrann wiederum in Schweigen, als Schritte sich näherten. Kit Andrieux sah über die Schulter. Als er Nicodemo und Oliva erkannte, welchen die Jäger zögernd folgten, legte er neues Holz an's Feuer, um mit Rücksicht auf den kalten Morgen dem sichtbar leidenden Gefangenen menschenfreundlich ein wenig mehr Wärme zuzuführen.

Mit tödtlicher Spannung sah Quinch zu den Nahenden hinüber. Es war jetzt so hell geworden, daß man nicht allzuferne Gegenstände bereits genau zu unterscheiden vermochte. Wohl hatte er Oliva zuvor bemerkt, jedoch durch deren Kleidung beirrt, zumal sie, vor der todwunden jungen Halbindianerin knieend, ihm den Rücken zukehrte und die von der flackernden Beleuchtung erzeugten Schatten unstet über sie hinhuschten, ihr nur wenig Beachtung gezollt. Als sie aber nunmehr vor ihm stehen blieb und ihn stumm betrachtete, durchlief ein Schauder den sonst so gestählten Körper. Der letzte Blutstropfen wich aus seinem Gesicht. Seine Augen verglasten sich förmlich vor der Anstrengung, mit welcher er in Oliva's Antlitz suchte. Eine Weile kämpfte er noch mit aller Kraft nach Klarheit des Geistes; dann erschlafften plötzlich seine Züge. Als wäre der letzte Lebenshauch damit vereinigt gewesen, entwand ein röchelnder Seufzer sich der schwer keuchenden Brust.

„Ich bin verloren," lispelte er, und mit dem Haupt sank das Kinn auf seine Brust.

Noch immer sah Oliva ruhig auf ihn nieder. Empfand sie Befriedigung, den so lange unermüdlich Verfolgten in ihre Gewalt gegeben zu sehen, so hätte man doch vergeblich nach einem Merkmal des Triumphes in ihren Zügen geforscht. Eine Statue hätte in keiner ausdrucksloseren Unbeweglichkeit verharren können. Sie schien keine Empfindung dafür zu besitzen, daß die Aufmerksamkeit der Umstehenden nur ihr allein galt, namentlich Nicodemo, als wäre er jetzt mehr, denn je zuvor, um sie besorgt gewesen, keinen Blick von ihr verwendete.

„Ja, Sullivan, Sie sind verloren," sprach sie endlich kalt. „Ihr nur zu langes Leben der Schande und des Verbrechens ist verwirkt. Kein Gott kann Sie retten. Binnen jetzt und einer Stunde stehen Sie vor Ihrem letzten Richter."

„Oliva," versetzte Quinch keuchend, und er richtete das Haupt empor, senkte aber alsbald die Augen wieder vor der unerbittlich eisigen Strenge, welche Oliva's ganze Gestalt umwebte, „nein, Oliva, es ist nicht wahr, was Du sprichst. Du bist ein Weib, in Dir können nicht die Regungen einer Tigerin wohnen."

„Nein, nicht die Regungen einer Tigerin," wiederholte Oliva beinahe klanglos, „sondern der gerechte Wille, die Welt von einem Ungeheuer zu befreien. Doch Ihr bloßer Tod genügt mir nicht. Abgesehen davon, daß ich ehrenwerthen Zeugen Gelegenheit bieten möchte, sich ein klares Urtheil über Sie zu bilden, Ihnen selbst aber die Möglichkeit, sich gegen die zu erhebenden Anklagen zu vertheidigen, dürfen Sie nicht hinübergehen, ohne zuvor noch einmal alle Verbrechen aufgezählt zu hören, deren Sie während Ihres fluchbelasteten Lebens sich schuldig machten. Wollte ich nur Ihren Tod, wie leicht wäre es mir gewesen, ihn herbeizuführen. Anstatt bei Gelegenheit der Ausplünderung des Eisenbahnzuges — Sie erinnern sich dessen wohl — einen Ihrer räuberischen Korporale niederzuschießen, allerdings in der Vertheidigung meines Lebens, brauchte ich nur Ihren Kopf zu meinem Ziel zu wählen, und ich hätte ihn sicher nicht verfehlt. Dieselbe Faust aber, welche Ihren verworfenen trunkenen Adjutanten tödtete, seine Papiere raubte, die ein neues Glied in der Kette der von mir eingeleiteten Verfolgungen bildeten, dieselbe Faust, welche die Drohung Kampbell's auf den Tisch nagelte, ja, dieselbe Faust wäre freudig bereit gewesen, mit Ihnen ebenso zu verfahren, wie mit Ihrem verbrecherischen Genossen —"

Quinch war in sich zusammengebrochen, richtete sich indessen alsbald wieder auf. Starres Erstaunen gepaart mit wildem Entsetzen webte in seinen Augen, indem er ausrief: „Du — Oliva, Du warst jener verwegene Bursche, der —

der — Oliva, Du selber bist Kampbell, Du selber der berüchtigte Spion — kein Anderer wäre im Stande gewesen —"

„Nein, kein Anderer," bestätigte Oliva leidenschaftslos, „kein Anderer, als ich, war jener unsichtbare Kundschafter, der unermüdlich in Ihren Spuren folgte, Sie immer durch Drohungen aus Ihren Sicherheitsträumen wachrüttelte. Jetzt, so nahe der Erfüllung meiner Aufgabe, mag ich es unbesorgt eingestehen, mögen die Geheimnisse fallen, welche so lange den gut bedienten und gefürchteten Spicn umhüllten. Ja, ich war es," fuhr sie ein wenig lebhafter fort, „ich, die Ihre Freunde in St. Louis mittelst der erbeuteten Papiere hinterging, die für Sie bestimmten Nachrichten fälschte, und Ihnen solche Nachrichten in die Hände spielte, welche Sie schließlich in meine und meiner Freunde Gewalt liefern mußten. Nennen Sie mich jetzt, wie Sie wollen, das Urtheil eines Mörders und Räubers berührt mich nicht. Ich übernahm die Rolle eines Spions, und ich bin ihr, unbekümmert darum, wie oft der Tod in seiner schrecklichsten Gestalt mich bedräute, bis auf den heutigen Tag treu geblieben. Sie selber wissen am besten, daß Haß und Rachsucht ursprünglich nicht in meiner Natur lagen; Sie kennen aber auch die Ursachen, welche mich zu Dem machten, was ich geworden bin. Wie Sie eben einen Engel der Unschuld meuchlings mordeten, so tödteten Sie in mir, einem ebenfalls unschuldigen Kinde, den Glauben an die Menschheit, die sanften Regungen des Weibes, um an deren Stelle jene gefährlichen Leidenschaften in's Leben treten zu lassen, wie sie sonst nur todverachtende starke Männer auszeichnen —"

Ein gräßliches Hohnlachen unterbrach sie.

„Wohlan denn," rief Quinch nunmehr wieder trotzig aus, „ich weiß jetzt genug, ein verfluchtes Geschick führte mich in die Gewalt eines Satans; so mache wenigstens

schnell ein Ende mit mir, anstatt Dich an meiner Hilflosigkeit zu ergötzen. Hast ja Freunde genug um Dich, welche für einen Liebesblick von Dir gern einen Schuß auf mich abfeuern."

Oliva erröthete. Sie bekämpfte indessen ihren Zorn, und Nicodemo, der vortreten wollte, durch eine Handbewegung wehrend, sprach sie weiter: „Ja, Freunde genug, erprobte Freunde, die bereitwillig Alles für mich thun, wenn auch nicht um einen Preis, wie Ihre lästerliche Zunge ihn bezeichnete. Glauben Sie aber, durch Hohn und Beschimpfungen mich zu einer Uebereilung zu reizen, so täuschen Sie sich. Und nochmals wiederhole ich ausdrücklich: nicht ohne vorhergegangenes Verhör sollen Sie gerichtet werden, obwohl es schon allein der neuesten Blutschuld wegen überflüssig wäre. Es soll und muß stattfinden, und nicht nur, um Ihnen noch einmal Ihre ganze Verworfenheit vor Augen zu führen, sondern auch zu meiner eigenen Rechtfertigung. Mir gehören Sie, mir allein; das war die Bedingung, welche ich stellte, als ich anbot, Ihre Bande, die sich Jahre hindurch vom Plündern mästete, der Vernichtung preiszugeben. Mag Dieser oder Jener immerhin einen Stein auf mein unweibliches Thun werfen, mag man tadeln, daß ich in die Rolle eines Rächers eintrat: was ich jetzt vor einer Anzahl ehrenwerther Männer zu enthüllen gedenke, das genügt, jedem mir zugeschleuderten Vorwurf den Stachel zu rauben. Entschuldigte mich am Schluß auch nur ein Einziger," und ihr ernster Blick streifte Nicodemo, der wie eine Bildsäule ihr schräge gegenüberstand, „so wollte ich zufrieden sein."

Und abermals lachte Quinch, der die letzte Hoffnung auf Entkommen aufgegeben hatte, wie ein Teufel.

„So rede, in der Hölle Namen," rief er ihr zu, „die Freude, mich zittern zu sehen oder auch nur eine einzige

Handlung meines Lebens bereuen zu machen, soll Dir nicht werden."

In der halb sitzenden Stellung, welche man ihm gegeben hatte, warf er den Kopf zurück, und die Augen schließend verrieth er den Willen, was auch immer stattfinden mochte, nicht mehr in Oliva's Kundgebungen einzugreifen.

Gleich darauf erschien Maurus. Quinch schleuderte einen Blick wildesten Hasses auf ihn, schloß indessen die Augen alsbald wieder.

„Wie steht es mit dem armen Kinde?" fragte Oliva, von Mitleid erfüllt, gedämpft.

„Nur noch mechanisch und immer matter arbeiten die Pulse," antwortete Maurus unter dem vollen Eindruck des Bildes, von welchem er eben fortgetreten war; „jeder neuer Athemzug kann ihr letzter sein. Sie befindet sich außerhalb des Bereiches menschlicher Hilfe."

Oliva neigte das Haupt. Kein Anderer wagte das plötzlich eingetretene Schweigen zu brechen. In jedem auf ihr ruhenden Blick offenbarte sich an Verehrung grenzende Achtung. Als ein Wunder erschien den rauhen Männern die Seelenstärke, welche in dem schmächtigen Körper wohnte.

„Armes, armes süßes Geschöpf," sprach Oliva endlich wie unbewußt vernehmlich vor sich hin, „so jung und so schön, und auf solche Art einem verheißenden Leben entrissen zu werden!" Mit einer heftigen Bewegung richtete sie sich auf. In ihren großen tiefen Augen loderte es feindselig, und auf Quinch weisend fügte sie hinzu: „Dieser neue Fluch wird ihn bis in's Jenseits — o, bis in die Ewigkeit hinein verfolgen, ihm die letzte Gnade seines göttlichen Richters entziehen."

Wie um sie zu besänftigen, neigte Maurus sich ihr zu. „Aber auch: armer Markolf," sprach er, „das ist ein harter Schlag für ihn, ein Schlag, den er nie überwindet.

Mit dem holden Wesen sinkt seine ganze Hoffnung auf irdisches Glück in die Erde hinab."

Wie um die eben wieder emporwuchernden sanften Regungen von sich abzuwehren, schüttelte Oliva sich leicht, und hart klang ihre Stimme, indem sie bemerkte: „Gern hätte ich noch einige Zeugen aus Ihrem Kreise hier gesehen —"

„Es folgen zwei Kameraden," fiel Maurus ein. „Binnen kurzer Frist müssen sie hier sein. Für unsere Sicherheit ist gesorgt; von keiner Seite haben wir Störungen zu befürchten."

Er reichte Kit Andrieux die Hand, die von diesem kräftig geschüttelt wurde. Er hatte die Bewegung des Kapitäns verstanden und beantwortete sie mit der Erwiederung: „Hab' nur meine Schuldigkeit gethan; da gibt's keinen Grund zum Danken. 'ne Kleinigkeit war's freilich nicht, den mißtrauischen Hund in's Netz zu locken." Dann trat wieder Schweigen ein.

Oliva hatte sich dem Feuer zugekehrt und sah düster in die allmälig hinsinkenden Flammen. Zuweilen warf sie einen Blick zum bewölkten Himmel empor. Der Wind wehte noch immer scharf und kalt, jedoch nicht mehr mit der Heftigkeit des vorigen Tages. Mit sich führte er den schwarzen Staub der versengten Steppe. Stoßweise fuhr er in die Schlucht hinab, hier ein niedergebranntes Feuer zu neuem Leben entfachend, dort weiße Asche emporwirbelnd. Ueber Lebende hauchte er hin wie über Todte, die noch da lagen, wo sie von den mörderischen Kugeln hingestreckt worden waren.

Ein unheimlicher Ort war es, ein unheimlicher Morgen. Ein Morgen, so recht geeignet, einen Schuldigen mit Grausen vor der nächsten Zukunft zu erfüllen. Und zu derselben Zeit schickte eine reine Seele sich an, scheu der Erde und einem durch Unschuld geweihten Körper zu entfliehen und den Wohnungen der Seligen zuzueilen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Nachdem die beiden Offiziere eingetroffen waren, ließen sie sich mit Kit Andrieux und dessen Gefährten im Halbkreise vor dem Gefangenen nieder. Maurus hatte neben Nicodemo Platz genommen. Oliva verschmähte jede Bequemlichkeit. Inmitten der rauhen verwitterten Männer erhob sie sich wie eine Märchengestalt. Mehr, denn je zuvor, verrieth sich in ihrer Haltung stolzes Selbstbewußtsein, welches durch die abgetragene Lederbekleidung und den breitrandigen formlosen Filzhut nicht beeinträchtigt werden konnte. Lang wallte das zeitweise im Winde flatternde schwarze Haar über Schultern und Rücken nieder. Kalte Ruhe thronte auf dem schönen, sonnverbrannten Antlitz; mit kalter Ruhe blickten die großen dunkeln Augen, indem sie anhob: „Nach den Ereignissen, die hinter mir liegen und bei denen ich unter Beiseitesetzung aller meinem Geschlecht schuldigen Rücksichten mitwirkte, scheue ich mich nicht, mir da eine Stimme anzumaßen, wo eigentlich nur Männer sprechen sollten. Die Erfahrungen weihten mich gewissermaßen zu der mir von dem Geschick zuerkannten Aufgabe; ich stehe daher im Begriff, nur eine heilige Pflicht zu erfüllen. Ob der Mann, der hier vor uns gefesselt liegt, das Leben verwirkte, werden Sie Alle längst ermessen haben. Für Sie ist er ein Mordbrenner, der sich außerhalb des Gesetzes befindet. Mir gegenüber nimmt er dagegen die Stelle eines Höllengeistes ein, der als lebendiger Fluch auf die Erde entsendet wurde, um für sich selbst immer neue Flüche vorzubereiten."

Da richtete Quinch sein Haupt empor. Einen Blick, in welchem verhaltene Raserei sich mit Grauen einte, thierische Wuth mit stumpfer Feigheit um den Vorrang kämpfte, sandte er im Kreise, bis er endlich auf Maurus haften blieb, worauf er ihn mit den Worten anredete:

„Sie sind Offizier, anscheinend der Kommandant der gegen mich entsendeten Truppen. Ihnen gegenüber erhebe ich Einspruch gegen die Art, in welcher man einen durch Verrath in Ihre Gewalt gerathenen Befehlshaber einer militärisch geordneten Streitmacht behandelt."

„Eine Bande, welche unter dem Mantel der herrschenden Kriegszustände ihre Bahn durch Mord, Brand und Raub kennzeichnete, ist keine militärisch geordnete Truppe," antwortete Maurus streng, „Sie wissen, daß, wo auch immer man Ihrer habhaft geworden wäre, man Sie standrechtlich erschossen hätte."

Zähneknirschend warf Quinch sich wieder zurück, und Oliva sprach weiter, als ob keine Unterbrechung stattgefunden hätte: „Meine Erinnerungen beginnen mit den Zeiten, in welchen ich als fünfjährige Tochter eines texanischen Grenzers, eines Vaquero's, ein Pferd zügeln lernte, mit unbändigen Altersgenossen um die Wette ritt und mich im Lassowerfen übte. Was auf mein früheres und frühestes Lebensalter entfällt, das sollte für mich in undurchdringliches Dunkel gehüllt bleiben. Treue Freunde sorgten indessen dafür," und abermals traf einer ihrer eigenthümlich warmen Blicke Nicodemo, „daß auch über jene Tage endlich keine Zweifel mehr bei mir walten konnten.

Meine ursprüngliche Heimath ist das Thal des Rio Grande del Norte, wo es, von der Natur hoch bevorzugt, als der gesegnetste Theil Neu-Mexiko's bezeichnet werden darf. Dort lebte auf seinen umfangreichen Besitzungen mein eigentlicher Vater, der Abkömmling des stolzen spanischen Grafengeschlechtes der Armigos. Seine Frau war eine Mexikanerin, deren Schönheit und Anmuth weit und breit gepriesen wurde. Jeder, der sie kennen lernte, huldigte ihr, so auch ein junger Amerikaner, Namens Sullivan, der eine militärische Erziehung genossen hatte

und aus irgend welchen geheimnißvollen Gründen sehr bald wieder aus der Armee entlassen worden war. Die ehrenwerthesten Ursachen können es nicht gewesen sein, denn dieser Sullivan war kein Anderer, als der Mann, der hier gefesselt vor uns liegt. Der Zufall führte ihn in das Haus meiner Eltern, als ich noch nicht lange geboren war, und ihm auf dem Fuße folgte der Verrath, welchem eine glückliche Familie zum Opfer fallen sollte. Wie es diesem Sullivan oder vielmehr Quinch, wie er sich später nannte, gelang, die junge Frau zu bethören und sich in ihr Herz einzuschleichen, darüber habe ich kein Urtheil. Ich weiß nur aus verbürgter Quelle, daß mein Vater plötzlich starb, und meine Mutter ihn aufrichtig betrauerte. Bei dem ausgedehnten Landbesitz, welchen der Vater ihr und ihrem einzigen Kinde hinterlassen hatte, mochte sie es willkommen heißen, daß Sullivan sich erbot, die Verwaltung ihres Eigenthums zu übernehmen; dann aber dauerte es kein Jahr, bis sie seinem Drängen nachgab und ihn heirathete. Damit hatte sie diesem Teufel in Menschengestalt eine Macht über sich eingeräumt, gegen welche sich aufzulehnen sie weder die Kraft noch den Muth besaß. Wie er aber seine finstere Gewalt über die unglückselige verblendete junge Frau auszunutzen verstand, geht daraus hervor, daß er bald nach der Verheirathung deren Tochter, also mich, unter irgend einem Vorwande von ihr nahm. Daß meine gewiß zärtliche Mutter es über sich gewann, von ihrem einzigen Kinde sich zu trennen, erscheint unbegreiflich, unnatürlich, und doch ist es geschehen. Es erklärt sich indessen daraus, daß sie Sullivan gegenüber die letzte Spur eines eigenen Willens verloren hatte, ihr jeder Verkehr mit Anderen abgeschnitten wurde, und sie Keinen besaß, dem sie vertrauensvoll hätte nahen dürfen. Ihre Abhängigkeit, gezeitigt durch Furcht, gipfelte darin, daß sie ein von dem Ungeheuer selbst aufgesetztes

Testament gerichtlich beglaubigt unterschrieb, laut dessen im Falle ihres Todes die Hälfte ihres Vermögens in seinen Besitz überging, außerdem aber auch noch die auf ihre Tochter entfallende andere Hälfte, wenn diese Tochter unverheirathet sterben sollte. Das Räthsel zu lösen, durch welches Sullivan eine so unumschränkte Gewalt über die arme junge Frau gewann, ich unternehme es nicht. Lebte zwischen ihnen ein finsteres Geheimniß, ich meine, daß meine Mutter Kunde von dem auf Sullivan ruhenden Verdacht der Ermordung meines Vaters erhielt, so fällt es allein Sullivan zur Last. Nach dieser Richtung hin kann sie nur bis zu einem gewissen Grade, dem des Schweigens, seinen teuflischen Einflüssen erlegen sein. Und so wird sie auch, um der Qualen willen, welche sie an seiner Seite erduldete, in einer anderen Welt Vergebung dafür gefunden haben. O, der Himmel! Wie oft fragte ich, weshalb er zugab, daß eine mit allen Bedingungen zu Glück und Zufriedenheit ausgerüstete Familie den höllischen Ränken eines schwarzen Verbrechers zum Opfer fallen mußte, und ich fand keine Antwort darauf. Nicht minder oft fragte ich, ob es denn keine Behörden, keine Nachbarn, keine rechtlich denkende Menschen gab, die rettend, vermittelnd hätten einschreiten können, und ich finde nur die einzige Erklärung in der gänzlichen Abgeschiedenheit, in welcher die arme Dulderin ihre wenigen Tage verbrachte. Wo kein Kläger, da ist auch kein Richter. Hätte sie aber Klagen erheben wollen, sie wären ungehört verhallt. Und ich kann mir vorstellen, wie sie schon allein um ihres abwesenden Kindes willen das Bewußtsein verheimlichte, mit einem Mörder Hand in Hand durch's Leben gehen zu müssen.

Zwei Jahre waren nach der Wiederverheirathung meiner Mutter verstrichen, als der Tod sie von ihren endlosen Leiden erlöste. Sie starb nach kurzer Krank-

heit. Ob Gram, Reue und nie schlummernde Selbstvorwürfe sie tödteten, ob ihr Ende künstlich beschleunigt wurde, wie man sich abermals zuraunte, aber sträflicherweise vermied, der Sache auf den Grund zu gehen, darüber vermöchte Derjenige allein Auskunft zu ertheilen, der hier vor uns seiner Verurtheilung entgegensieht. Ich selbst, ihre Tochter, ich kenne nur Trauer um die Mutter, nur kindliche Liebe zu ihr, die ich nie mit Bewußtsein sah. Was sie litt, heiligt sie in meinen Augen. Seitdem ich einen klaren Blick in die ferne Vergangenheit gewann, durchlebte ich ihre Qualen immer wieder, so oft ihre traurige Geschichte in meiner Seele auftauchte. Daraus aber konnte nur unheilbare tiefe Erbitterung hervorgehen, eine Erbitterung, welche nicht nur Jahre überdauerte, sondern mit dem Fortschreiten der Zeit noch wuchs. Ja, eine schwarze Geschichte ist es, welche seit der Geburt mein ganzes Dasein durchwebte, Der Vater von der Hand eines Meuchelmörders gefallen, die Mutter ihm nachgesendet, wenn auch nur durch die ihr aufgebürdeten Martern, ich selber aus dem Erbe meiner Eltern hinausgeworfen und um meinen Namen bestohlen, ich dächte, das wäre genug, um einen vom Himmel entsendeten Engel in ein reißendes Thier zu verwandeln. Und endgiltig hinausgeworfen war ich. Denn wie sich später erwies, stand ich schon in meinem vierten Jahre in dem Sterberegister des benachbarten Kirchspiels als Todte verzeichnet. Es konnte dies nur auf Grund gefälschter Papier ausgeführt worden sein, um Sullivan auch mein Erbtheil in die Hände zu liefern. Wie schnell er Alles verspielte und verpraßte, ist heute nicht mehr von Belang. Ich hebe nur hervor, daß ihm endlich nichts Anderes übrig blieb, als bei Nacht und Nebel aus einer Nachbarschaft zu verschwinden, in welcher Jeder mit Verachtung auf ihn hinsah und ihn wie einen Aussätzigen

mied. So viel man später auskundschaftete, hatte er sich nach den Vereinigten Staaten geflüchtet, wo er verscholl oder vielmehr unter einem anderen Namen seine verbrecherische Laufbahn weiter verfolgte."

Hier ließ Oliva eine Pause eintreten. Wie um ihr Gedächtniß zu klären, strich sie mit der Hand über ihre Stirn. Ihr Antlitz hatte bis dahin nicht die leiseste Erregung verrathen. Erst als sie auf Quinch niedersah, der schwer athmend mit geschlossenen Augen dalag, anscheinend vollständig abgestumpft dagegen, wie bald der letzte vernichtende Schlag ihn traf, sprühte es unheilverkündend aus ihren Augen. Mehrfach hatte er wohl eine Bewegung ausgeführt, wie um sie zu unterbrechen, war jedoch alsbald wieder in seine tückische Verschlossenheit zurückgesunken. Ob die Blicke aller Anwesenden mit gleichsam athemloser Spannung an ihren Lippen hingen, ob in deren Haltung sich ernste Theilnahme, sogar mit Bewunderung gepaarte Achtung verrieth, das Eine wie das Andere ging spurlos an ihm vorüber. Es war die Stunde gekommen, welche sie seit Jahren mit krankhafter Sehnsucht sich vergegenwärtigte, eine Stunde, die sie wohl tausendmal im Voraus durchlebte, oder es wäre ihr kaum möglich gewesen, eine derartige Selbstbeherrschung zu bewahren, eine kaltblütige Ueberlegung, die so weit über die Grenzen weiblichen Denkens, Handelns und Empfindens hinausreichte. —

„Während Eltern, Heimath, Geburtsrecht und Name mir ruchlos geraubt wurden," nahm sie ihre Enthüllungen wieder in ruhigem Erzählertone auf, „während mein Erbtheil — was ich am geringsten schätze — schamloser Vergeudung anheimfiel, lebte ich selbst friedlich und glücklich in den bescheidenen Verhältnissen, in welche ich über mehr als hundert Meilen hinweg gewissenlos hineingestoßen worden war. Und ich fühlte mich in der That über-

glücklich, wenn ich als heranreifendes Mädchen in Männertracht auf meinem Renner die unserer Obhut anvertrauten Viehheerden umkreiste; glücklich in der Gewandtheit, mit welcher ich den Lasso den Rindern über die Hörner, den Pferden über die Köpfe warf; glücklich im Verkehr mit Altersgenossen und Genossinnen; glücklich im Kampfe mit winterlichen Schneestürmen und sommerlicher Gluthhitze, mit Hunger, Durst und Beschwerden, wie solche einen weniger zähen Körper hätten aufreiben müssen, den meinigen dagegen stählten. Es war eine Schule, in welche ich gewissermaßen vom Geschick gethan worden war, um mich auf das vorzubereiten, was mir dereinst als eine heilige Aufgabe zuerkannt werden sollte. Ich nenne sie heilig, mögen Andere nach Belieben darüber urtheilen.

Sonst entfällt auf die ersten sechzehn Jahre meines Lebens nichts, was gerade hier des Erwähnens werth wäre. Die vermeintlichen Eltern, deren beide Kinder im frühen Jugendalter einer Seuche zum Opfer gefallen waren, gaben mir täglich die Beweise ihrer zärtlichen Zuneigung, die von mir aus vollem Herzen erwiedert wurde, so daß nach meinen damaligen Begriffen mir nichts zu wünschen übrig blieb. Trotz der schwierigen Verhältnisse sorgten sie sogar dafür, daß ich wenigstens nothdürftig schreiben und lesen lernte. Bei meinem unwiderstehlichen Hange zum freien Umherschweifen betrachtete ich die zum Lernen anberaumte Zeit zwar als eine Belästigung, als eine harte Einschränkung meiner Unabhängigkeit; mit um so größerem Eifer verlegte ich mich dafür später auf eine Bereicherung meiner Kenntnisse, so weit eine solche mir zu meinen Zwecken geboten erschien. Ich erwähne dies beiläufig, um vor Denjenigen, die ich hier mit Recht meine Freunde nenne, die redlich errungenen Erfolge des geheimnißvollen Spions des Wunderbaren zu entkleiden.

Lebhaft schwebt mir vor, daß eines Tages auf dem

kleinen Rancho der Pflegeeltern ein Fremder einkehrte, welchem die beiden alten Leute, wie ich leicht unterschied, mit unzweideutiger Aengstlichkeit begegneten. Heute ist die Ursache ihrer Unruhe mir kein Räthsel. Der Fremde war kein Anderer, als Sullivan, derselbe Mann, der mich einst ihrer Obhut übergab und von welchem sie fürchteten, daß er gekommen sei, um mich abzuholen. Ihre Besorgniß war übertrieben. Nach kurzem Aufenthalt entfernte er sich wieder, aber bis auf den heutigen Tag meinte ich in meinen Träumen noch oft die seltsam durchdringenden, wahrhaft beleidigenden Blicke zu fühlen, mit welchen er mich fortgesetzt prüfte. Dadurch aber prägte sein Bild sich meinem Gedächtniß so unauslöschlich ein, daß ich ihn nach Jahren auf den ersten Blick sofort wieder kannte. O, unter Tausenden und Tausenden hätte ich ihn herausgefunden trotz der Wandlung, welchen die Zeiten eines zügellosen Lebens in seinem Aeußeren bewirkten. Später begriff ich, daß er, von seinem belasteten Gewissen und unbestimmter Furcht getrieben, nur gekommen war, um sich von meinem Leben oder Tode zu überzeugen, und das war der erste Schritt zur heutigen Vergeltung. Denn ohne jene flüchtig geschlossene Bekanntschaft würde ich schwerlich in die Lage gerathen sein, wie jetzt, auf den Elenden hier vor uns zu weisen und zu sprechen: das ist Sullivan, der Räuber, Sullivan, der Mörder, ein Ungeheuer, welches wie ein giftiges Reptil zertreten zu werden verdient."

Einen kalten Blick warf Oliva auf den Gefesselten, sah aber, wie von seinem Bilde angewidert, sogleich wieder von ihm fort, und ruhig, beinahe versöhnlich klang ihre Stimme in der Fortsetzung ihrer Mittheilungen: „Ich hatte eben mein siebenzehntes Jahr vollendet und kannte kein anderes Wünschen und Hoffen, als daß mein freies, ungebundenes Leben nie eine Wandlung erfahren möge, als der Zufall mich mit einem jungen Landbesitzer

zusammenführte, dessen Gehöft sich in der Entfernung zweier Tagereisen von uns inmitten einer grasreichen Ebene erhob. Mein Pflegevater und ich hatten in Begleitung mehrerer Knechte ihm eine Heerde Rinder zugetrieben; da mochte ich trotz der Verkleidung — mein Geschlecht zu verheimlichen gab es für mich ja keinen Grund — seine erste Aufmerksamkeit erregt haben. Wir wechselten wenige Worte miteinander, und das genügte mir, aufrichtiges Wohlgefallen an seiner äußeren Erscheinung, wie an seinem ruhigen, ernsten Wesen zu finden. Wie er trotz der Verschiedenartigkeit unserer Lebensstellung über mich dachte, ging daraus hervor, daß er uns nach einiger Zeit besuchte, und dann dauerte es nicht lange, bis er die ehrliche Absicht aussprach, mich, die vermeintliche Tochter eines einfachen Vaquero's, zu heirathen. Ich sagte nicht sogleich zu; indem er aber seine Besuche wiederholte und mit Vertrauen erweckender Güte mir die Wege anbahnte, auf welchen ich mein dürftiges Wissen zu bereichern vermochte, entwickelte sich allmählig das innigste Verhältniß zwischen uns, so daß ich mit stillem Entzücken des Tages gedachte, an welchem ich als seine Frau bei ihm einziehen würde. Dieser Zeitpunkt wurde indessen immer wieder noch etwas weiter hinausgeschoben, weil meine Pflegemutter gestorben war, und ich den Vater auf seinem kleinen Grundbesitz nicht allein lassen wollte. Da erkrankte auch er und zwar in einer Weise, daß seine Tage nur noch kurz bemessen erschienen. Er selbst befand sich am wenigsten in Zweifel über sein bevorstehendes Ende. In diesem Bewußtsein trug er mir auf, meinen Verlobten zu uns bescheiden zu lassen. Lebewohl wollte er ihm sagen, ihm meine Zukunft noch einmal dringend an's Herz legen.

Als er eintraf, hatte der Zustand des alten Mannes sich sehr verschlimmert. Glücklicher- oder unglücklicher-

weise — ich weiß nicht, wie ich es nennen soll — besaß er noch hinlänglich Kräfte, um in seiner ehrlichen Art zu uns zu sprechen. Hand in Hand saßen wir neben seinem Lager, und heute noch meine ich in seine traurigen Augen zu blicken, seine stockende Stimme zu hören, indem er anhob: ‚Ob es besser für euch wäre, das mir auf der Seele lastende Geheimniß mit fortzunehmen, mag Gott wissen. Ich meine aber, nicht ruhig vor meinen letzten Herrn und Richter hintreten zu können, wenn ich nicht zuvor mein Gewissen erleichterte.‘

Eine Weile säumte er, um ein wenig Kräfte zu sammeln, dann fuhr er mit einer Hast fort, als hätte er befürchtet, daß ihm der Athem zu früh versagen würde: ‚Wenn je ein Kind von seinen Eltern zärtlich geliebt und gewissenhaft gepflegt wurde, so bist Du es, obwohl Du nur ein uns anvertrautes Gut gewesen. Woher Du stammst, ich weiß es nicht. Als kleines Kind wurdest Du uns von einem Fremden, demselben Mann, welchen Du vor anderthalb Jahren hier kennen lerntest, zusammen mit einer Summe von zweitausend Dollars zur Pflege übergeben. Daran knüpfte sich die Bedingung, daß wir dem gänzlich verwaisten Kinde unseren Namen geben sollten. Nur den Vornamen Oliva durftest Du behalten, weil derselbe sich bereits in Deinem jungen Gedächtniß festgesetzt hatte, und Du auf ihn hörtest. Wir hatten unsere eigenen Kinder verloren — Du weißt es — da hießen wir das Anerbieten willkommen, und nie fanden wir Ursache, es zu bedauern. Wohl fürchteten wir lange Jahre, daß Du uns wieder entrissen werden könntest, beruhigten uns aber gänzlich, nachdem jener Fremde sich noch einmal nach Dir umgesehen hatte. Wo Du Deine wirklichen Eltern oder Verwandten, wenn solche noch leben sollten, zu suchen hast, ist auch uns ein Geheimniß geblieben. Ich kenne nur die Richtung, aus welcher der

Unbekannte hierher kam, und das habe ich unserem Geistlichen sammt meinem heilig beschworenen Bekenntniß anvertraut, auf daß er Dich nach meinem Tode über Alles genau unterrichte. Die zweitausend Dollars sind noch vorhanden und sicher angelegt, wie ihr aus den Papieren ersehen werdet, die ich dem frommen Geistlichen einhändigte. Die Summe ist sogar noch gewachsen. Denn wir hätten Dich weniger lieben, weniger Freude an Dir erleben müssen, um auch nur einen Cent Deines Eigenthums für Dich zu verwenden. Eine vornehme Erziehung — und ich mein', Du stammst aus einem vornehmen Hause — konnten wir Dir freilich nicht angedeihen lassen. Auch gedachten wir Eitelkeit und Hochmuth von Dir fern zu halten, weil es doch zweifelhaft, ob Deine Angehörigen, wenn Du sie wirklich je finden solltest, in Verhältnissen lebten, daß Deine Vornehmheit sie erfreute. Und nun, meine liebe Tochter — ich nenne Dich so, weil ich stets Dein treuer Vater gewesen — ist Dir ein Unrecht geschehen und sündigte man an Dir, so haben wir keinen Antheil daran. Wir nahmen Dich auf als ein Geschenk des Himmels, fanden in Dir Ersatz für die verlorenen eigenen lieben Kinder, segneten den Tag, an welchem Du davor bewahrt wurdest, in andere und vielleicht ungetreue Hände zu gerathen. Und so sei denn gesegnet, mein liebes Kind, bis in die Ewigkeit hinein, Du und Dein Auserkorener; und wenn ihr je Deiner heimgegangenen Pflegeeltern gedenkt, dann laßt es in derselben Liebe geschehen, welche Du, so lange wir uns an Dir erfreuten, uns entgegengetragen hast.'

So lauteten die letzten Worte des einfachen treuen Mannes, den ich heute noch mit dankbarem Herzen Vater nenne. Ich wiederholte sie ausführlich zu seinem Andenken. Ich wiederholte sie, um Sullivan vor seinem Ende noch einmal vor Augen zu führen, daß in der Liebe

jener einfachen Leute zu mir das Geschick zu sühnen suchte, was ein Verbrecher an mir und den Meinigen sündigte; aber auch, daß es mit dem Augenblick, in welchem er mich ihnen übergab, den Weg zu einer furchtbaren Vergeltung anbahnte. Auf ihn wird es freilich keinen großen Eindruck mehr ausüben; er ist überhaupt nur noch eine Sache," und zum ersten Mal gelangte auf ihrem Antlitz bitterer Hohn zum Ausdruck; „aber ihr Anderen, die ihr es hörtet, ihr werdet mich verstehen, gemeinschaftlich mit mir einen Segensspruch nach den fernen Gräbern der braven Leute hinübersenden, denen ich so viel Gutes verdanke."

Der unheimliche Ausdruck war von ihren Zügen gewichen. Wehmüthig blickten ihre Augen. Tiefe Bewegung offenbarte sich in dem Zittern ihrer Stimme bei den letzten Worten. Wie um sich der milden Regungen zu erwehren, sah sie abermals auf den gefesselten Mörder nieder. Ein Bild tückischer Verstocktheit lag er noch immer mit geschlossenen Augen. Er schien den Anblick der furchtbaren Anklägerin nicht ertragen zu können. Wie es dagegen in seinem Inneren feindselig arbeitete, das verrieth sich zuweilen in der jäh wechselnden Farbe seines Gesichtes, in dem hörbaren Knirschen seiner Zähne. Die übrigen Zuhörer verhielten sich so still und andächtig, als hätten sie an heiligem Ort geweilt. Was die unter ihnen befindlichen rauhen Naturen als etwas Selbstverständliches betrachteten: die ruhige, leidenschaftslose Würde, mit welcher Oliva ihre Worte aneinander reihte, das erweckte Maurus' Erstaunen. Er beugte sich gewissermaßen vor dem Charakter, dessen sich gegenseitig widersprechende Regungen dennoch so seltsam ineinander griffen.

„Wie die Mittheilungen des ehrlichen alten Vaquero mich erschütterten, ist unbeschreiblich," hob Oliva nach kurzer Pause wieder an. „In meinem Kopfe schwirrte es. Die Gedanken rasten förmlich durcheinander, daß ich

keinen einzigen länger festzuhalten vermochte. Erst als mein Verlobter meine Hand ergriff und mit dem festen Druck mehr sagte, als es ihm in tausend Worten möglich gewesen wäre, erlangte ich meine Fassung einigermaßen zurück. Wie ein stilles Uebereinkommen waltete es zwischen uns, daß wir das Vernommene erst dann wieder zur Sprache bringen wollten, nachdem wir den guten alten Mann neben seine nicht minder treugesinnte Frau in die Erde gebettet hatten. Dann aber gingen wir gemeinschaftlich an's Werk, nach Denjenigen zu forschen, die naturgemäß zu mir gehörten.

Obwohl an der Hand der Mittheilungen des Geistlichen, kostete es uns doch unsägliche Mühe, bevor wir auf Spuren stießen, welche Sullivan bei seinen Besuchen in unserer Gegend hier und da auf Ranchos und in Kosthäusern zurückgelassen hatte. Dieselben führten endlich nach dem Thale des Rio Grande, und der Mann, der mir fortgesetzt in edler Selbstverleugnung zur Seite stand, war es, welcher die weite Reise für mich dorthin unternahm. Eifrig forschend gelangte er bald in Gegenden, wo die Geschichte der durch einen verworfenen Wüstling in's Verderben gestürzten Familie noch fortlebte. Einmal an Ort und Stelle, wurde es ihm leichter, die verschlungenen Fäden zu entwirren und nicht nur die einstigen Liegenschaften meiner Eltern auszukundschaften, sondern auch von den zeitigen Besitzern Näheres über deren letzte Lebenstage, wie über das fluchwürdige Treiben des dort berüchtigten Sullivan zu ermitteln. Das Weitere ergab sich beinahe von selbst. In dem Kirchenregister fand er neben anderen Aufklärungen die Condesa Oliva del Armigo als geboren und getauft verzeichnet, aber auch als verstorben im vierten Lebensjahre. Mehrere Monate verweilte der aufopfernde Freund in dortiger Gegend, und nichts verabsäumte er, was nur entfernt dazu beitragen

konnte, meine Persönlichkeit festzustellen und in Zusammenhang mit den Aufzeichnungen des Beichtvaters meiner Pflegeeltern zu bringen.

Als er endlich wieder zu mir zurückkehrte und die Erfolge seiner Mühen vor mir niederlegte, den traurigen Untergang meiner Familie schilderte, da war es, als ob ein unversöhnlicher Dämon des Hasses und der Rache vollständig Besitz von mir ergriffen habe. Nur noch das einzige Sinnen und Trachten erfüllte mich, den Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen, jedoch nicht etwa wegen des Raubes des mir gebührenden reichen Erbes — was fragte ich jetzt nach Reichthum? — sondern für den Mord meiner Eltern, für die hinterlistig gestohlene Kindheit, die ich am Mutterherzen hätte verbringen sollen. Der Gedanke, daß dieses Ungeheuer vielleicht ungestraft durch's Leben gehe, erbitterte mich in einer Weise, daß ich heilig gelobte, nicht eher wieder Ruhe und Frieden zu suchen, als bis die furchtbaren Unthaten gerächt sein würden. Mein Verlobter war tief erschüttert, jedoch nicht unempfänglich für die von mir vorgebrachten Gründe. Nach einem ernsten Gespräch mit ihm kamen wir überein, oder vielmehr ich forderte von ihm als ein Zeichen seiner Liebe, unsere Verheirathung so weit hinauszuschieben, bis ich das mir vorschwebende Ziel erreicht haben würde, oder die von mir verfolgten Spuren vor dem Grabe dieses Scheusals ihren Abschluß fänden. Ein Anderer hätte mich unter solchen Bedingungen aufgegeben; ich schlug ihm sogar aus aufrichtigem Herzen vor, mich zu vergessen; allein in seiner Treue war er unerschütterlich. Er unternahm es nicht einmal, eine Wandlung meines Sinnes herbeizuführen. Besser, als ich selbst, wußte er, daß ohne die Verwirklichung meiner finsteren Hoffnungen eine traurige Oede, die dauerndem Glück nie Raum gewähre, in meinem Gemüth zurückbleiben würde. Dagegen erbat er

sich von mir als einen Beweis meiner bis über das Grab hinaus dauernden Anhänglichkeit, wohin auch immer ich geführt werde, auf allen meinen Wegen mir zur Seite stehen zu dürfen. So viel Edelmuth hätte ich freilich nicht erwartet — trotz des Ernstes dieser Stunde fühle ich mich verpflichtet, es anzuerkennen. Ich will nicht, daß Jemand im Unklaren darüber bleibe, in wie hohem Grade jener Freund in seiner Denkungsart mich überragte. War mein gewiß nennenswerthes Vermögen aber rettungslos verloren, so besaß ich doch etwas, wonach kein Räuber seine Hand ausstrecken konnte: ich war eine Condesa del Armigo. Ich hatte von meinen Vorfahren deren Stolz geerbt, einen Stolz, der mich trieb, lieber allem irdischen Glück, allen Freuden und reinen Genüssen zu entsagen, als zu dulden, daß der dem Namen meines Vaters angefügte Schandflecken ewig fortbestehe. Rückgängig konnte nichts mehr gemacht, Todte konnten nicht in's Leben zurückgerufen werden; aber den Missethäter zu strafen, ihn für sein grauenhaftes Thun zur Rechenschaft zu ziehen, sofern er noch auf Erden weilte, das lag in menschlicher Gewalt, und durchdrungen von solchen Empfindungen ging ich auf das edelmüthige Anerbieten ein.

Um in Verfolg meiner Zwecke nicht blindlings leeren Schatten nachzujagen, bedurfte es zu dem mir vorschwebenden Unternehmen der ernstesten und bedachtsamsten Vorbereitungen. Es wäre überflüssig, zu schildern, wie ich im Laufe des nächsten Jahres mein kärgliches Wissen bereicherte, schon allein um alle Zeitungen der Vereinigten Staaten mit vollem Verständniß selbst lesen zu können. Es hatte sich nämlich die Ueberzeugung in mir ausgebildet, daß ein Mann von Sullivan's Charakter nicht im Verborgenen leben könne, neue Verbrechen in der Oeffentlichkeit seine Wege kennzeichnen müßten. Wo nur immer in den Blättern über Betrug, Räuberei, ja Mord berichtet

wurde, da prüfte ich alle Angaben aufmerksam, jedoch ohne jemals einen Anhaltspunkt für meinen Argwohn zu entdecken. In demselben Maße aber, in welchem ich das Fruchtlose meiner unsäglichen Mühen einsah, klammerte ich mich fester an meinen Vorsatz an. Zugleich verbitterte mein Gemüth sich mehr und mehr, und mit mir litt doppelt Derjenige, welchem ich mich mit vollem Herzen zugesagt hatte und von dem mich dennoch ein schwarzes Verhängniß trennte.

Der Secessionskrieg war ausgebrochen und hatte bereits ein Jahr gewüthet. Es häuften sich die Frevel, welche im unversöhnlichen Haß der beiden Parteien begangen wurden. Dieselben erreichten ihren Gipfel, als gesetzlose Banden sich bildeten und unter der Maske begeisterten Patriotismus die von ihnen durchzogenen Gegenden verheerten. Auf die Führer dieser Raubbanden, deren Treiben in den Zeitungen vielfach geschildert wurde, richtete ich mein Augenmerk. So las ich auch den Namen Quinch, und ich weiß nicht, wie ich es deuten soll, daß sich gerade auf dessen Träger mein Argwohn hinlenkte. War es eine Ahnung, die mich durchzitterte, ein geheimnißvoller Fingerzeig des Geschicks, oder lag es in dem Umstande, daß er als einer der verwegensten und grausamsten Räuber beschrieben wurde, genug, ich konnte mich von dem Verdacht nicht lossagen, daß nur ein Mann von dem Schlage Sullivan's sich einen derartigen berüchtigten Namen erworben haben könne.

Nicodemo, und kein Anderer war es, mit dem ich die Gelübde ewiger Treue austauschte," und zu dem unbeschreiblich innigen Klang ihrer Stimme gesellte sich, daß sie einen tief traurigen Blick auf das düster gesenkte Haupt des geliebten Freundes senkte, „ja, Nicodemo theilte meine Ansichten, und seiner unermüdlichen Sorge war es zu verdanken, daß ein Geschäftsfreund von ihm in St. Louis

über jenen Quinch — sogar sein Aeußeres betreffend — in einer Weise berichtete, welche unsere Muthmaßung fast bis zur Ueberzeugung bekräftigte. Auf alle Fälle befanden wir uns nunmehr in der Lage, eine bestimmte Spur aufnehmen zu können und das Weitere von uns begünstigenden Umständen abhängig zu machen.

Bis dahin hatte Nicodemo auf seiner Besitzung gelebt, während ich nach wie vor in dem auf mich übergangenen kleinen Heimwesen meiner Pflegeeltern hauste. Unserem Entschluß folgte alsbald die Ausführung. Nicodemo setzte auf seinem Eigenthum einen zuverlässigen Verwalter ein, wogegen ich meinen Rancho nebst dem dazu gehörenden Viehstande bis auf drei gute Pferde verkaufte. Mit dem Erlös warf ich die von Sullivan an meine Pflegeeltern gezahlte Summe zusammen, dadurch gerieth ich in Verhältnisse, wenigstens vorläufig — das Recht dazu erbat ich von Nicodemo — die immerhin erheblichen Kosten unseres Unternehmens bestreiten zu können."

Hier säumte Oliva. Ihre Augen streiften die wie bewußtlos daliegende Gestalt des Gefangenen. Plötzlich durchbrach ein böser Hohn den auf ihren Zügen ausgeprägten Ernst, und einen schnellen Blick im Kreise herumsendend, fuhr sie spöttisch fort: „Für die Stunde und die Gelegenheit bin ich vielleicht zu ausführlich. Ich genüge damit dem eigenen Wunsch, Ihnen Allen ein klares Bild von meiner Vergangenheit zu verschaffen und Ihnen später das Endurtheil zu erleichtern. Auch trage ich den muthmaßlichen Wünschen Sullivan's Rechnung, der die alten Geschichten, und zwar zum ersten und letzten Mal, vielleicht gern hört." Sie gewahrte, daß Nicodemo, ohne aufzusehen, schmerzlich zusammenfuhr; sie erröthete leicht und sprach beinahe tonlos weiter: „Nachdem unsere Ausrüstung vollendet war, führte der Weg uns über die Prairien zunächst nach St. Louis, um daselbst genauere

Erkundigungen über den verrufenen Bandenchef anzustellen. Zugleich benutzten wir die Gelegenheit, Verbindungen anzuknüpfen, von welchen wir Vortheile für unser gefährliches Unternehmen glaubten erwarten zu dürfen. Dann verließen wir St. Louis eines Tages als einfache Vaqueros unter dem Vorgeben, bei Viehtransporten über die Ebenen Dienste geleistet zu haben.

Nach vielem Erwägen hatten wir vereinbart, den unionistischen Streitkräften als Kundschafter zu dienen. Wir erlangten dadurch den nicht zu unterschätzenden Vortheil, als unverdächtige Männer uns den verschiedenen Kommandos zeitweise beigesellen zu dürfen. Daraus aber erwuchs die Gelegenheit, uns mit allen kriegerischen Verhältnissen im Staate Missouri, als dem Schauplatz der Raubzüge dieses Quinch, vertraut zu machen und immer neue Beziehungen mit eifrigen Gesinnungsgenossen anzuknüpfen. Das Einzige, wodurch unsere Aufgabe erschwert wurde, bestand darin, daß unser Wirken und daher auch dessen Ruf sich auf zwei unbekannte Männer mexikanischer Abkunft beschränkte. Diesem Uebelstande begegneten wir dadurch mit dem besten Erfolg, daß wir uns als Kundschafter eines Dritten, des Spions Kampbell, ausgaben, und statt der mündlichen Nachrichten unsere Mittheilungen in schriftliche Notizen kleideten, welchen der Name Kampbell beigefügt war. Was man sich unter dem unsichtbaren Spion vorstellte, ob einen höheren Offizier, der wenigstens auf diesem Felde mit seiner Person und seinem Namen nicht in die Oeffentlichkeit zu treten wünschte, oder gar einen unionistisch gesinnten Soldaten in den Reihen der Secessionisten, ich weiß es nicht. Sicher ist nur, daß der Name Kampbell eine weite Verbreitung fand. Nannte man ihn auf der einen Seite mit einer gewissen Achtung, so galt er auf der anderen als der eines berüchtigten Verräthers, auf dessen Kopf man einen hohen Preis setzte,

wovon mich persönlich zu überzeugen mir mehrfach Gelegenheit geboten wurde. Was ich aber auf diesem Felde leistete, und nicht ohne bestimmte Gründe stellte ich meine Person stets in den Vordergrund: es wäre mir unmöglich gewesen, hätte Nicodemo mit seinem Rath mir nicht unabläßig zur Seite gestanden, seine Hand nicht schirmend über mir gehalten. Ihm allein verdanke ich also," und tief seufzte sie auf, „wenn der Mörder meiner Eltern, der Räuber meines Namens, sich jetzt in meiner Gewalt befindet. Diese Befriedigung wird aber noch erhöht werden, wenn ich die Kunde, daß des Himmels Rache den Verbrecher traf, dahin entsenden kann, wo das Andenken meiner armen Eltern zur Zeit noch fortleben muß."

Sie verstummte. Indem sie wieder düster auf den Gefangenen niedersah, erzeugte es den Eindruck, als ob nach der langen Schilderung, bei welcher sie mit aller Kraft gegen die sie fast überwältigenden Empfindungen ankämpfte, Erschöpfung sie ergriffen habe. Ihre Haltung erschlaffte. Tiefer neigte sie das Haupt. Man hätte glauben mögen, daß die auf ihr ruhenden gespannten Blicke sie stützten, vor dem Zusammenbrechen bewahrten.

Dreißigstes Kapitel.

Die anhaltende tiefe Stille mochte Quinch wie ein Gottesgericht anwehen, denn er schlug die Augen auf. Mit heimlichem Grauen suchte er Oliva's Antlitz. Diese richtete sich unter sichtbarer Anstrengung empor, und ihren Freunden sich zukehrend, fragte sie mit fester Stimme: „Befindet sich Jemand hier, der meine Worte bezweifelt? Jemand, der mir das Recht abspricht, das Todesurtheil über den Räuber und Mörder zu fällen?"

Alle schwiegen. Nur Quinch erhob sich, soweit es ihm möglich war. Sein eben noch fahles Gesicht glühte. In

jeder einzelnen Linie desselben wohnte gräßlicher Hohn, verschärft durch teuflisches Lachen.

„Jetzt ist die Reihe zu reden an mir,“ rief er aus, und wilder Triumph sprühte aus seinen entzündeten Augen, „und so bestreite ich zunächst die Wahrheit der gegen mich geschleuderten Anklagen. Ja, tausendmal bestreite ich sie. Mögen mir immerhin Sünden zur Last gelegt, mag das durch den Krieg bedingte Verfahren als strafwürdig gedeutet werden, so hat diese Person, die sich fälschlich Condesa del Armigo nennt, am wenigsten Veranlassung, über meinen Verkehr im Hause des Grafen Armigo Rechenschaft von mir zu fordern. Doch hört mich zu Ende, und ihr werdet euch überzeugen, daß mit der einen falschen Behauptung alle anderen Anklagen in nichts zusammensinken. Und so vernehmt: die Person hier vor uns, die es sich zur Aufgabe machte, in Gemeinschaft mit ihrem verrätherischen Genossen den Spion Kampbell darzustellen, um sich als solcher das Recht der Entscheidung über mein Leben und Sterben anzumaßen: ja, ich selber brachte sie im frühesten Kindesalter zu dem Vaquero zusammen mit einer Summe Geldes, um ihre Zukunft einigermaßen zu sichern. Sie hätte daher doppelte Ursache gehabt, mir dankbar zu sein. Denn nicht die Condesa del Armigo ist es, die so lange schamlos ihr Geschlecht verleugnete, sondern Lizzie Sullivan, meine eigene Tochter, die ich, nachdem ihre Mutter gestorben und meine Verheirathung mit der verwittweten Señora Armigo beschlossen war, aus leicht erklärlichen Gründen meiner Frau fern zu halten wünschte. Was sonst hätte mich bestimmen können, in späteren Jahren mich noch einmal von ihrem Wohlergehen zu überzeugen? Und nun, Lizzie, meine geliebte Tochter,“ fügte er förmlich kreischend hinzu, „die ihren eigenen Vater verrieth, ihn in diese verzweifelte Lage brachte, jetzt sprich das Todesurtheil über mich aus,

wenn Du noch den Muth dazu besitzest; sprich es aus, wenn Dir daran gelegen, den Namen einer Vatermörderin mit durch's Leben zu schleppen," und durch Mark und Bein drang allen Anwesenden das teuflische Hohnlachen, mit welchem er seine Erklärung abschloß.

Schrecken prägte sich in allen Gesichtern aus. Oliva schien die letzte Kraft verloren zu haben. Todtenbleich sah sie, wie Hilfe erflehend, sich im Kreise um. Gleich darauf stand Nicodemo neben ihr, sie sanft unterstützend, bis sie sich auf ein Bündel zusammengerollter Decken niedergelassen hatte; dann kehrte er sich den Gefährten zu. Die Blicke ruhig im Kreise sendend, war er nicht mehr ausschließlich der dienstwillige Begleiter und ängstlich wachende Beschützer der Geliebten, sondern ein seines guten Rechtes bewußter Mann, der kalten Blutes bereit, sogar mit dem Geschick selber den Kampf auf Leben und Tod aufzunehmen.

„Diese im Höllenpfuhl des Lasters ersonnene Lüge kommt freilich unerwartet," erklärte er mit ernster Würde, und mit jedem neuen Wort, welches er sprach, schien seine Gestalt zu wachsen; „durch dieselbe in ihren heiligsten Gefühlen verletzt, kann es nicht befremden, wenn die Anklägerin vorübergehend deren Wirkung erlag. Wähnt dieser Quinch oder Sullivan aber, durch den feigen Angriff auf Grund einzuleitender Nachforschungen Zeit zu gewinnen, was für einen gewiegten Verbrecher, wie er, gleichbedeutend mit der Hoffnung auf Entkommen, so verrechnete er sich. Er selbst weiß, und Sie Alle wissen mit ihm, daß wenn ich zu seiner Zeit mich nach den Stätten seiner Unthaten begab, ich nichts außer Acht ließ, was dazu beitragen konnte, nicht allein unwiderlegliche Beweise für die Herkunft der mit mir innig verbundenen Freundin zu beschaffen, sondern auch Auskunft über Sullivan's Persönlichkeit zu erlangen. Ja, dieser Sullivan besaß

eine Tochter. Wenn sie noch lebte, würde sie heute sechsundzwanzig Jahre zählen, wogegen Oliva eben erst ihr zweiundzwanzigstes vollendete. Wendet man aber ein, daß dieser Altersunterschied ein zu geringer, um sich im Aeußeren zweier Personen zu verrathen, so steht dem gegenüber, daß jene Lizzie Sullivan bald nach Oliva's Geburt starb. Hier," und seine Brieftasche hervorziehend und öffnend, überreichte er Maurus mehrere durch einen Umschlag zusammengehaltene Papiere, „prüfen Sie den Inhalt, und Sie werden in den gerichtlich beglaubigten Auszügen aus den betreffenden Kirchenregistern den unantastbaren Beweis für die Wahrheit meiner Aussagen finden."

Bei der plötzlich eingetretenen Todtenstille durchlas Maurus mehrere Scheine. Jeder enthielt nur wenige Zeilen in englischer und spanischer Sprache nebst beigefügtem Siegel. Mit gleichsam krampfhafter Spannung hingen die Blicke aller Anwesenden an seinen Lippen. Quinch hatte, so weit es möglich, ihm das Haupt zugeneigt. Seine Augen schienen aus ihren Höhlen hervorzuquellen vor der von Todesangst getragenen Erwartung, mit welcher er der nächsten Kundgebung entgegensah.

„Diese Schriftstücke geben nicht dem leisesten Zweifel Raum," sprach Maurus endlich, die Papiere Nicodemo wieder einhändigend, und mit unerbittlicher Strenge zu Quinch, dessen Haupt, wie von einem Schlage getroffen, nach hinten gesunken war, während sein Gesicht in wahnwitziger Wuth förmlich erstarrte: „Was haben Sie sonst noch zu sagen?"

Quinch sandte einen stumpfen Blick im Kreise umher. Plötzlich aber belebte sein Gesicht sich wieder feindselig. Trotz und Hohn sprühten aus seinen Augen. Todesverachtung offenbarte sich in seinem Lachen: „Weiter nichts, als daß ihr Alle miteinander verdammt sein mögt!" schrie er, daß

es weithin durch die Schlucht schallte; „gleichviel, wie ihr Alles auslegt: meine Tochter, und wäre es auch nur Stieftochter, bleibt sie dennoch, unbeschadet darum, wie bald der Teufel mich holt.“

„Aber von dem zweiten Gatten ihrer Mutter von Anbeginn geschieden durch einen Abgrund des Verbrechens,“ versetzte Nicodemo. Bevor er aber fortfuhr, hatte Oliva sich erhoben und die Hand auf seinen Arm gelegt.

„Ich danke Dir, Du Getreuer, obwohl Du mir nichts Unbekanntes sagtest,“ sprach sie gedämpft, und ihr Antlitz verhärtete sich in Unheil verkündender Weise, „doch jetzt überlasse ihn mir. Mir und den mir zunächst Stehenden galten seine entsetzlichen Anschläge; mir gehört er daher in erster Reihe, das ist der versprochene Preis dafür, daß wir die verruchte Horde ihrer Vernichtung entgegenführten.“ Und lauter, wie die Worte aus tiefster Brust schöpfend: „Mir gehört er! Die Rache ist mein —“

Nicodemo ergriff ihre Hand. Fest sah er in die unheimlich erglühenden tiefen Augen; dann sprach er mit einer Angst, welche er vergeblich zu verheimlichen trachtete: „Oliva, bei den zwischen uns schwebenden Gelübden, wie in Erinnerung unseres gemeinsamen Wirkens und der gemeinsam überwundenen Todesgefahren beschwöre ich Dich: stehe ab von den weiteren Schritten. Stelle das Brechen des Stabes Anderen anheim, die nicht minder berechtigt, zu verurtheilen.“

Oliva sah vor sich nieder. In ihrem Inneren kämpfte es furchtbar. In tödtlicher Spannung überwachte Nicodemo ihr wie aus Marmor gemeißeltes Antlitz. Nicht der kleinste Zug verrieth eine mildere Regung, indem sie gleichsam unbewußt lispelte: „Ich soll die letzten vier Jahre umsonst gelebt haben? Und mein Eid —“

„Halt ein,“ gebot Nicodemo beinah streng, „höre mich vor der letzten Entscheidung. Vergegenwärtige Dir, welche

Liebe es erforderte, Dich auf allen Deinen Wegen zu begleiten. Ich erwarte keinen Lohn; aber bei meiner heiligen Liebe beschwöre ich Dich hier im Kreise gereifter Männer: trübe Deine und meine Rückerinnerungen nicht durch —"

Ihm das Wort abschneidend, hob Oliva die Hand. Wie ein Abglanz abendlich gerötheten Sonnenscheins eilte es über ihre Züge, indem sie nunmehr dem Blick Nicodemo's frei begegnete. Dann floß es, wie im Traume, allmählig aber zuversichtlicher von ihren Lippen: „Berufst Du Dich auf Deine Liebe, das Einzige, was mich noch beglückte, für alles Verlorene reich entschädigte, dann, ja dann ergebe ich mich in Deinen Willen." Hastig, wie die eigene Sinnesänderung befürchtend, trat sie Quinch einen Schritt näher, und noch weicher erklang ihre Stimme, indem sie fortfuhr: „Was Sie litten, seitdem man Sie fesselte, was Sie litten, während ich Ihr Lebensbild, so weit es mir selber bekannt, vor Ihnen und so vielen Zeugen entrollte, war mehr, als tausendfacher Tod. Mögen Andere über Ihre Zukunft entscheiden. Meine Aufgabe betrachte ich als erfüllt. Ich habe nichts mehr mit Ihnen zu schaffen. Ob Sie leben oder sterben: meinen Weg werden Sie nicht mehr kreuzen." Sie kehrte sich ab. Quinch, der wie betäubt zu ihr auffah, nicht weiter beachtend, ergriff sie Nicodemo's Arm, und sich schwer auf ihn stützend, schritt sie mit ihm der Mündung der Schlucht zu.

Eine kurze Strecke waren sie gegangen, als sie mit seltsam bebendem tiefen Organ anhob: „Wie so oft, warst Du auch heute mein guter Engel. Dafür mag des Himmels reichster Segen Dich lohnen für und für. Durch Dich bin ich gerade in den verhängnißvollsten Minuten meines Lebens eine Andere geworden. Haß und Rachsucht sind in mir schlafen gegangen. Ich kenne nur noch Deinen Willen. Dir will ich dienen in Treue und Unterwürfigkeit. Ich will Deiner würdig sein und, soferne es noch in

meiner Kraft liegt, Deinen Lebensweg mit Blumen bestreuen, wie sie nur einer heiligen Liebe entsprießen können." Sie blieb stehen und schlang ihre Arme um den Nacken des tief ergriffenen Geliebten. Sie küßte ihn zärtlich, während heiße Thränen ihren Augen entstürzten. „Ja, Du Getreuer," entwand es sich ihrem übervollen Herzen, „ob Bilder des Todes und des Grauens uns umringen, ich küsse Dich zum Beweise, daß ich meinen Eid als gelöst betrachte. Hast Du aber auf Grund meines furchtbaren Ringens und Kämpfens mit den Dämonen eines immerhin gerechtfertigen Racheburstes Deinen Sinn noch nicht geändert, und das Mannweib hat Deine Achtung noch nicht verloren, dann bestimme Tag und Stunde, und geschähe es in der ersten Stadt, welche wir berühren, wann ich Deine Frau werden soll."

„In der ersten Stadt, welche wir berühren," wiederholte Nicodemo gerührt, und nach gewohnter Weise neben einander, wie zwei gute Kameraden, setzten sie sich wieder in Bewegung. „Du hast Dich selbst besiegt um meiner Liebe willen," fügte er mit ernster Innigkeit hinzu, „und dadurch bist Du mir nur theurer geworden. Jetzt aber richte Deine Blicke allein in die Zukunft. Laß hinter Dir versinken, was geeignet, den Blick zu trüben. Ein neues Leben beginnt für uns Beide, und ich weiß, die Blumen, welche Du mir streust, werden auch Deinen Weg freundlich schmücken."

Ihre Aufmerksamkeit wurde durch Markolf gefesselt, der ihnen entgegenstürmte. Sie wollten ihn anreden, doch er schien sie nicht zu sehen, nicht zu hören.

„Daisy ist todt," flüsterte Oliva klagend, als hätte es ihr widerstrebt, das herbe Wort mit dem Namen der lieblichen jungen Halbindianerin zugleich auszusprechen. „Komm, komm; unsere nächste gemeinschaftliche Aufgabe soll sein, Todtenwache bei dem entschlafenen süßen Kinde zu halten." —

Nachdem Oliva und Nicodemo sich entfernt hatten, war es wie ein drückender Bann von den Gemüthern der Zurückbleibenden, gleichviel, welcher sittlichen Stufe jeder Einzelne angehörte, gewichen. Sie schienen sich mehr oder minder unbewußt in die Empfindungen Nicodemo's getheilt zu haben, welche diesen bewogen, Oliva in ihrem Thun zu wehren. Jetzt war ihre Aufmerksamkeit Quinch zugewendet, der mit stumpfem Erstaunen den Scheidenden nachspähte. Sein Ende war zwar besiegelt, allein Jedem widerstrebte es sichtbar, zur Weiterführung der Verhandlung das Wort zu ergreifen. Erst als Oliva seinem Gesichtskreise entschwunden war, ermannte sich der Bandenchef, Maurus' Vermittelung anzurufen.

„Ich setze voraus," begann er eigenthümlich zaghaft, „daß nunmehr nach Kriegsbrauch mit einem Gefangenen verfahren wird, der sich nichts Anderes zu Schulden kommen ließ, als was mit der von ihm eingenommenen militärischen Stellung vereinbar."

„Darüber werden Andere entscheiden," antwortete Maurus mit Eiseskälte. „Sie befinden sich jetzt in meiner Gewalt. An diesem Ort steht mir allein das Verfügungsrecht über Sie zu. Ich könnte Sie standrechtlich erschießen lassen; aber ich ziehe vor, mich streng an meine Dienstpflicht zu halten. Dieselbe gebietet mir, Sie an den Missouri zu schaffen und dort den betreffenden Behörden auszuliefern." Dann forderte er Schahoka auf, in's Thal hinüber zu eilen und einen Korporal und vier Mann herbeizurufen, um ihnen den Gefangenen zur Bewachung zu übergeben.

Er sprach noch, als Markolf hinter ihm auftauchte. Sich ihm zukehrend, erkannte er ihn kaum wieder, so bleich war er geworden. Seine Augen glühten wie im Irrwahn. Weder den Bruder schien er zu kennen, noch eine der anderen vertrauten Gestalten. So trat er vor

den in Entsetzen zusammenschauernden Bandenchef hin. Kurze Zeit betrachtete er ihn durchdringend, worauf er mit seltsam heiserer Stimme anhob: „Ein Engel der Unschuld ist durch Deine Mordhand gefallen — Blut um Blut!“ und den Revolver aus dem Gurt reißend, hätte er dem Gefangenen in der nächsten Sekunde den Kopf zerschmettert, wäre Maurus ihm nicht in den Arm gefallen, daß die Waffe sich in die Luft entlud.

„Markolf!“ rief er vorwurfsvoll aus, „Deine Aufgabe ist es nicht, hier zu richten. Mir gehört der Mann. Ich bin verantwortlich dafür, daß er nach dem Buchstaben des Gesetzes abgeurtheilt wird.“

„Wen anders soll ich verantwortlich für die Ermordung einer Heiligen machen, wenn nicht ihn?“ fragte Markolf keuchend, und sein sonst so freundliches offenes Antlitz verzerrte sich vor den in ihm tobenden gefährlichen Leidenschaften, „gib mir den Weg frei, wenn noch eine Probe brüderlicher Gesinnungen in Dir wohnt, noch ein Funke des Mitleids mit Derjenigen, die so lange bestimmt gewesen, mit meinem Namen auch den Deinigen zu tragen.“

„Fasse Dich, Markolf,“ versetzte Maurus besänftigend, noch immer dessen Arm haltend; „höre auf Deinen Bruder. Dein Schmerz macht Dich unzurechnungsfähig. Warte eine Viertelstunde, und ich weiß, Du wirst es mir danken, daß ich Dich gegen Dich selbst, gegen eine Deiner nicht würdige Handlung schützte. Du bist nicht dazu geschaffen, das Amt eines Henkers zu versehen.“

Funkelnden Blickes sah Markolf in die Augen des erzwungen ruhig schauenden Bruders. Wilde Verzweiflung und rasender Schmerz um die todte Geliebte hatten ihn offenbar der Besinnung beraubt. In jeder neuen Sekunde stand zu befürchten, daß er sich gewaltsam von dem festen Griff befreite, unbekümmert darum, wie weit er durch seine körperliche Ueberlegenheit den eigenen Bruder schädigte.

Und so verharrten Beide in derselben Stellung wie mit dem Erdboden verwachsen. Kein Laut kam über ihre Lippen. Lang und tief athmeten sie, der Eine in kochender Wuth, der Andere in wahrer Todesangst. Wie sie aber, verhielten alle Anwesenden sich schweigend. Keiner wagte, vermittelnd zwischen die Brüder zu treten, in der Besorgniß, durch das erste Wort Markolf's Leidenschaften zu reizen und vollständig zu entfesseln. Man hoffte, daß bei der herrschenden dumpfen Stille die zurückkehrende Vernunft dennoch einen friedlichen Ausgleich herbeiführen würde. Zwischen Allen aber flogen die Blicke des Bandenchefs unstet und mit einem Ausdruck hin und her, als ob nur noch ein vom Wahnsinn umnachteter Geist den Körper belebt habe.

Da ertönte Kit Andrieux' Stimme, der, im Hintergrunde stehend, die beiden Brüder so lange wunderlich neugierig überwacht hatte.

„Gin'ral!" rief er frei von jeder feindseligen Erregung aus, und sofort kehrte die Aufmerksamkeit Aller sich ihm zu, „Sie werden begreifen, daß Sie in Ihrem verdammten Leben genug Unfug anstifteten, zu viel, als daß zwei rechtschaffene Brüder um Ihretwillen sich miteinander verfeinden dürften. Also, Gin'ral, sehen Sie mir gerade in's Auge und bereiten Sie sich zur Reise nach der Hölle vor —"

„Kit Andrieux — halten Sie ein" — fiel Maurus ihm in's Wort; doch eher hätte er einen Blitz auf seinem Wege zur Erde aufgehalten, als den gewandten Fallensteller in seinen Bewegungen. Mit Gedankenschnelligkeit flog die Büchse an seine Schulter. Gleichzeitig krachte der Schuß, und mitten vor die Stirn getroffen sank der Kopf des Bandenchefs nach hinten. Bevor aber Jemand Zeit fand, seine Mißbilligung oder Befriedigung auszusprechen, fuhr Kit während des Ladens seines Gewehrs in der ihm eigenthümlichen gutmüthig leichtfertigen Weise fort:

„Mark, ich will Dir nur sagen, Dein ehrenwerther Bruder Kapt'n hatte vollkommen Recht: das wäre keine Arbeit für den eisernen Mark gewesen. Für mich paßte es sich besser. Ich bin nämlich 'ne alte Hand, und ob ich auf den Hund schoß oder auf wildes Gethier — verdammt, Mark, das machte keinen Unterschied. Da er doch einmal heran mußte, war's am vernünftigsten, schnell ein Ende mit ihm zu machen. Viel Freude hätte ihm das Leben ohnehin nicht mehr eingetragen, und christlich war's daher obenein, ihn von seinen Schrecken zu erlösen. Ich vermuthe, Kapt'n Durlach, Sie lassen das gelten. Ist es doch sonst nicht meine Art, an 'nem Mitmenschen mich ernstlich zu vergreifen, sofern er mich in Ruhe läßt; aber bei dem da, dem feigen Mörder der lieblichen Wiesenblume der Council-Bluffs, mußte ich schon 'ne Ausnahme machen, wenn auch nur, um den Frieden zwischen zwei närrischen Brüdern wieder herzustellen."

Um die Gemüther zu beruhigen, hätte kein geeigneteres Mittel ersonnen werden können, als die lange umständliche Erklärung des redseligen Fallenstellers. Und was er ursprünglich bezweckte, geschah. Angesichts des erschossenen Bandenchefs gewann Markolf seine Fassung zurück. „Verzeihe," war indessen das Einzige, was er hervorzubringen vermochte, indem er Maurus' Hand drückte, und sich abkehrend, schritt er gesenkten Hauptes davon.

Er war nicht weit gegangen, als die Gruppe der rauhen Männer sich belebte. So lange hatten Alle sich anscheinend theilnahmlos verhalten. Die eben beobachteten Vorgänge waren zu jäh und unerwartet auf einander gefolgt, als daß die einfachen Naturen zu Athem und über die sie beherrschende Regung gespannter Neugierde hätten hinaus kommen können. Jetzt aber drängten die verwitterten Gestalten sich zu Kit Andrieux heran, ihn als den pfiffigsten Burschen preisend, der es je verstanden habe,

unbequemen Zweifeln und Meinungsverschiedenheiten mit einem Schlage ein Ende zu machen.

„Im Grunde war es so am besten," erklärte auch Maurus, „nachträglich mag ich billigen, was vorher zu gestatten nicht in meiner Machtvollkommenheit lag. Sein Leben war verwirkt, und ihn mit uns fortzuschleppen wäre sicher keine sehr erträgliche Aufgabe gewesen."

„Sicher nicht, bei Gott," bestätigte Kit Andrieux treuherzig, „und ich bin froh, daß er mir aus den Augen kommt. Ging's mir doch fast wider den Strich, den Schurken wie 'nen fetten Hammel nach dem Schlachthaus zu geleiten, wie er's freilich tausendfach verdiente. Hatte sogar 'ne Art Mitleid mit ihm, wenn er mir Morgens die fünfzig Dollars auszahlte und ich bedachte, wie bald es vorbei mit ihm sei. War er aber nicht schlau genug, mich heraus zu erkennen und mittelst einer Fangleine mit 'nem handlichen Baumast zu verheirathen, so hat's doch nur an ihm selber gelegen. Und jetzt noch Eins, Kapt'n: Sie sehen da die beiden Koffer; darinnen steckt so viel gestohlenes Geld, daß von den Zinsen ein nicht allzu vornehmer Mann ein recht komfortables Leben führen könnte. Die paar hundert Dollars, die in meine Tasche glitten, zählen nicht mit, denn die wurden mir von dem Gin'ral als ehrlich verdient ausgezahlt." Er lachte verschmitzt und fügte hinzu: „Auch das Geld wäre unehrlich geblieben, hätte ich nicht an jedem Morgen meinen Taglohn zum Voraus in Empfang genommen. Die Zahlung für den heutigen Tag mag er mir dagegen schuldig bleiben. Sie werden aber wohl dafür sorgen, daß meine Kameraden, die herzhaften Otoes nicht ausgenommen, nicht leer ausgehen und 'nen kleinen Antheil an der Beute beziehen."

„Ueber die Beute an baarem Gelde, nachdem sie in meinen Besitz übergegangen, darf ich nicht entscheiden," antwortete Maurus, „allein ich glaube dafür bürgen zu

können, daß Alle befriedigt werden. Außerdem sind da die Pferde der Bande, und gern räume ich Jedem das Recht ein, sich an denselben schadlos zu halten. Auch unter dem sonstigen Gepäck befindet sich vielleicht Manches, was Sie und Ihre Kameraden gebrauchen können."

Mit diesem Vorschlag erklärten Alle sich einverstanden, und die Koffer mit dem Gelde zwischen sich nehmend, stiegen die Männer nach der Ebene hinauf, um sich auf dem nächsten Wege nach dem Lager zu begeben. Maurus folgte dagegen der Schlucht abwärts bis zu der Stelle, auf welcher Daisy gestorben war.

Ein Wehmuth erzeugendes Bild bot sich dort seinen Blicken, so daß selbst ihm, dem auf Schlachtfeldern gereiften Soldaten, Thränen in die Augen drangen. Lang ausgestreckt lag Daisy unter ihrer Scharlachdecke, die beiden Arme auf derselben rastend. Der Tod hatte ihr blutleeres Antlitz gezeichnet, jedoch ohne das Liebliche zu verwischen, mit welchem das sanfte freundliche Kind bei Lebzeiten alle Herzen bei der ersten Begegnung für sich gewann. Aus dem Ausdruck der erstarrenden Züge ging hervor, daß, nachdem das Todesgeschoß sie in Bewußtlosigkeit versenkte, sie schmerzlos hinübergeschlummert war. Die langen schwarzen Wimpern verschleierten den schmalen Zwischenraum, bis zu welchem die Lider sich über die Augen hingesenkt hatten. Leicht geöffnet standen die verblaßten Lippen, als hätte sie, im Begriff zu erwachen, dieselben zu einem herzigen Gruß regen wollen. Neben ihr kniete Oliva. Die rauhe verschlissene Vaquerobekleidung vermochte nicht länger zu täuschen, nicht zu verbergen die in tiefe Trauer versunkene Frauennatur. Immer wieder strich sie, gleichsam liebkosend, mit der schmalen Hand über die erkaltende Stirn hin, das lange Haar bald auf der einen, bald auf der anderen Seite ordnend und glättend, daß es über Schultern, Brust und Ober=

arme weit auf die Scharlachdecke hinausfloß. Eine Mutter hätte nicht schmerzlicher bewegt über ihr gestorbenes Kind wachen, ihm nicht zärtlicher die letzten Liebesdienste erweisen können, als Oliva bei der noch immer holden Todten ihre so schnell gewachsene innige Zuneigung zum Ausdruck brachte. Ob dieselbe Hand gewohnt gewesen, tödtliche Waffen zu führen, in der Vertheidigung des Lebens sogar sich auf ein feindliches Haupt zu richten: jetzt war es, als ob sie sich zur Einsegnung geregt hätte, zur Einsegnung für den Eingang in eine bessere Heimath.

Ihr gegenüber hatte Markolf sich niedergelassen. Das Haupt tief geneigt, starrte er regungslos auf das stille Antlitz. Langsam rollte eine schwere Thräne nach der anderen über die wettergebräunten Wangen in den Bart hinab. Ob noch Andere bei der geliebten Todten wachten, Andere sich näherten: er beachtete es ebenso wenig, wie die zur Sicherheit in der Nachbarschaft aufgestellten Schildwachen. Sein Leben war bisher ein zu glückliches und sorgloses gewesen, zu sehr war er gewohnt, alles im Bereich seiner eigenthümlichen Wünsche Liegende mit verhältnißmäßig leichter Mühe zu erlangen, um dem vernichtenden Schlage in seiner ersten Wirkung mannhaft Widerstand leisten zu können. Zwei Schritte von ihm stand Nicodemo. Düster sah er auf die ergreifende Scene nieder. Wehmuth durchzitterte ihn, während er Oliva beobachtete und erkannte, daß deren ursprüngliche Gemüthsart immer mehr in ihre alten Rechte eintrat.

Als Maurus sich näherte, ging er ihm entgegen. Einen kurzen Anblick der Todten gönnte er ihm, worauf er den Erschütterten mit sich fortzog.

„Stören Sie die Trauernden nicht, weder durch Trostesworte, noch durch ermuthigende Vorstellungen," sprach er gedämpft; „Ihr Bruder bedarf der Zeit, um sich mit dem Gedanken an den Umfang seines unersetzlichen Ver-

lustes vertraut zu machen, während Oliva im Weinen und Trauern sich selbst zurückgegeben wird. Wollen Sie etwas thun, so stellen Sie auf der Höhe einige Posten aus, um uns gegen etwaige hinterlistige Angriffe der versprengten Banditen zu schützen. Möchten Sie aber der armen Todten noch eine besondere Liebe erweisen, so befehlen Sie Ihren Leuten, auf geeigneter Stätte ein Grab auszuwerfen und in Ermangelung eines Sarges mit kurzen Pfählen auszufüttern. Auch eine genügende Anzahl stärkerer und längerer Pfähle lassen Sie in dem Gehölz herrichten, wie sie erforderlich, um die Stätte mit einem Palissadenzaun zu umgeben. Bevor die Nacht hereinbricht, muß die junge Todte den Augen Ihres Bruders entrückt sein. Bis dahin gönnen Sie ihm ungestörte Ruhe."

Bereitwillig versprach Maurus Alles, und mit einem Händedruck schieden sie von einander.

Nachdem Maurus in dem nahen Thal, wo die Hälfte seiner Leute zurückgeblieben war, mit dem Kommandeur der anderen Kompagnie alle ferneren Anordnungen vereinbart hatte, erstieg er zur Heimkehr nach dem Lager die Höhe. Oben eingetroffen, sah er um sich. Wohin er die Blicke wenden mochte, überall trafen sie auf schwarze Aschenfelder, ein wahres Bild des Todes. Der Himmel war noch immer schwer bewölkt. Nach wie vor wehte eisiger Wind aus Nordwesten. Leichten Aschennebel emporwirbelnd, beengte er die Fernsicht. Nirgend zeigte sich ein Punkt, auf welchem das Auge hätte länger rasten mögen. Etwas Menschenfeindliches lag in der traurigen Verödung der versengten Steppe. Nach den jüngsten Erfahrungen und den Anstrengungen der verflossenen Nacht, wollte selbst in den Reihen der kriegsgewohnten leichtfertigen Söldlinge die frühere sorglose Stimmung nicht wieder zum Durchbruch kommen.

Als der Abend seine ersten Schatten voraussandte, da waren die gefallenen Bandenmitglieder in zwei Gräbern zur Ruhe gebracht. Quinch hatte man da eingescharrt, wo er sein Ende fand. Ueber die erbeuteten Pferde und Gepäckstücke war so verfügt worden, daß folgenden Morgens der Rückmarsch angetreten werden konnte.

Wie Nicodemo gerathen hatte, war Alles ausgeführt worden. Zwischen der Schlucht und dem westlichen Militärlager, jedoch auf der Ebene selbst und in geringer Entfernung von dem in das Thal hinabführenden Abhange entfernt, erhoben sich fünf oder sechs alte Hickorybäume. Durch den Brand geschwärzt und der Blätter beraubt, ragten sie kahl und nackt in die düstere Atmosphäre empor. Ihre Lebenskraft war, wie unzählige Male zuvor, auch dieses Mal nicht durch das Feuer berührt worden. Und so stand zu erwarten, daß der Frühling sie auf's Neue schmückte, die Zweige sich belaubten zur freundlichen Beschattung einer geweihten Stätte. Und geweiht wurde sie durch die Gruft, welche im Laufe des Tages tief in die Erde hinein gegraben und durch einen festen Palissadenzaun zum Schutz gegen leichenschänderische Bestien eingefriedigt worden war. Nur die eine schmale Seite stand noch offen. Neben derselben lagen die zum Verschluß bestimmten Pfähle.

Noch war das Grab offen. Unten auf einem von blätterreichem Gesträuch und Ranken hergestellten Lager ruhte Daisy. Die Scharlachdecke verhüllte ihre schlanke Gestalt bis zur Brust hinauf. Einen Strauß Herbstblumen hielt sie in den gefalteten Händen. Ein grüner Kranz, durchwebt mit solchen Blüthen, wie sie an dem Bach und auf den vom Feuer verschont gebliebenen Abhängen zu finden gewesen, schlang sich um das liebliche Haupt. Es waren die letzten Liebeszeichen Oliva's. Markolf ließ es sich nicht nehmen, der Entschlafenen die

letzten Liebesdienste selbst zu erweisen. In der Gruft stand er, die ihm zugereichten Pfähle auf dem festen Unterbau von Wand zu Wand sorgsam nebeneinander schichtend. Am Fußende beginnend, arbeitete er langsam weiter bis zum Kopfende hin. Bevor er die letzten Pfähle einfügte, kniete er auf der Bedachung nieder. Liebkosend strich er mit der Hand über das stille kalte Antlitz, welches Tags zuvor noch in holdester Jugendfrische prangte und nunmehr auf ewig seinen Blicken entzogen werden sollte. Niemand sah, wie seine Augen heiße Thränen auf die erbleichten Wangen der Todten niedersandten. Wohl aber gewahrten die zu ihm Niederschauenden, wie der ungewöhnlich kräftige Körper in verhaltenem Weh sich leise wand, seine Hände beim Hineinpressen der letzten Pfähle zitterten. Dann aber gewann er seine Selbstbeherrschung zurück. Behutsam ordnete er die ihm zugereichten Zweige auf der Bedachung, daß zwischen den Pfählen hindurch keine Erde zu der stillen Schläferin hineinrieseln konnte. Als er sich endlich aufrichtete, waren seine Thränen versiegt.

Nachdem er die Gruft verlassen hatte, entblößten alle Umstehenden die Häupter zum stillen Gebet, und auf einen Wink Maurus' begannen die bereitstehenden Infanteristen ihre kurzen Schaufeln zu regen. Nicht unheimlich dröhnend, wie auf einen Brettersarg, fiel die Erde auf die Zweige hinab, sondern fast geräuschlos, als hätte es gegolten, eine sanft Schlummernde nicht in ihren süßen Träumen zu stören.

Düster überwachte Markolf, wie die Gruft sich allmälig füllte, endlich ein Hügel sich oberhalb derselben wölbte und mit zähen Rasenblöcken überdeckt wurde. Gleichsam willenlos trat er zur Seite, als man dazu schritt, die Einfriedigung zu schließen. Die Aufforderung seines Bruders, ihn nach dem Lager zu begleiten, lehnte er mit

den Worten ab: „Du kanntest sie nicht, wie ich sie kennen lernte. Ein Engel der Güte und Unschuld war sie im vollen Sinne des Wortes. Ihre Liebe trieb sie in den Tod. Für mich zu sterben, war ihr letzter Trost. Mein Herz begrub ich mit ihr. Jetzt laß mich allein. Wer weiß, ob ich heute nicht zum letzten Mal hier stehe," und sich mit beiden Armen auf die Einfriedigung lehnend, starrte er auf den kleinen Hügel nieder.

Leise traten Maurus, Oliva, Nicodemo und Kit Andrieux von ihm fort. Schweigend folgten sie den bereits unterwegs befindlichen Männern. Bis in's Lager hinein sprachen sie kein Wort zu einander. Nur einmal ermannte Kit sich zu der aus tiefer Brust emporgesendeten Bemerkung: „Dem Gin'ral hätte ich gegönnt, vor seiner Höllenfahrt 'nen einzigen Blick in das offene Grab zu werfen; da möchte sein verrottetes Gewissen gezittert haben beim Gedanken an die Ewigkeit."

Als sie im Lager eintrafen, war die Nacht bereits hereingebrochen. Markolf aber stand noch immer auf derselben Stelle, Arme und Haupt auf die Einfriedigung gelehnt. Schwarz lagerte die stauberfüllte Atmosphäre auf der versengten Steppe. Nur da, wo in den Schutz gewährenden Schluchten die Mannschaften der beiden Militärlager ihre Feuer schürten und mit neuen Holzvorräthen versahen, hing ein matter röthlicher Schein in der Luft. Nichts regte sich ringsum; nichts war hörbar, als das Heulen und Sausen des Windes, der mit wechselnder Gewalt über die Ebene fegte und stoßweise in die offenen Schluchten hineinschnob. Weder die Kälte noch den heftigen Anprall des Sturmes fühlte Markolf, nicht den feinen Aschenstaub, welchen er athmend einsog. Er hatte in der That sein Herz begraben; woher hätten ihm da noch Empfindungen für äußere Eindrücke kommen sollen? Er stand und stand, bis endlich die zu seinen

Ohren dringenden Töne sich in Worte verwandelten, in Worte, wie sie in seinem eigenen Herzen geboren wurden.

„Daisy! Daisy! warum mußtest Du von mir gehen!“ klang es wie eine tiefe Klage aus dem Seufzen des Windes; „Daisy! Daisy! was soll ich ohne Dich noch auf der Welt! Daisy! Daisy! schlafe sanft in der traurigen Einöde! Daisy! Daisy! möchte ich mich an Deine Seite betten können!“

— — — — — — — — — — — —

Die Nacht schritt vor. Im Lager wartete man vergeblich auf Markolf's Rückkehr. Erst als der Tag sich lichtete, wurde man seiner ansichtig, wie er, gleich den Uebrigen, sich zum Aufbruch rüstete. Er sprach mit Keinem. Niemand redete ihn an; aber Blicke der Wehmuth folgten ihm, wohin er sich wenden mochte.

Die letzten Vorbereitungen zum Abmarsch waren beendigt. Das Signal ertönte, und der Zug setzte sich in Bewegung, um sich weiter abwärts mit dem anderen Kommando zu vereinigen. Der Sturm hatte sich im Laufe der Nacht ausgetobt. Als man in gleiche Höhe mit der weithin erkennbaren Grabstätte getreten war, durchbrach die Sonne das gelockerte Gewölk ganz. In grellem Widerspruch standen die goldenen Strahlen mit der schwarzen Farbe der Ebene, aber auch mit den düsteren Betrachtungen, in welche die beiden Brüder sich versenkten. Denn auch Maurus trug sich, neben der Trauer um Markolf's entschwundene Herzensfreude, mit einem ihn schwer bedrückenden Bewußtsein. Der Colonel Rutherfield weilte nicht mehr unter den Lebenden. Die trüben Ahnungen Lydia's hatten ihre Bestätigung gefunden. In der mörderischen Schlacht am Little Osage tödtlich getroffen, war er in seinen Armen verschieden. Seine letzten Worte waren ein Segen, welchen Maurus seiner Tochter persönlich zutragen sollte. Wann das geschehen konnte,

er wußte es nicht. Ebenso wenig, ob die Trauerkunde sie bereits auf einem anderen Wege erreichte. Ihm selbst war kaum Zeit geblieben, den Missionar und dessen Gattin durch wenige Zeilen über diesen neuen Schlag, welcher Lydia betroffen hatte, zu unterrichten und ihnen das Weitere anheim zu geben. Aber sein Herz krampfte sich schmerzlich zusammen, indem er die Wirkung dieses neuen und schwersten Verlustes auf Diejenige sich vergegenwärtigte, deren Bild sein ganzes Sein erfüllte. —

Um mit dem Kommando wieder zu seinem Regimente zu stoßen, mußte Maurus die Richtung verfolgen, welche ihn nach Kansas City führte. Dieselbe entsprach zugleich den Wünschen der Männer, die nach den Council-Bluffs zurückzukehren wünschten. Nur Markolf und Kit Andrieux beabsichtigten, in genannter Stadt zu überwintern. Oliva und Nicodemo gedachten dagegen stromabwärts nach St. Louis zu reisen. Nachdem sie ihrem gefährlichen Beruf endgiltig entsagt hatten, stand ihr Sinn nach der fernen Heimath, wohin nach Eintritt des Frühlings ihr Weg sie zum letzten Mal über die endlosen Grassteppen führen sollte. Bis zum letzten Augenblick wünschten sie indessen, mit den beiden Brüdern zusammen zu bleiben. Dieselben bildeten gewissermaßen das Verbindungsglied zwischen ihnen und den in St. Louis gewonnenen Freunden, den Bewohnern des in grellem Bilderschmuck prangenden Hauses Martin Findegern's.

Einunddreißigstes Kapitel.

In der Nachbarschaft von Kansas City, wo die Entscheidungskämpfe der Bundesarmee mit den südstaatlichen Streitkräften begonnen hatten, gab es wenig Farmgehöfte, welche von der mittelbaren oder unmittelbaren Wirkung der wüthenden Zusammenstöße der erbitterten Gegner ver-

schont geblieben wären. Vielfach von Truppenkörpern als Deckung benutzt und, gleichviel von welcher Partei, mit Heldenmuth angegriffen und vertheidigt, waren sie zerschossen, von Granaten angezündet und niedergebrannt worden. Aber auch räuberische Hände hatten, nachdem die Bewohner flüchteten, sich nach dem in der Hast zurückgelassenen Eigenthum ausgestreckt. Herrenlos irrten Pferde und Rinder, so weit sie nicht als Zugthiere oder Schlachtvieh für gute Beute betrachtet worden waren, in Hainen und auf zerstampften Saatfeldern umher. Erst auf die Kunde des von den Unionisten am Little Osage erfochtenen Sieges athmete man wieder auf. Einer nach dem Anderen kehrten die Ansiedler zu den verlassenen Heimstätten zurück, um mit dem Rest ihrer Habe ein neues betriebsames Leben zu beginnen. Es stählten ihren Muth und befestigten ihre freundlichen Hoffnungen die aus allen Richtungen einlaufenden Nachrichten, daß endlich die Tage der Konföderation gezählt seien und nach dem vierjährigen blutigen Ringen ein dauernder Friede zu erwarten sei.

Etwas abseits von der von Südosten heraufkommenden Landstraße und etwa eine Tagereise weit von Kansas City entfernt, erhob sich ein derartiges Gehöft, welches, obwohl äußerlich die Spuren der in seiner Nachbarschaft stattgefundenen Kämpfe tragend, in der Anlage wie in der Umgebung von dem Fleiß und der Ordnungsliebe der Besitzer Zeugniß ablegte. Diese, ein älteres Ehepaar nebst zwei heranwachsenden Töchtern und ebenso vielen Söhnen, waren bald, nachdem die Secessionisten ihren Rückzug angetreten hatten, mit dem auf zwei Wagen geretteten Hausgeräth und den Betten dem für verloren gehaltenen häuslichen Herde wieder zugeeilt. Einen Theil der Schäden hatten sie bereits ausgebessert, wenigstens insoweit, daß die Räume des umfangreicheren Holzhauses einigermaßen als bewohnbar gelten konnten. Auch die

geretteten Pferde und Rinder, welche sie auf der Flucht begleiteten, hatten die alten Stallungen von Neuem bezogen, um indessen, mit Rücksicht auf den Futtermangel, die Tage, so lange der bevorstehende Winter es erlaubte, auf dürftiger Weide zu verbringen.

Beseelte neue Zuversicht die Farmerfamilie, sobald sie die vertrauten alten Holzwände wieder um sich sah, so offenbarte sich in dem Wesen aller Mitglieder doch ein eigenthümlicher, beinahe feierlicher Ernst, der sich augenscheinlich nicht allein auf die erlittenen Verluste begründete. Vor Allem mußte auffallen, daß sie im Hause sich so geräuschlos wie möglich einherbewegten, ihre Stimmen bis zum Flüstertone mäßigten, sogar auf dem Hofe und in den Stallungen und Schuppen ihre Arbeiten mit einer gewissen Vorsicht verrichteten. Den eigentlichen Grund dafür hätte Derjenige auf den ersten Blick entdeckt, welcher von dem das Haus in zwei Hälften theilenden schmalen Flurgang durch die rechtsseitige Thür in das ursprüngliche Wohn- und Schlafzimmer der beiden alten Leute getreten wäre.

Dort lag auf dem breiten Bett ein Schwerverwundeter, eine Gestalt, die nur noch durch schwache Fäden mit dem Leben vereinigt zu sein schien. Selbst ein vertrauter Freund des Kapitain Houston würde ihn kaum wieder erkannt haben, so zerfallen war sein Antlitz, so abgezehrt waren die Unterarme und Hände, die vor ihm auf der Decke ruhten. Mit den geschlossenen Augen und den kaum wahrnehmbaren Athemzügen hätte man ihn beim ersten Anblick für einen Verstorbenen halten mögen.

Wie Mancher im dichtesten Schlachtengewühl gegen feindliche Geschosse gefeit zu sein scheint, so hätte man von ihm behaupten dürfen, daß er, von der einen Verwundung nothdürftig geheilt, nur den Duft fernen Pulverdampfes einzuathmen brauchte, um alsbald wieder hin-

gestreckt zu werden. Eine Musketenkugel war ihm unterhalb der linken Schulter durch die Brust geschlagen. Wirkte sie nicht sofort tödtlich, so fürchtete man doch in der ersten Zeit, daß das nur matt pulsirende Leben in jeder neuen Minute erlöschen würde. Mit anderen Verwundeten war er vorläufig in dem verlassenen Hause untergebracht worden. Während aber seine Leidensgenossen einer nach dem anderen, je nachdem es deren Zustand erlaubte, weiter befördert wurden, mußte bei ihm von jedem Versuch abgestanden werden. Und so blieb er mit einem Heilgehilfen und seinem Diener allein zurück, von Tag zu Tag seiner Auflösung entgegensehend. Zum Glück trafen bald darauf die Besitzer des Gehöftes ein, die ihn nicht nur zweckmäßiger betteten, sondern sich auch mit seiner Begleitung in die Pflege theilten. Seitdem waren mehrere Wochen verstrichen, und noch immer schwebte er zwischen Leben und Tod.

Zu Häupten neben seinem Lager und einem mit Verbandgegenständen und angemessenen Erfrischungen bedeckten Tisch saß Oliva, das bleiche Antlitz schwermüthig überwachend. In dem ländlich einfachen Frauenanzuge, mit welchem ihre bisherigen Kleider zu vertauschen ihr beim ersten Betreten der Ansiedelung Gelegenheit wurde, bot sie im vollen Sinne des Wortes das Bild einer barmherzigen Samariterin, die sich der übernommenen schweren Aufgabe selbstlos mit ganzer Seele weihte. Dort hatte sie seit acht Tagen mit nur kurzen Unterbrechungen gesessen, stets mit derselben Geduld, derselben Aufmerksamkeit und Hingebung den Todwunden pflegend und seine Lage erleichternd. Und volle acht Tage war es ja her, seitdem Maurus mit seinem Kommando in der Nachbarschaft vorüberzog und der alte Farmer sich auf den Weg begab, um den etwa bei ihm befindlichen Arzt um seinen Beistand zu bitten. Auf die Erklärung des Farmers,

daß die Tage des unter seinem Dache weilenden Offiziers wohl gezählt sein möchten, fragte Maurus nach dessen Namen. Kaum aber hörten Oliva und Nicodemo, die neben ihm hielten, den Namen Houston, als sie sich durch einen Blick verständigten und sofort erklärten, zurückbleiben und den Verwundeten in ihre Obhut nehmen zu wollen. Wenige Worte genügten, Maurus mit den Ursachen der lebhaften Theilnahme vertraut zu machen, und gleich darauf ritten sie mit dem Arzt, den sie von der anderen Kompagnie abholten, nach dem Gehöft hinüber.

Die Befürchtungen, welche der Farmer aussprach, fand der Arzt zwar nicht im vollen Umfange bestätigt, allein irgend welche zuversichtliche Hoffnungen vermochte er nicht anzuregen. Nachdem er Houston eingehend untersucht und verbunden, ihn außerdem aber auf das ungeahnte Wiedersehen vorbereitet und Oliva mit den genauesten Anweisungen über die Art der Pflege versehen hatte, folgte er seinem Kommando nach. Nicodemo und Oliva, die bereits ein Uebereinkommen rücksichtlich ihres Verbleibens mit dem Farmer getroffen hatten, begleiteten ihn bis auf den Hof hinaus, wo er zu Pferde stieg.

Eine Weile sahen sie ihm schweigend nach, worauf Oliva sich Nicodemo mit den Worten zukehrte: „Das ist mehr als Zufall. Ein versöhntes Geschick bietet mir immer neue Gelegenheit, mein Geschlecht in würdigerer Weise zu vertreten. Bist Du damit einverstanden, so pflege ich ihn, bis er entweder hergestellt ist, oder ein höherer Wille über sein Leben entschied."

„Nicht nur einverstanden," antwortete Nicodemo aus vollem Herzen, und innige Befriedigung leuchtete aus seinen Augen, „sondern ich preise es auch als eine Fügung des Himmels, daß die Trauerbotschaft uns erreichte."

„So mag denn unser gemeinschaftliches Werk gesegnet sein, wie um seiner selbst willen, auch zur Freude Der-

jenigen, die ihn zur Zeit vielleicht schon als einen Todten beweint."

Noch zur selbigen Stunde nahm sie ihren Sitz neben dem erstaunten Kapitain ein, der ihr, tief ergriffen, seine Dankbarkeit nur in Blicken auszudrücken vermochte.

Folgenden Morgens fuhr Nicodemo in Begleitung des nunmehr überflüssig gewordenen Heilgehilfen zur Stadt, um einige stromabwärts bestimmte Briefe zu befördern. Der eine trug die Aufschrift: „An den Tischlermeister und Sargfabrikanten Herrn Martin Findegern." Außerdem vermittelte Nicodemo den regelmäßigen Besuch eines Arztes, sich zugleich mit Allem ausrüstend, was nur irgend geeignet, zur Erleichterung der Lage des Kapitains und zu seiner Heilung beizutragen.

Seitdem waren jene acht Tage verstrichen, ohne daß eine merkliche Besserung in dem Befinden des Kapitains stattgefunden hätte. Eine solche beschränkte sich wenigstens nur darauf, daß er überhaupt noch lebte, und der weitere Kräfteverlust zum Stillstand gelangte.

Es war am Nachmittage eines rauhen Novembertages, als Nicodemo von der Stadt zurück erwartet wurde, wohin er sich begeben hatte, um mit den dort weilenden Brüdern die nächste Zukunft zu berathen. Houston lag im Schlaf. Auf ihm ruhten die ernsten Blicke Oliva's. Das in dem aus Feldsteinen aufgeführten Kamin lodernde Feuer verbreitete behagliche Wärme in dem düsteren Zimmer. Vor demselben saß ein Mann in der abgetragenen Uniform eines Vereinigte-Staaten-Dragoners, der Diener des Kapitains. Grämlich in die Flammen stierend, schob er, je nach Bedarf, immer wieder einige Holzscheite in die knisternde Gluth. Neben der Theilnahme auf Oliva's Zügen prägte sich eine gewisse ängstliche Spannung aus. Sie ersehnte die Heimkehr Nicodemo's. Aber weiter noch reichten ihre Hoffnungen. Mit wachsender Ungeduld harrte

sie der Antwort auf ihre brieflichen Mittheilungen, welche von Kansas City aus entsendet worden waren. Immer wieder berechnete sie die Zeit, welche ein Dampfer zur Fahrt nach St. Louis gebrauchte, und die Tage, die zur Reise stromaufwärts erforderlich. Nur stundenweise hatte sie die Gelegenheit benutzt, um über ihre Erlebnisse, seitdem sie von einander geschieden waren, zu dem Leidenden zu sprechen, und als ein günstiges Zeichen pries sie seine allmälig wachsende Theilnahme für ihre vorsichtig begrenzten Schilderungen. Dabei befremdete sie nur, daß er Margaretha's oder seines Verkehrs im Hause Martin Findegern's mit unzweideutiger Absichtlichkeit nie erwähnte, und so vermied auch sie sorgfältig, verfrüht an die auf jene Tage entfallenden Erinnerungen zu rühren.

Aus ihrem träumerischen Sinnen wurde sie durch Houston ermuntert, indem ein tiefer Seufzer sich seiner Brust entrang und er demnächst die Augen aufschlug. Matten Blickes sah er zu ihr empor, zugleich reichte er ihr die abgemagerte Hand. Seine Lippen öffneten sich zu neuen Dankesergüssen, doch ebenso schnell wehrte sie ihm. Nachdem sie ihn durch einen Trunk erquickt hatte, fuhr sie liebreich tröstend fort: „Es ist Ihnen streng geboten worden, alle und jede Erregung zu vermeiden, und zu solchen zählt es, wenn Sie sich zu Kundgebungen verleiten lassen, bei welchen ungerechtfertigt Ihre Gefühle zu sehr in den Vordergrund treten."

„Wo sollten, abgesehen davon, daß seit den letzten beiden Tagen die Beschwerden beim Sprechen erheblich abgenommen haben, jetzt noch Erregungen für mich liegen?" antwortete Houston mit zwar matter, jedoch klarer Stimme. „Meinen Dank weisen Sie zurück und sonst gibt es nichts, was meinen Pulsschlag auch nur ein wenig zu beschleunigen vermöchte. Kalt beurtheile ich Alles, was hinter mir liegt, kalt die Zukunft, kalt mein jetziges elendes

Dasein. Hätte die Kugel mich durch's Herz getroffen, wie viel besser wäre ich daran gewesen, als nunmehr vielleicht langsam hinzusiechen oder, was noch ärger, mit der Aussicht mich zu tragen, als elender Krüppel Jahr auf Jahr an mir vorüberziehen zu lassen."

„Sie werden vollständig geheilt werden," versetzte Oliva sanft, „und noch lange, sehr lange im Vollbesitz Ihrer Kräfte in irgend einem Beruf Ihre Befriedigung finden. Die militärische Laufbahn mag Ihnen freilich verschlossen bleiben, zumal es keinem Zweifel unterliegt, daß der unselige Krieg binnen wenigen Wochen oder Monaten seinen Abschluß erhält. Fassen Sie daher freudigen Muth. Beschäftigen Sie sich mit Bildern kommenden Glückes, wie solche kräftigend auf Ihr Gemüth einwirken. Geben Sie auf das Zagen, welches, wie der Arzt mir bei seinem letzten Besuch betheuerte, durchaus unberechtigt."

Houston lächelte ungläubig und fester sah er in Oliva's mild strahlende dunkle Augen.

„Mit freundlichen Bildern?" sprach er zweifelnd, „wie sollte ich das beginnen? Nur ein einziges kenne ich noch: indem ich Sie betrachte, unausgesetzt immer neue Beweise Ihrer Herzensgüte über mich ergehen lassen muß, frage ich mich, ob Sie wirklich derselbe verwegene junge Mann, der mit Tod und Verderben gleichsam spielte —"

„Nein, nein, ich bin es nicht mehr," fiel Oliva etwas lebhafter ein, als wäre die Mahnung an das bewegte Kundschafterleben ihr peinlich gewesen; „mit dem Lederrock streifte ich Alles ab, was im Widerspruch mit meinem Geschlecht stand. Ich streifte es ab, um höchstens in meinen Träumen noch einmal in jene Lage zurückversetzt zu werden, die mir heute als die einer anderen, mir fern stehenden Person erscheint. Zur Zeit kenne ich nur noch das Bestreben — Sie sehen, ich bin offen — mir das anzueignen und zu fördern, was den Seelenfrieden einer

gewissenhaften, auch auf das Glück Anderer bedachten Frau begründet und befestigt." Sie sann ein Weilchen nach. Zweifel webten in ihren Blicken. Dieselben indessen schnell besiegend, fuhr sie fort: „Ich erinnere mich gern und lebhaft der Tage, welche ich im Hause des treuherzigen alten Findegern verlebte; besonders der Stunden, die ich im Verkehr mit Margaretha verbrachte. Lag es in denselben doch so nahe, einen Vergleich zwischen dem heiteren unschuldigen Kinde und meiner Person aufzustellen. Wie blutete mir damals das Herz, und was hätte ich nicht darum gegeben, wäre es mir ebenfalls beschieden gewesen, niemals die Kluft zu eröffnen, durch welche ich mich von dem holden, treugesinnten Mädchen getrennt fühlte. Freilich" — und eine Wolke der Trauer eilte über ihr schönes Antlitz, welches durch die veränderte Haartracht erhöhte Reize erhielt — „das Geschick ist stärker, als der redlichste menschliche Wille. Das Wiedersehen einer Schwester könnte mir indessen keine größere Freude bereiten, als ihr noch einmal in die lachenden ehrlichen Augen zu schauen. Ich gedenke ihrer beiden Brüder. Welche Wonne wäre es für mich, eine Begegnung der drei Geschwister zu vermitteln; allein das wird wohl auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Der Aeltere ist durch seine Dienstpflicht zu streng gebunden; der Andere befindet sich noch zu sehr unter dem Eindruck des auf ihn hereingebrochenen schweren Verhängnisses, um sich zu einer Reise nach St. Louis zu entschließen, obwohl der Einfluß der Schwester sicher ein segensreicher für ihn wäre. Und Margaretha endlich" — hier verschärfte sich die beinah ängstliche Spannung, mit welcher Oliva auf das bleiche Antlitz des Kapitains niedersah — „ihr anzurathen, den Missouri so weit heraufzukommen, selbst in Begleitung ihres ehrenwerthen alten Onkels, dürfte ebenfalls seine Bedenken haben."

Wie in Halbschlaf versunken, die Lider beinahe geschlossen, lauschte Houston den mit Bedacht in die Länge gezogenen Mittheilungen. Erst als Oliva schwieg, sah er wieder freier empor, und zögernd, wie mit Widerstreben, versetzte er: „Wie es mir abermals ergangen ist, ahnt wohl Keiner. Wen sollte das auch viel kümmern? Es ist am besten, ich sterbe und verderbe —“

„Nicht weiter in diesem Sinne,“ unterbrach Oliva ihn mit sanftem Vorwurf, „nein, nicht weiter, oder ich sehe mich gezwungen, hinfort in der Wahl unserer Gespräche vorsichtiger zu sein und der ernsteren mich ganz zu enthalten. Vielleicht überschritt ich schon die mir vom Arzt gesteckte Grenze, indem ich den Versuch wagte, Sie allmälig mehr und mehr an einen Gedankenaustausch zu gewöhnen. Und Sie müssen durchaus nicht nur körperliche, sondern auch geistige Kräfte sammeln, um etwaigen freundlichen Ereignissen ohne Gefahr für Ihren Zustand begegnen zu können.“

„Freundliche Ereignisse?“ fragte Houston spöttisch und schloß die Augen wieder.

„Wäre es denn unmöglich, daß die Brüder sich brieflich mit Onkel und Schwester in Verbindung setzten und diese die augenblickliche Sicherheit auf dem Missouri zu einem Ausfluge bis nach Kansas City hinauf benutzten? Und was erschien denn natürlicher, als daß Beide, wenn sie von unserer Anwesenheit hier Kunde erhielten, uns einen Besuch abstatteten?“

„Ob möglich oder nicht,“ versetzte Houston kurz, und zu ihrem Schrecken gewahrte Oliva, daß seine Wangen sich zum ersten Mal wieder leicht rötheten, „mir könnte es in meiner augenblicklichen Lage nur unerwünscht — o, mehr als das — es könnte mir nur peinlich sein. Aber Sie ahnen nicht, vermögen nicht zu ahnen, daß mein Abschied von dem gastlichen Hause nicht den Cha-

rakter trug, welchen ich ihm — was soll ich es jetzt noch verheimlichen — so innig wünschte und, durch eine Andeutung von Ihnen ermuthigt, ihn glaubte erhoffen zu dürfen." Mit letzterem Wort kehrte er sich ab, und wie von Erschöpfung übermannt, schloß er die Augen.

Leicht begriff Oliva, daß er das Gespräch nicht weiter zu führen wünschte. Wie sie es erklären sollte, ahnte sie nicht. Und doch war ihr nicht entgangen, daß bei Erwähnung Margaretha's ein gleichsam belebender Hauch seinen hinfälligen Körper durchlief, um indessen alsbald wieder in größerer Mattigkeit aufzugehen, und so fuhr sie in freundlich ermahnendem Tone vorsichtig fort: „Was ich sagte, beschränkte sich auf haltlose Phantasien, die allerdings von aufrichtigen Herzenswünschen getragen wurden. Es sollte gewissermaßen ein Erproben Ihrer zurückkehrenden Lebenskraft sein. Doch wir wollen es jetzt genug sein lassen. Müßte ich doch die bittersten Vorwürfe gegen mich selbst erheben, hätten Sie unter den Folgen meiner Unbedachtsamkeit zu leiden."

„Fürchten Sie das nicht, theuerste Freundin," erwiederte Houston, und seine Hand in die Oliva's legend, suchte er mit einem Ausdruck tief empfundener Dankbarkeit ihre Augen, „denn, ich wiederhole es, seit einigen Tagen fühle ich mich erheblich kräftiger. So quält mich auch der Gedanke nicht mehr, wohl gar den ganzen Winter hier verbringen zu müssen —"

„So verbringen Sie ihn nicht allein," nahm Oliva einfallend das Wort; „Nicodemo und ich bleiben Ihnen zur Seite, bis Sie weit genug hergestellt sind, um gemeinschaftlich mit uns nach St. Louis reisen zu können, und sollte es, was ich nicht glaube, Monate dauern. Trennen wir uns aber auf zwei oder drei Tage von Ihnen zu einem kurzen Besuch der Stadt" — und von Houston unbemerkt, schlich, indem sie des Zweckes gedachte, welchen

sie und Nicodemo mit dieser Reise verbanden, milde Gluth über ihre sammetweichen gebräunten Wangen — „nein, nein, erheben Sie keine Einwendungen gegen unsere Absicht, längere Zeit an diesem, wenn auch etwas beengten Ort zu bleiben. Seien Sie vielmehr überzeugt, daß nach den Jahren eines mehr als abenteuerlichen Lebens, nach der ununterbrochenen krankhaften Spannung, in welcher ich fortgesetzt schwebte, und nach Allem, was ich sah und erlebte, es namentlich für mich eine Wohlthat ist, mit vollem Herzen mich den Pflichten hingeben zu können, für welche das schwächere Geschlecht ursprünglich bestimmt wurde."

Ob Houston ihre letzten Worte noch hörte, vermochte sie nicht zu unterscheiden. Als sie aber endigte, athmete er ruhig und tief. Sinnend beobachtete sie, wie die wunde Brust sich hob und senkte. Sinnend das bleiche Antlitz mit dem zu beiden Seiten des Mundes sich in den Bart verlaufenden tiefen Leidenszug. Sollte er noch einmal zu frischem, fröhlichem Leben sich emporraffen, oder war es ihm beschieden, dennoch in der Blüthe der Jahre dem Tode anheimzufallen? Was seine Heilung verzögerte, was unablässig an seinem Gemüth nagte: vergeblich suchte sie, es zu ergründen. Sie selbst hatte einst verheißende, von ihm unvergessene Worte zu ihm gesprochen, Worte, zu welchen sie glaubte sich berechtigt halten zu dürfen, Worte, die unzweideutig einen tiefen Nachhall in seiner Brust fanden, seinen Blicken einen Ausdruck überschwenglichen Entzückens verliehen. Jetzt dagegen genügte eine nur entfernte Anspielung ähnlicher Art, ihn peinlich zu erregen, die letzte Hoffnung auf irdisches Glück gewissermaßen in ihm zu ersticken. Wie ein unlösbares Räthsel baute es sich vor ihr auf. Wehmuth beschlich sie bei dem Gedanken, daß dieselben Ursachen, welche eine so scharf ausgeprägte Wandlung in Houston's Empfinden

bewirkten, sich bei Margaretha vielleicht wiederholten und sie daher die stillen freundlichen Hoffnungen, welche sie hegte, zu Grabe tragen müsse.

So sann und grübelte sie, während ihre Blicke traurig an dem Antlitz des Leidenden hingen. Konnte unter solchen Bedingungen ihr Mühen und Sorgen um ihn von Erfolg gekrönt werden? Sie zagte. Im rücksichtslosen Einherstürmen auf gefahrvoller Bahn, wo ein finsteres Ziel ihr unentwegt vorschwebte, Tod und Verderben sie unablässig umringten, hatte das Glück sie stets begleitet; sollte es jetzt bei einem menschenfreundlichen Werk ihr untreu werden? Sich auf ihrem Stuhl zurücklehnend, neigte sie das Haupt. Einschläfernd wirkten bei der herrschenden Stille die von dem Kamin ausströmende Wärme und das geheimnißvolle Knistern und Knacken des brennenden Holzes auf sie ein, beruhigend die regelmäßigen Athemzüge des Leidenden. Der durch Nachtwachen und aufreibende Sorgen erschöpfte Körper verlangte sein Recht. Bewußtlosigkeit umfing ihre Sinne. Ihre Augen schlossen sich zum traumlosen Schlummer. —

Zu derselben Zeit näherte sich aus der Richtung der eine Strecke stromabwärts von Kansas City gelegenen Stadt Independence ein von zwei Pferden gezogener einfacher Kastenwagen der Farm. Auf dem vorderen Bockbrett saß der Kutscher, ebenfalls ein alter Farmer. Auf dem hinter ihm befindlichen hatten zwei Reisende ihren Platz gefunden. Außer den Decken, welche zum Schutz gegen die empfindliche Kälte über ihre Kniee ausgebreitet worden waren, hatte der größere noch eine zweite Decke um die Schultern geschlungen und bis über die Ohren hinaufgezogen. Man sah daher nicht viel mehr von ihm, als einen schwarzen Cylinderhut, unter welchem hervor eine blau gefrorene lange spitze Nase und ein nicht minder spitzes, aus nicht allzuviel Borsten bestehendes Kinnbärt-

chen sich schüchtern in's Freie hinausschoben. Von der neben ihm sitzenden Gestalt ließen dagegen ein kostbarer Pelz und ein ähnliches Barett im vollen Umfange ein jugendfrisches Mädchenantlitz frei, dessen Wangen von dem scharfen Winde tief geröthet waren. Beide schauten ernst und nachdenklich darein. Je näher sie der Farm rückten, um so schweigsamer waren sie geworden, in um so höherem Grade prägten Zweifel und besorgnißvolle Spannung sich in ihren Zügen aus.

Sie mochten vielleicht noch eine Viertelstunde zu fahren haben, als es unter dem hohen Hut hervor zu dem Kutscher hinüberschallte: „Es waltet also kein Irrthum, Mann? Das da drüben ist sicher und gewiß das Gehöft eines gewissen Collins?"

„Collins ist der Name des Besitzers," antwortete der Kutscher zuversichtlich über die Schulter; „ich sollte doch wohl meinen alten Nachbarn und seine Farm kennen? Und Nachbarn waren wir lange genug und werden's auch wieder werden, so Gott will. Ich bin nur weniger glücklich gewesen als er. Er konnte wieder in sein Haus einziehen, wogegen mein Gehöft — da hinter dem Busch lag's — von den Rebellen niedergebrannt wurde, so daß ich erst im Frühling mit dem Neubau beginnen kann."

„Bless you, Mann, da war's ein rechtes Glück, was uns in Independence mit Ihnen zusammenführte," versetzte Martin Findegern, „der Henker mag bei solcher Hundekälte lange in's Gelag hineinfahren, da ist ein sicherer Führer doppelt so viel werth."

„Glück und auch wieder nicht," meinte der Kutscher, „denn ein Glück ist's bei Gott nicht, den Winter in der Stadt sammt Weib und Kind verbringen zu müssen und ziemlich kläglich obenein. Die Hölle über die Rebellion, die mich um die Hälfte meiner Habe brachte."

„Recht so, Mann," bestätigte Martin, und aus der

Bewegung des Hutes ließ sich entnehmen, daß er die Brauen ungewöhnlich hoch nach der Stirn hinaufschraubte, „traf's indessen nur die Habe, so ist die mit rechtschaffener Arbeit allmälig wieder heranzuschaffen. Anders dagegen, wenn Jemand am Leben geschädigt wurde. Das läßt sich nicht ausflicken, wie 'ne alte Bettstelle, die baufällig geworden. Ich kenne das nämlich."

„Damit haben ich und die Meinigen uns ebenfalls getröstet, und ein schlechter Hausvater, der nach dem ersten Mißerfolg nicht schnell wieder einen neuen Anlauf nimmt."

„Hörten Sie neuerdings von Ihrem Nachbar Collins?"

„Vorgestern war ich erst dort. Ich fuhr einen Doktor hinaus. Der hatte von Kansas her den Auftrag erhalten, mit 'nem anderen Doktor bei Collins zusammenzutreffen. Ich kalkulire, sie wollten über den Verwundeten berathschlagen. Mir selber paßte es recht, weil's da ein paar Dollars zu verdienen gab."

„Er lebt also vor allen Dingen noch," wendete Martin sich an Margaretha, die unverkennbar ängstlich dem Gespräch gelauscht hatte, „und so lange Einer lebt, so lange ist auch Hoffnung. Außerdem hat's der Kapitain bewiesen, daß seine Knochen sich zum Heilen eignen. Sind doch neun Tage verstrichen, seitdem Nicodemo und Oliva schrieben, daß es schlecht mit ihm stände, und in neun Tagen kurirt sich schon Manches aus. Bless you! Er wird wohl wieder eine Weile zum Kriegsdienst untauglich sein, und da kommt's ihm zu statten, daß er mit der Tischlerei weit genug gediehen ist, um sich dadurch fortzubringen."

Margaretha antwortete nicht gleich. Ihre Blicke hafteten auf dem deutlicher hervortretenden Gehöft, welches mit der dem Schornstein entwirbelnden, vom Winde grimmig mißhandelten Rauchsäule einen gewissen anheimelnden Eindruck erzeugte. Martin Findegern beob-

achtete sie unterdessen mit dem nach rechts herumgeschraubten blinzelnden Prüfungsauge, als hätte er die Gabe besessen, in ihrem Inneren zu lesen. Plötzlich brach sie das eingetretene Schweigen mit den Worten: „Es wäre doch wohl rathsamer gewesen, erst in Kansas City den Dampfer zu verlassen und zuvor Maurus und Markolf zu begrüßen. Wie lange ist es her, seitdem ich sie nicht sah.“

Abermals betrachtete Martin seine Nichte verstohlen, bevor er bedächtig erklärte: „Erstens sind die beiden Jungens gesund, wie Oliva ausdrücklich schrieb, und da macht's keinen Unterschied, ob Du sie einige Tage früher oder später wieder siehst. Zweitens soll es mit dem Kapitain gar nicht gut stehen, so daß wir nach zwei Tagen vielleicht zu spät kommen möchten“ — er erschrak, als er gewahrte, daß Margaretha sich entfärbte, und fügte erst nach einer kurzen Pause hinzu: „Und drittens, und drittens — bless you, erinnere ich Dich daran, daß Du es warst, die darauf drang, daß er, der so allein in der Welt dastände — nämlich Deine eigenen Worte — wohl verdiente, daß man sich nach ihm umthue, um ihn nicht elendiglich verkommen zu lassen.“

„Aber Doktor Krehle gab den Ausschlag.“

„Ja, das that er, indem er sich auf Deine Seite stellte, da mußte ich schon nachgeben, und gern geschah es obenein. Doch dies Alles fällt nicht in's Gewicht. Finden wir den Kapitain einigermaßen auf den Füßen, so nehmen wir ihn mit nach St. Louis. Da mag er meinetwegen bei uns wohnen, und Fegefeuer ihn bedienen, bis er weit genug, um wieder in der Werkstatt eintreten zu können. Denn schade wär's um sein Talent, bliebe er nicht bei dem Metier. Bis zu unserer Heimreise hättest Du Zeit genug, Dich mit Deinen Brüdern auszusprechen und sie zu einem besseren Glauben zu bekehren. Denn was haben

sie von den beiden letzten Jahren gehabt? Doch kaum das liebe Leben, und ich in meinen bescheidenen Verhältnissen kann sie unmöglich unterstützen, sollte es ihnen gefallen, das jetzige Lungerleben weiter zu führen."

„Sie erwarten ja gar keine Unterstützung von Ihnen," wendete Margaretha ein, ahnungslos, daß Martin nur von dem Wunsch beseelt war, sie zu zerstreuen und durch seine Bemerkungen auf andere Gedanken zu bringen.

„Nein, das geschah nicht, weil sie zu viele Raupen im Kopfe haben und lieber den Gurt enger schnallen, um dem Hunger zu begegnen, anstatt sich für ein ehrenwerthes Handwerk zu entscheiden und dabei ihren leiblichen Mutterbruder zu Rathe zu ziehen."

„Sie beurtheilen die armen Jungens zu hart. Und schließlich wäre ein wenig Stolz auf die Fähigkeit, sich ohne fremde Hilfe durch's Leben zu schlagen, immer noch kein Fehler."

„Nein, Grethe, ein Fehler gerade nicht; aber wie der Wind kalt weht," ging Martin, um nicht zu widersprechen, zu anderen Dingen über, „freilich, im November ist nichts Besseres zu erwarten. Hoffentlich frierst Du nicht."

„In diesem prachtvollen Pelz? Peinlich ist mir nur, daß Doktor Krehle so viel Geld dafür verausgabte."

„Nun ja, ein gut Stück Geld kostete er. Dergleichen Ausgaben kann sich auch nur Jemand leisten, der Tag für Tag seinen Lohn bezieht und keine Zinsen zu bezahlen braucht. Meine Mittel hätten mir solchen Aufwand nicht erlaubt. Ich war schon froh, Dir mit der Mütze unter die Arme zu greifen," erklärte Martin Findegern, und die Deckenfalten verheimlichten ein ganz hinterlistiges verschmitztes Grinsen.

„Aber wie kommt er dazu? Und wie kann ich mich überhaupt erkenntlich dafür zeigen?" fragte Margaretha

offenbar in der Absicht, durch Weiterführen des Gesprächs keine Ruhe für andere Betrachtungen zu finden.

„Wie er dazu kommt, Grethe? Bless you! Als die Reise beschlossen war, gedachte er des kalten Wetters und da ging er hin, um durch den Ankauf des Pelzes Deine Person gegen das Erfrieren zu schützen. Ging er in seiner schrullenhaften Einfalt mit dem Preise höher, als es eigentlich vernünftig war, so ist das seine Sache," und immer wieder grinste Martin vergnüglich in die Decke hinein, als wäre es ihm ein Leichtes gewesen, andere Aufklärungen zu ertheilen. „Er ist eben ein verschrobener leichtfertiger Kauz, der indessen schon allein seiner Kunst wegen große Achtung verdient. Und von Anerkennung redest Du gar? Lache ihn nur recht freundlich an, so ist er reichlich bezahlt; und lache ihn abermals an, so kauft er Dir vielleicht ein seidenes Kleid dazu, und kostete es ihn den letzten Groschen."

„Unter solchen Bedingungen werde ich ihn überhaupt nicht mehr anlachen. Es sähe aus wie eigennützige Berechnung."

Trotz der Kälte reckte Martin unter der Decke hervor das Spitzbärtchen sanft aus, ein Zeichen tiefen Nachdenkens, worauf er nach einer Pause bemerkte: „Da würdest Du ihn arg kränken. Hoffentlich sieht er während unserer Abwesenheit ordentlich zum Rechten. Zeit genug hat er wenigstens dazu, da es keine Särge zu lackiren gibt. Vermuthlich hält er sich an dem Hause schadlos mit seiner Malerei. Wird sich aber wohl auf die Innenseite beschränken müssen, denn draußen möchten ihm bei der Kälte die Finger ungelenkig werden. Er redete davon, auf meine Zimmerthür mein Ebenbild in Lebensgröße zu malen, sein eigenes auf die andere und d'runter zu schreiben: Orestes und Pylades, oder wie die beiden Heiligen sich nennen. Und ein großer Künstler ist und

bleibt er, das hat er abermals bei der Herstellung des Porträts des Schlingels, des Fegefeuer, bewiesen. Man braucht nur die weißen Zähne und die großen Plattfüße zu betrachten, um zu wissen, wer es sein soll. Aber einen besseren Platz, als die Hinterthür, hätte er immerhin zu dem schönen Gemälde wählen können."

„Neue Angriffe auf unser Haus sind nicht mehr zu befürchten?" fragte Margaretha, ein mattes Lächeln bekämpfend.

„Nichts von der Sorte. Den Schrecken, den ich den Clansbrüdern einjagte, überwinden sie nicht so leicht. Traf Palmer doch schon Anstalt, nach dem Süden überzusiedeln."

Die nahe Farm im Auge, sann Margaretha eine Minute nach und bemerkte zweifelnd: „Wenn der Kapitain fest darnieder liegen sollte, so kann ich unmöglich zu ihm hineingehen. Da wäre ich vielleicht dennoch besser in der Stadt aufgehoben gewesen."

Findegern sandte ihr einen Blick des Erstaunens zu. Er mußte seine Gedanken ordnen, bevor er antwortete: „Zu Kranken und Verwundeten gehen die vornehmsten Ladies. Das ist nämlich Christenpflicht, würde also auch Dich nicht schlecht kleiden. Das sind indessen Dinge, die mir nicht so glatt von Händen gehen, wie ein regelrechter Hobel. Da mein' ich, Du könntest unsere Freundin Oliva d'rum befragen und Dich von ihr berathen lassen. Verwunderlich ist mir nur, daß, je näher wir dem Kapitain kommen, Du immer mehr bereust, zu der Reise getrieben zu haben. Da muß doch Mißliches zwischen euch vorgefallen sein. Schon damals erschien's mir verdächtig, daß er ohne einen richtigen Abschied davonging. Das ist sonst nicht Art vornehmer Leute."

„Nichts ist vorgefallen," entgegnete Margaretha, nachdem sie flüchtig auf der Unterlippe genagt hatte, „vielleicht

erwartete er noch mehr Zuvorkommenheit, als ich ihm zu Theil werden ließ — ich weiß es nicht — er mag auch launenhaft" — sie brach erschrocken ab. Auch Martin Findegern, der ihre sich einander widersprechenden Regungen am wenigsten zu ergründen verstand, versank in Schweigen. Der Kutscher dagegen, nunmehr einen geraden ebenen Weg vor sich, trieb die Pferde schärfer an, und einige Minuten später trafen sie vor der wieder nothdürftig hergestellten Einfriedigung des Gehöftes ein.

Beim Herannahen des Fuhrwerks war der alte Farmer vor die Hausthür getreten. Anstatt aber die Einfahrt zu öffnen, winkte er dem Kutscher, draußen halten zu bleiben, und sich zu ihm hinüber begebend, rieth er ihm, um das weitere Rollen des Wagens zu vermeiden, auszuspannen und die Pferde ohne viel Lärm nach dem Schuppen zu führen. Dann forderte er Martin Findegern und Margaretha auf, abzusteigen und ihn in's Haus zu begleiten.

„Steht es denn so böse mit Ihrem Kranken?" fragte Martin, nachdem er unten festen Fuß gefaßt hatte, gedämpft, und mehr, als das Gesicht des Farmers, überwachte er die Züge seiner Nichte, deren Blicke unverkennbar zaghaft an den Lippen des Ansiedlers hingen.

Dieser zuckte die Achseln, dadurch das Bedenkliche des Zustandes Houston's andeutend. Margaretha ergriff des Onkels Arm, um sich auf denselben zu stützen, und der Farmer fuhr fort: „Ich vermuthe, Sie sind Freunde des Kapitains. Man erwartet nämlich da drinnen solche, und da erhielt ich Anweisung, für Ihr Unterkommen zu sorgen, so gut es unter meinem Dach angänglich. Von seinem Befinden können Sie sich übrigens selbst überzeugen. Ich möchte keine zu ernste Besorgnisse wachrufen, aber auch keine zu große Hoffnungen. Ist Ihnen aber an seinem Wohlergehen gelegen, so lassen Sie ein wenig Vorsicht walten. Ich glaube, der Kapitain schläft, und nachtheilig

wär's, würde er mit 'nem Schrecken ermuntert." So sprechend, führte er die Gäste in die von ihm selbst und seiner Familie bewohnten Räume, worauf seine Frau sich zu Oliva hinüber begab, um sie von dem Eintreffen ihrer Freunde in Kenntniß zu setzen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Behutsam war die Farmersfrau in das Krankenzimmer geschlichen, durch eine leichte Berührung Oliva ermunternd. Bestürzt fuhr diese aus dem Schlaf empor. Ihr erster Blick galt Houston, der sich noch nicht gerührt hatte. Seine Athemzüge verriethen fortgesetzt einen ruhigen, kräftigenden Schlaf. Dann erst kehrte sie sich der Frau zu, welche durch eine Geberde zur Vorsicht mahnte.

„Gäste sind da," raunte diese ihr zu, „es sind Freunde oder Anverwandte des Kapitäns. Sie möchten Sie sprechen, bevor sie den Kapitain sehen."

„Welcher Art sind die Gäste?" fragte Oliva beklommen.

„Ein älterer Mann, vermuthlich ein Deutscher —"

„Und ein junges schönes Mädchen?" warf Oliva beinahe athemlos vor Spannung ein.

„Eine aufblühende Rose," bestätigte die Frau, „und schön, wie ein sonniger Frühlingsmorgen —"

„Das sind sie, ja, das sind sie," versetzte Oliva, sie leise unterbrechend, und nach einem abermaligen Blick auf Houston erhob sie sich.

Nach dem Kamin zu dem Soldaten hinüberschleichend, gebot sie diesem, ihre Stelle neben dem Bett einzunehmen und bei der geringsten Bewegung seines Herrn sie zu rufen, dann folgte sie der Frau nach deren Wohnung. Sie hatte indessen kaum die Schwelle des Zimmers überschritten, da hing Margaretha an ihrem Halse, sich wei-

nend an sie anschmiegend, um von ihr in eine innige Umarmung gezogen zu werden. Einen freundlichen Gruß wechselte sie über deren Haupt hinweg mit dem maßlos erstaunt dareinschauenden alten Sargfabrikanten; zugleich strich sie zärtlich über das blonde Haar der heftig Schluchzenden, um sie zunächst zu beruhigen und zugänglich für ihre ferneren Mittheilungen zu machen. In ihren eigenen Augen aber perlten Thränen der Wehmuth und der Freude. Gab es für sie doch keine Zweifel mehr, daß, was auch immer zwischen dem Kapitain und Margaretha gewaltet haben mochte, in ihren heiligsten Gefühlen eine Wandlung nicht stattgefunden hatte.

Endlich sah Margaretha zu ihr auf. Wie eine Frage prägte es sich in ihren Zügen aus, wie eine bange Frage, der sie indessen keine Worte zu verleihen wagte.

Zärtlich küßte Oliva sie auf die Stirn.

„Gott segne Sie, meine liebe, liebe Freundin," sprach sie mit vor Innigkeit bebender Stimme, „Gott segne Sie tausendmal dafür, daß Sie ohne zu zögern Ihren Weg hierher genommen haben. Wo der Lebensmuth versagt, da kann die Heilung nur schwer und langsam von statten gehen. Sie aber werden diese Hauptbedingung wieder entfachen zu Ihrem Glück und dem — Anderer."

Margaretha war zurückgetreten. Tiefe Gluth hatte sich über ihr Antlitz ausgebreitet. Eine Antwort stand ihr nicht zu Gebote. Aber von einer Erregung sich in eine andere gleichsam hineinflüchtend, hingen ihre Blicke schüchtern und zugleich bewundernd an den Augen Oliva's, die so viel weibliche Milde, so viel Herzensgüte ausstrahlten, daß sie sich davon bis in's Herz hinein ergriffen fühlte.

Als hätte sie ihr Gedächtniß klären wollen, strich sie mit der Hand über ihre Stirn, und unsicher, wie in Zerstreuung, sprach sie: „Wie sind Sie schön — so ver-

ändert — ich wollte den Onkel nicht allein reisen lassen — ich fürchtete für ihn," und lieblicher noch erglühte ihr Antlitz bei diesen Ausflüchten. „Ihm war so viel daran gelegen, den Kapitain wieder zu sehen und, wenn irgend möglich, in seinem eigenen Hause pflegen zu lassen — ich dachte dabei an meine Brüder — ich sah sie seit Jahren nicht —"

Liebreich blickte Oliva in die zu ihr erhobenen, befangen schauenden Augen. Ein Anflug heiteren Verständnisses eilte über ihr Antlitz, jedoch nur, um alsbald wieder von gleichsam mütterlichem Ernst verdrängt zu werden, und so erwiederte sie zögernd: „Auch die herzliche Theilnahme Ihres Onkels wird dazu beitragen, ihn einem frischen, fröhlichen Leben schneller zurückzugeben. Wochen mögen aber noch hingehen, bevor der Kapitain hinreichend Kräfte sammelte, um ohne Besorgniß vor den Folgen die Reise nach St. Louis antreten zu dürfen. Außerdem ist der Winter vor der Thür, wodurch die Uebersiedelung erheblich erschwert wird. Wir werden also Geduld üben müssen."

„So warten wir noch einige Wochen," betheiligte Martin Findegern sich nunmehr an dem Gespräch, und in der Art, in welcher er die Füße auseinanderstellte, die linke Hand in Ermangelung der blauen Schürze hinter die Weste schob und mit der rechten bedachtsam das Kinnbärtchen zuspitzte, verrieth sich, daß plötzlich wieder große Zuversicht Besitz von ihm ergriffen hatte. „Thun's aber einige Wochen nicht — bless you, so warten wir auch länger. Habe ich ihn erst in meinem Hause, dann soll er schon zu Kräften kommen. Die guten Stunden, die er dem alten Sargfabrikanten bereitete, die sind ihm unvergessen geblieben."

„Sie werden ihn recht verändert finden," wendete Oliva sich an Onkel und Nichte zugleich, „bereiten Sie

sich darauf vor, damit Sie nicht zu sehr dem Eindruck sich hingeben, welchen seine Erscheinung beim ersten Anblick vielleicht auf Sie ausübt, nein, um seinetwillen nicht."

„So soll ich zu ihm hinein?" fragte Margaretha bestürzt, und das bewegliche Blut eilte wieder bis zu ihren Schläfen hinauf.

„Sicher, meine liebe junge Freundin," antwortete Oliva, und sie weidete sich an den Empfindungen, welche das freundliche Antlitz abwechselnd beherrschten, „es fragt sich nur, wann es ohne Nachtheil für sein Befinden gewagt werden darf —"

In diesem Augenblick erschien Houston's Diener und meldete, daß der Kapitain erwacht sei. Oliva empfahl die beiden Gäste der Fürsorge der alten Farmersleute und begab sich nach der anderen Seite des Hauses hinüber.

Als sie bei dem Kapitain eintrat, sah dieser sie fragend an. Obwohl der ohnehin düstere Tag sich neigte, war es noch hell genug, daß er die in Oliva's Zügen sich spiegelnde Erregung zu unterscheiden vermochte. Unverweilt nahm sie ihren gewohnten Platz wieder ein, und seine Hand ergreifend, hob sie in der ihr eigenthümlichen sanften Weise an: „Ich erkenne mich selbst kaum noch wieder, und wenn ich der verflossenen letzten Jahre und der mit denselben verflochtenen Ereignisse gedenke, so meine ich, Alles geträumt zu haben, gewissermaßen neu geboren zu sein. Regungen, von welchen ich glaubte, daß sie auf immer schlafen gegangen wären, durchschauern mich, wenn immer die Gelegenheit mir geboten wird, die Wohlfahrt, die Freude und das Glück Anderer zu beobachten, auch wohl ein wenig fördernd mit einzugreifen. Es ist dies eine Wohlthat, o, ein Segen für mich, welcher mir die Rückkehr zu meinem ursprünglichen Gemüthsleben erleichtert,

ein Segen aber auch für einen Anderen, der an Edelmuth und Treue unübertroffen dasteht und daher wohl der Kämpfe mit mir selbst werth ist, welche zuweilen meine ganze Kraft in Anspruch nehmen." Die letzten Worte klangen träumerisch, innig und milde. Einige Sekunden sah sie in's Leere, wie an einem ihr vorschwebenden freundlichen Bilde sich weidend, und lebhafter fuhr sie fort: „Daraus mögen Sie entnehmen, welche unendliche Befriedigung es mir gewährt, in der Lage zu sein, Ihnen eine gewiß erfreuliche Kunde zu überbringen. Wir sprachen davon, daß auf meine Benachrichtigung der gute alte Findegern sich vielleicht dazu entschließe, persönlich von Ihrem Ergehen sich zu überzeugen. Und so kann ich Ihnen jetzt anvertrauen, daß er nicht nur binnen kürzester Frist hier sein wird, sondern auch die ernste Absicht hegt, Sie nach St. Louis zu entführen."

Houston schloß die Augen. Oliva überwachte ihn ängstlich. Sie gewahrte, daß sein abgezehrtes Antlitz sich leicht röthete, der Leidenszug zu beiden Seiten des Mundes sich vertiefte. Zitternd für die Folgen, wagte sie nicht, seinen Ideengang zu unterbrechen.

„Was will er von mir?" fragte Houston plötzlich mit einer Heftigkeit, welche Oliva alles Blut zum Herzen trieb; „und in sein Haus soll ich gebracht werden? Ich, ein halbtodter Mann, um mit meinem elenden Dasein den Leuten zur Last zu fallen? Nein, nimmermehr geschieht das. Schreiben Sie ihm — ich erbitte es von Ihnen als eine neue Wohlthat — daß ich seiner mit den dankbarsten Gesinnungen gedächte, jedoch weitere Freundschaftsdienste, die ich nie vergelten könnte, ablehnen müßte."

„Es ist zu spät," erklärte Oliva vollkommen eingeschüchtert, „er befindet sich bereits auf dem Wege. Er kann jeden Tag eintreffen. Es bleibt Ihnen daher nichts Anderes übrig, als ihn zu erwarten."

Houston seufzte tief auf.

„Also auch den Kelch soll ich noch leeren," bemerkte er finster; „wohlan denn, hilflos, wie ich bin, muß ich Alles über mich ergehen lassen."

„Nein, Kapitain, derartig dürfen Sie nicht urtheilen," nahm Oliva hastig, beinahe vorwurfsvoll das Wort, „Sie dürfen nicht vergessen, daß Sie seine Gastfreundschaft im weitesten Umfange genossen; daß er aufrichtige, selbstlose Zuneigung zu Ihnen faßte, mag sie immerhin sich mehr oder minder auf seine Seltsamkeiten begründen, und vor allen Dingen, daß nichts Anderes ihn auf den Weg hierhertrieb, als das ehrliche Verlangen, Ihnen beizustehen." Sie säumte einige Athemzüge. Das bleiche Gesicht fortgesetzt scharf beobachtend, schien sie zu berechnen, ob seine Kraft für das ausreiche, was ihr wenigstens vorläufig noch zu sagen blieb. Da Houston, sichtbar peinlich berührt, mit keiner Miene die Neigung zu einer Erwiederung verrieth, sprach sie freundlich ermuthigend weiter: „Und noch Eins dürfen Sie nicht übersehen, selbst wenn Sie die freundschaftlichen Gesinnungen des ehrlichen alten Mannes nicht erwiedern sollten; ich meine den Umstand, daß er in der Lage ist, Ihnen ausführlich über Margaretha, diesen liebenswürdigen Hausgeist, zu berichten. Und ich selbst war ja oft genug Zeuge, daß im herzlichen Verkehr mit ihr —"

„Halten Sie ein!" rief Houston unter sichtbarer Anstrengung aus, und abwehrend hob er beide Hände, „hegte ich einst vermessene Träume, so sind sie längst zerronnen; es kann kein Zweifel darüber walten. Des alten Findegern Mittheilungen würden also nichts weniger als wohlthätig auf meinen Zustand einwirken. Ich war kurzsichtig, verblendet, überhob mich weit über das, was der gesunde Menschenverstand begrenzte, oder es wäre mir die denkbar bitterste Täuschung erspart geblieben."

„Sie wissen nicht, Sie können nicht wissen, ob in der That eine Täuschung besteht," versetzte Oliva dringlicher, denn sie sah keinen anderen Ausweg, als das einmal eingeschlagene Verfahren weiter zu verfolgen, „unmöglich wissen, ob Sie nicht unter dem Eindruck von Mißverständnissen leben, nicht falsch deuteten — ich ahne ja nicht, um was es sich handelt — was, vielleicht durch die natürlichen Regungen jungfräulicher Befangenheit bedingt, sich in absprechende Formen kleidete. Eine andere Lösung des Räthsels kenne ich nicht, nachdem ich so vielfach Gelegenheit fand, Sie sowohl als auch Margaretha gewissermaßen zu prüfen. Und wie hätte ich es sonst über mich gewonnen, einst die verheißenden Worte zu Ihnen zu sprechen?"

Houston sah fest in Oliva's Augen. Eine seltsame Bitterkeit prägte sich in seinen Zügen aus. Dann griff er nach der auf der anderen Seite des Bettes liegenden Brieftasche, und dieselbe öffnend, entnahm er derselben ein sorgfältig zusammengelegtes Papier. Behutsam entfaltete er dasselbe, und eine ihm entgegenfallende Immortellenblüthe emporhebend, bemerkte er, wie sich selbst verhöhnend: „Eine Todtenblume überreichte sie mir im Augenblick des Scheidens zum Andenken, obwohl eine Rose und andere freundlichen Blüthen sich im näheren Bereich ihrer Hand befanden, das besagt Alles. Eine saftlose Strohblume, nach voraufgegangenem Zweifeln und Schwanken, also nicht zufällig; aber immerhin: mir galt sie als eine ernste Vorbedeutung. Ich wußte, daß ich fallen würde, und — ich stehe ja auf den Grenzmarken meines Lebens —"

„Vor einer Grenze, auf deren anderer Seite ein langes, glückliches Leben Ihnen winkt," unterbrach Oliva ihn förmlich streng, „doch mag das vorläufig ruhen. Umklammern Sie lieber die Ueberzeugung, sich auf dem Wege gänzlicher Heilung zu befinden, anstatt zaghaft Betrach-

tungen nachzuhängen, die wenig geeignet, Ihrem ursprünglich kräftigen Körper zu Hilfe zu kommen. Ich könnte noch mehr sagen, fürchte aber Ihre Erregbarkeit."

Houston sah fragend zu ihr auf. Erst nach einer Pause bemerkte er in herbem Spott: „Ich wiederhole meinen früheren Ausspruch: mich erregt nichts mehr. Sogar die Nachricht, daß der alte Findegern bereits eingetroffen sei — Ihre vorbereitenden Worte lassen dergleichen ahnen — würde den Kreislauf meines elenden Blutrestes nicht um einen Schlag beschleunigen."

„Wohlan denn, Kapitain, Ihre Ahnung trügt Sie nicht. Herr Martin Findegern weilt in der That unter diesem Dach. Er wartet sehnsüchtig darauf, Ihnen zugeführt zu werden," erklärte Oliva, um der ihn sichtbar marternden Ungewißheit ein Ende zu machen; „Sie brauchen nur den Zeitpunkt zu bestimmen —"

„So mag es sofort geschehen," versetzte Houston rauh, „je eher ich über das ungewünschte Wiedersehen hinwegkomme, um so besser. Er soll wenigstens nicht behaupten, daß ich seine freundschaftlichen Gesinnungen mit Undank lohnte."

Oliva erhob sich. Dem Dragoner ein Zeichen gebend, ihr zu folgen, verließ sie das Zimmer. Martin Findegern zu sich auf den Flur herausrufend, ertheilte sie ihm nur den Rath zur Vorsicht. Im Uebrigen baute sie auf seinen scharfen Verstand. Sein wunderliches offenes Wesen betrachtete sie gewissermaßen als ihren Bundesgenossen. Was er zu dem Kapitain sprach, mußte eine weitaus harmlosere Wirkung ausüben, als wenn dieselben Worte von ihren eigenen Lippen geflossen wären. Nur überwachen wollte sie die Zusammenkunft, um erforderlichen Falls einschreiten zu können, und so zog sie, nachdem Findegern eingetreten war, die Thür leise heran, jedoch ohne den Schloßriegel einzuklinken.

Seitdem Oliva das Zimmer verließ, hatte Houston keinen Blick von der geschlossenen Thür gewendet. Die Spannung, welche sich in seinen bleichen Zügen ausprägte, wurde durch einen Ausdruck unzweideutiger Unzufriedenheit überwogen. Erst als Martin über die Schwelle trat, bei jedem neuen Schritt, wie sein Gewicht erleichternd, die Achseln hoch emporzog und die gespitzten Lippen sich an dem Trachten betheiligten, die Bewegungen so geräuschlos wie möglich auszuführen, erhellte mattes Lächeln seine vergeistigten Züge. Beide Hände streckte er dem alten Freunde entgegen, indem er ihn mit den Worten begrüßte: „Sie finden mich in einer traurigen, um nicht zu sagen hoffnungslosen Lage. Ist mir aber binnen kurzer oder längerer Frist mein Ende beschieden, so dürfen Sie mit gutem Gewissen behaupten, durch Ihren Besuch mir den denkbar freundlichsten Trost mit in's Jenseits hinüber gegeben zu haben."

Nach einigen vorbereitenden Bewegungen, welche vorzugsweise der Schonung seines schwarzen Rockes galten, ließ Martin sich neben dem Bett nieder, und das eine Auge schließend, betrachtete er den Leidenden mit dem anderen nachdenklich. Er ging offenbar mit sich zu Rathe, wie er am zweckmäßigsten aufzutreten habe.

„Bless you, Kapitain," drang endlich der vertraute Ausspruch gleichsam kosend zu Houston's Ohren, „Sie sind lange genug in meiner Werkstatt beschäftigt gewesen, um Jemand zu verstehen, der nicht mehr sein will, als er ist, und der aus seiner Tischlerei ebenso gut einen gescheidten Gedanken herauszuschälen versteht, wie mancher Professor oder gelehrter Doktor aus seinen Büchern." Unwillkürlich sandte er einen scheuen Blick durch das Gemach, wie sich überzeugend, daß Niemand zur Hand, der seine Worte dem gefürchteten Krehle hätte zutragen können. Ein prüfender Blick galt dem Leidenden, und

unverkennbar freundliche Aufmerksamkeit in dessen Zügen entdeckend, öffnete er vor den ihn erfüllenden, sorgsam geordneten Gedanken das Wehr vollends: „Sie sind also wirklich zusammengeschossen worden, und das ist nicht mehr, als ich prophezeit hätte, wären Sie nicht wie ein Dieb in der Nacht ohne einen ordentlichen Abschied davon gegangen. Doch das läßt sich jetzt nicht mehr ändern," und schärfer blinzelte er in Houston's Augen. „Jeder Mensch hat ja seine Fehler, so behauptet auch die Grethe, wenn sie ihre Brüder, die beiden Landstreicher, in Schutz nimmt, und was die mit ihrem goldenen Herzchen sagt, das muß schon Wahrheit sein."

Abermals ließ er eine Pause eintreten. Es war ihm nicht entgangen, daß Unruhe sich in Houston's Zügen spiegelte, und seinen ganzen Scharfsinn bot er auf, die wahre Ursache dafür zu ergründen. So war es zwischen ihm und Krehle vereinbart worden, als die beiden alten Junggesellen unter heftigen Kämpfen das Wohl und Wehe Margaretha's eifrig beriethen und endlich zu dem Schluß gelangten, lieber ein unschuldiges Mädchenherz brechen zu lassen, als mit ihrer berühmten Nachhilfe sich zu beeilen, ohne zuvor Bürgschaft für das Glück des beiderseitigen Lieblings erhalten zu haben.

Houston, das Schweigen Martin's dahin deutend, daß er vielleicht eine Erwiederung erwarte, bemerkte endlich zögernd, wie im Halbschlaf: „Mit der Prophezeiung wäre mir wenig geholfen gewesen. Ist meine Verwundung doch eine derartige, daß ich sogar im günstigsten Falle ein unbrauchbarer Mensch bleibe."

„So? Meinen Sie das?" fragte Martin, das Kinnbärtchen sanft liebkosend, „bless you, Mann, da bin ich anderer Meinung. Beim Bretterschneiden haben Sie kennen gelernt, daß man einem Stück Holz, bevor die Säge es theilte, nicht ansieht, was drinnen steckt; das

würde selbst der Doktor Krehle nicht bestreiten. Findet man blaue Streifen, so nennt man das Wasserfäule, und für solche Stellen ist der beste Leim nicht stark genug. Nun ist es aber mit dem Menschen nicht anders. Auch seine Außenseite verräth nicht, wie's inwendig beschaffen ist, oder ich könnte dem Herrn Doktor beweisen, daß ich ihn mindestens um zehn Jahre überlebe. Was aber beim Holz die Säge offenbart, das haben bei Ihnen die Kugeln gethan, ich meine, offenkundig dargelegt, daß Sie aus gesundem Material zusammengeschlagen sind, und daraus geht hervor, daß Sie auf dem besten Wege, bald wieder ein gesunder Mann zu sein. Als ich ihr das auseinandersetzte —"

„Wem?" fragte Houston, welcher den umständlichen Mittheilungen geduldig lauschte, plötzlich wie im Schrecken.

Etwas stärker zupfte Martin an dem Kinnbärtchen. Nach der begangenen Unvorsichtigkeit bedurfte er der Zeit, um seine Verwirrung zu besiegen, bevor er mit einem blinzelnden Blick zur Zimmerdecke hinauf heuchlerisch erwiederte: „Wem, meinen Sie? Bless you! Sie glauben wohl gar, ich sei der einzige Reisende auf dem Dampfer gewesen? Da waren nämlich Leute genug, die's gerne anhörten, wenn ich ihnen von einem verwundeten Unionsoffizier erzählte, auch einige Ladies, und die hatten eine große Theilnahme für Sie. Wie die aber hießen, darnach zu fragen wäre unziemlich gewesen — doch ich redete über Ihren Zustand, als Sie mich aus dem Text brachten. Ich will Ihnen nur verrathen, daß ich mir auf der Reise eine heilsame Rede im Kopf zurechtlegte, und die war bedachtsam auf Ihren Zustand berechnet. Fahren Sie also mit einem ungeduldigen Wort unversehens dazwischen, so ist's, als ob beim Schneiden die Säge einen im Holz versteckten Nagel schrammte. Das knirscht bis in's Mark hinein, und man muß, wie Sie wohl lernten, wieder von

vorne anfangen. Ich wollte nämlich sagen, daß Sie immer noch besser daran sind, als Sie zu finden ich befürchtete, und daß es bei einiger Sorgfalt keine Gefahr hat, Sie nach Kansas City zu schaffen. Sind Sie erst dort, so bietet die Reise auf einem Dampfer noch weniger Schwierigkeit; denn das geht wie in einer kunstgerechten Wiege, und bevor Sie recht zur Besinnung gelangen, sind Sie in St. Louis im Schneckenhause komfortabel einquartiert — keine Einwendungen, Kapitain," schaltete Martin dringlich ein, als Houston mit einem eigenthümlich bangen Blick die Hand auf seinen Arm legte und sich anschickte, ihn zu unterbrechen, „keine Einwendungen, oder die Säge beißt sich auf 'nem Nagel abermals ein halb Dutzend Zähne aus. Hernach, wenn ich fertig bin, mögen Sie so viel reden, wie Ihnen gefällt, was Ihnen zwar nicht viel helfen wird. Denn alle Einrichtungen sind um diese Zeit schon getroffen, und der Doktor — bless you, mag er für manche Dinge nicht das richtige Verständniß besitzen, so ist er doch groß, wenn's gilt, Jemand einen christlichen Dienst zu erweisen — der quartiert sich nämlich zu mir in mein Zimmer ein, und dadurch wird sein eigenes frei, wo hinein Sie gebettet werden. Fegefeuer übernimmt die Bedienung, für Doktor und Apotheke sorge ich selber, und sind Sie erst weit genug, um sich außer Bett zu bewegen, so haben Sie den Vortheil obenein, sich täglich bei mir in ordentlicher Weise beschäftigen zu können." Abermals ließ Martin eine Pause eintreten. Gewissermaßen begutachtend betrachtete er den Kapitain; die in dessen Zügen sich spiegelnde ängstliche Spannung befriedigte ihn offenbar, denn lebhaft, sogar mit einer gewissen Begeisterung fuhr er fort: „Und was nun endlich Ihre besondere Pflege anbetrifft, so ruht die nicht allein in des queren Doktors Händen und in den meinigen, sondern auch die Grethe —"

„Nicht weiter, Herr Findegern," unterbrach Houston den alten Sargfabrikanten beschwörend, „was Sie für mich thun konnten, geschah im vollsten Maße. Alles Fernere —"

„Alles Fernere ist meine Sache," nahm Martin schnell wieder das Wort, „ein Mann in solcher Lage besitzt überhaupt keinen eigenen Willen, muß behandelt werden wie ein krankes Huhn, und wenn die vornehmsten Ladies sich nicht scheuen, Kranke zu besuchen und zu trösten, so kann's der Grethe ebenfalls nichts schaden —"

„Haben Sie Erbarmen, Herr Findegern —"

„Erbarmen? Bless you, Kapitain, hätte ich kein Erbarmen, so möchte ich mich besonnen haben, dem von tausend Verdrehtheiten besessenen Doktor" — wiederum warf Martin einen argwöhnischen Blick um sich, worauf er lebhaft hinzufügte, „das heißt, in der Kunst bleibt er unübertroffen — wollte ich sagen, da möchte ich mich besonnen haben, ihm mein dürftiges Eigenthum zur Verwaltung anzuvertrauen und die Särge zu Schundpreisen verkaufen und das gelöste Geld in Farben und Malgeräth anlegen zu lassen. Aber immerhin, man soll dem Ochsen, der drischt, das Maul nicht verbinden, heißt's in der heiligen Schrift, und ich verwette meinen ehrlichen Namen hier gegen diese elende Strohblume," und im Eifer schwang er die noch auf dem Tisch liegende Immortelle wie einen Fächer, „daß wir bei unserer Heimkehr die Wände Ihres Zimmers mit den großartigsten Gemälden bedeckt finden, Sie also für Augenweide nicht zu sorgen brauchen." Er lachte in sich hinein und fügte gedankenlos hinzu: „Von wegen des Pflegens hatte die Grethe ebenfalls ihre Bedenken, aber da verwies ich sie an unsere Freundin Oliva —"

(Fortsetzung folgt.)

Judasgeld.

Novelle

von

Friedrich Meister.

(Nachdruck verboten.)

1.

Es war eine stürmische Winternacht. Der Wind schnob durch die öden Straßen des Vorortes Weißensee, er fuhr heulend um die Dächer der schlecht gebauten Miethshäuser, er pfiff durch die dürren, rasselnden Aeste der Bäume in den Gärten und längs der von der Hauptstadt kommenden Heerstraße und rüttelte allenthalben an den Thüren und an den losen, klapprigen Fensterladen.

Weißensee, damals nur ein Dorf, jetzt fast schon eine Stadt, ist der Zufluchtsort Vieler, die vor den Augen der nahegelegenen Großstadt Berlin ihre Armuth verbergen wollen. Die Wogen der großen sozialen Centren spülen die auf ihnen treibenden Schiffbrüchigen, die nicht sogleich zu Grunde gehen, nach außen, nach der Peripherie. Weißensee ist ein Theil der Peripherie von Berlin, und naturgemäß wird hier mancher der mit dem Untergang Ringenden nackt und bloß auf den Strand geworfen.

Auch Friedrich Altmann war solch' ein Schiffbrüchiger. Er saß in dieser schaurigen Winternacht in seinem von bitterer Armuth zeugenden Stübchen und starrte hohläugig in die offene Thür des rissigen, lehmverschmierten

Kachelofens, in welchem zwei langsam verglühende Preßkohlen zu Asche zerbröckelten.

Eine kleine Petroleumlampe, deren Glocke nur noch zur Hälfte vorhanden war, stand auf dem wackeligen Tische, und ihre Flamme flackerte blakend auf und nieder, wenn der Wind durch die Spalten des nur unvollkommen schließenden Fensters hereinfuhr.

Er stützte die Ellenbogen auf die Kniee und drückte das bleiche Gesicht in die Hände. Hunger und Noth hatten seinen hageren, noch jugendlichen Zügen mitleidslos ihren Stempel aufgedrückt.

Er war von Beruf Buchhalter, hatte aber bereits vor langen Monaten seine Stellung verloren und befand sich nun mit seiner kranken Mutter und einer jungen Schwester, die Beide einzig und allein auf seine Hilfe angewiesen waren, auf dem Gipfel des höchsten Elends.

Er hatte gethan, was er konnte, um eine andere Stellung zu finden, um seine und der Seinigen Lage zu verbessern. Umsonst. Heute hatten sie die letzte Brodkruste verzehrt, und diese war die Gabe mitleidiger Nachbarn gewesen.

Die nächste Zukunft lag vor ihm wie ein offenes Grab.

Plötzlich schreckte er aus seiner kauernden Stellung empor. Er wendete den Kopf lauschend nach der Thür, an der sich ein leises Pochen vernehmen ließ.

„Friedrich," flüsterte draußen an der Thürspalte eine unterdrückte Stimme, „mach' auf und laß mich ein!"

Er stand auf und öffnete.

Ein Mann drängte sich hastig herein. Derselbe trug einen schweren, vor Nässe glänzenden Ueberrock, einen tief in die Augen gedrückten Filzhut und um den Hals ein dunkles Tuch, welches auch den unteren Theil seines Gesichtes verhüllte. Er zog die Thür hinter sich in's Schloß und drehte den Schlüssel um.

„Du, Heinrich? Wo kommst Du her? Bist Du verfolgt?"

Der Ankömmling war ganz außer Athem. „Ja!" stieß er hervor. „Ich glaube! Ich weiß nicht! Jedenfalls mußt Du mir bis morgen Abend Obdach geben."

„Ich soll Dir Obdach geben? Hier bei mir? Meine Wohnung war gleich der erste Ort, wo die Polizei nach Dir gesucht hat. Sie haben herausgespürt, daß wir seit langen Jahren befreundet sind, und deshalb läßt man mich und sicherlich auch meine Wohnung fortwährend beobachten. Wenigstens glaube ich so etwas bemerkt zu haben."

„Wenn sie hier schon nach mir gesucht haben, dann ist's ja desto besser! Dann werden sie mich jetzt hier nicht vermuthen. Laß mich hier bleiben, Friedrich! Ich kann vor Müdigkeit nicht weiter. Und sei's auch nur auf ein paar Stunden. Ich bitte Dich um unserer alten Freundschaft willen."

„Warum bist Du wieder zurückgekommen, Mensch? Wie konntest Du das wagen?"

„Weil man sich meiner hier in der Gegend nicht mehr versieht, weil man meint, ich sei längst im Auslande. Aber ich verschmachte! Gib mir etwas zu trinken!"

Friedrich wies auf einen mit Wasser gefüllten Topf auf dem Fensterbrett. Der Flüchtling griff darnach und that einen langen Zug. „Hast Du nichts Kräftigeres im Hause?" fragte er dann. „Auch nicht etwas zu essen?"

Friedrich schüttelte den Kopf.

„So schlecht steht es also mit Dir? Armer Freund! Und dazu die kranke Mutter!"

Er griff in die Tasche und legte eine Handvoll Silbergeld auf den Tisch.

„Da," sagte er. „Nun lauf' und hole etwas zu essen und zu trinken. Die Wirthschaft an der Ecke hat noch

auf, wie ich gesehen habe. Lauf', bringe Wurst, Brod und Bier. Seit gestern habe ich mich in keine Wirthschaft mehr hinein gewagt."

Friedrich Altmann zögerte. Da hörte er aus dem Nebengemach den Ruf der Schwester.

Eilig begab er sich zu ihr, aus Furcht, daß dieselbe hereinkommen und den Flüchtling gewahren könnte.

„Mit der Mutter wird's immer schlimmer, Friedrich," klagte das Mädchen weinend. „Höre nur, sie kann kaum noch athmen."

Er beugte sich über das Bett der Leidenden und richtete sie sanft empor, um ihrer schwer arbeitenden Brust eine Erleichterung zu verschaffen. Die Schwester erhöhte auf seine Anweisung die Kopfkissen, und dann legte er die arme Mutter sorgfältig wieder zurück.

„Bleibe bei ihr, Käthchen," sagte er leise. „Geh' nicht eine Sekunde von ihrer Seite. Ich bin sogleich wieder hier."

Er ging auf den Fußspitzen in sein Zimmer zurück und nahm das Geld vom Tische. „Schließe hinter mir zu, Heinrich," sagte er, „ich bleibe nicht lange."

Während des Freundes Abwesenheit versuchte der verfolgte Mann einen Augenblick zu ruhen. Er warf den Hut auf den nächsten Stuhl, zog den schweren Rock ab und legte sich auf das in der Ecke stehende armselige Bett. Seine innere Erregung aber ließ ihn keine Rast finden. Er sprang wieder auf und begann im Zimmer hin und her zu laufen, leisen, schleichenden Schrittes, wie ein Wolf im Käfig, mit geballten Händen und festgeschlossenen Lippen, während seine glühenden, entzündeten Augen scheue Blicke auf den Schatten seiner Gestalt warfen, den die flackernde Lampe an der kahlen Wand auf und nieder huschen ließ.

Heinrich Roßberg war ein hochgewachsener, kräftiger

Dreißiger, der unter anderen Umständen wohl für einen schönen Mann gegolten hätte.

Er hatte bis vor Kurzem die Stellung eines technischen Leiters in der großen Berliner Maschinenfabrik von Harnisch & Comp. bekleidet und sich des vollsten Vertrauens der Firma zu erfreuen gehabt. Außerdem galt es als abgemacht, daß er die Tochter des Kassirers der Fabrik, die hübsche und liebenswürdige Anna Winter, heimführen werde, und Jedermann war überzeugt, daß das Paar dann einer glücklichen und gedeihlichen Zukunft entgegengehen müsse.

Ganz urplötzlich aber war dann eine auffallende Veränderung mit dem Wesen des sonst so heiteren und harmlosen Mannes vorgegangen, eine Veränderung, die alle seine Bekannten mit Verwunderung erfüllte. Er wurde düster, in sich gekehrt und menschenscheu, zeigte in seiner geschäftlichen Thätigkeit eine seltsame Vergeßlichkeit und Zerstreutheit, so daß schließlich der Chef allen Ernstes darauf bestand, daß er einen dreimonatlichen Urlaub nehmen und sich in die Behandlung eines erfahrenen Arztes geben solle, da er sich augenscheinlich durch Ueberarbeitung ein nervöses Leiden zugezogen habe.

Roßberg unterwarf sich diesem Beschluß. Anstatt aber auf Reisen zu gehen und eine Klimaveränderung aufzusuchen, wie der Arzt ihm rieth, blieb er in der nächsten Umgegend und ließ sich dabei fast täglich in Berlin sehen. Sein Urlaub brachte ihm daher gar keine Besserung; wohl nahm er seine Thätigkeit gewissenhaft wieder auf, es gelang ihm auch, mit Aufwendung seiner ganzen Willenskraft seine Obliegenheiten tadellos zu erfüllen, allein sein Frohsinn und seine freundliche, offenherzige Unbefangenheit waren dahin.

Inzwischen verbreitete sich auch die Kunde, daß er sein Verhältniß zu Fräulein Winter gelöst habe. Niemand

erfuhr den Grund; die Beiden, die allein darüber Auskunft zu geben vermochten, bewahrten ein unverbrüchliches Schweigen.

So waren einige Monate vergangen, und fast schien es, als ob Heinrich Roßberg doch wieder nach und nach der Alte werden würde.

Auch die dann ganz unerwartet angekündigte Verlobung des jungen Kurt Harnisch, des einzigen Sohnes des Chefs der Firma, mit Anna Winter, die Alle auf das Höchste überraschte, schien ihn nur wenig zu berühren; wohl war er an dem bald folgenden Tage der Hochzeit etwas stiller als sonst, auch betheiligte er sich nicht an der Gratulation der übrigen Angestellten, das aber konnte nach Allem, was vorhergegangen war, Niemand Wunder nehmen.

Das neuvermählte Paar begab sich auf die Hochzeitsreise, und in den Arbeitsräumen der Firma ging während der nächsten Wochen Alles seinen gewöhnlichen Gang.

Eines Morgens aber, bald nach dem Eintreffen der Postsachen, flog die Schreckenskunde durch die Comptoire, daß der Kassirer Winter plötzlich vom Schlage getroffen worden sei. Der alte Herr hatte einen Brief mit ausländischer Freimarke erhalten, und war nach dem Lesen desselben ohnmächtig von seinem Drehstuhl gestürzt.

Unter den Herzueilenden war auch Heinrich Roßberg. Er nahm dem Besinnungslosen den Brief aus der Hand. Der erste Blick darauf sagte ihm, daß das Schreiben von Anna herrühre. Sein Herz krampfte sich zusammen, wie unter dem Griff einer eisig kalten Faust. Er trat auf die Seite und las, während die Anderen sich um den Kassirer bemühten.

Anna saß in Monaco — eine Verlassene. Kurt Harnisch war ihrer schnell überdrüssig geworden und hatte sie dann auf das Rücksichtsloseste und Beleidigendste vernachlässigt, um seine Tage und Nächte in der Gesellschaft jener

abenteuernden Damen hinzubringen, von denen die modernen Kurorte an der Riviera wimmeln und die besonders in Monaco eine so hervorragende Rolle spielen. Auf des armen Weibes Vorwürfe und Klagen hatte er mit brutaler Behandlung geantwortet, und schließlich war er auf und davon gegangen. Der Brief enthielt noch mehr — Andeutungen bitterster Schmach, die ihr auf Betreiben des gewissenlosen Gatten von den Kumpanen desselben zugefügt worden.

In der nächsten Minute stand Roßberg vor dem alten Chef, der soeben im Begriff war, sich in das Kassenzimmer zu begeben.

„Ein Wort, Herr Harnisch! Ihr Sohn — Ihr Sohn —" rang es sich mühsam aus seiner Kehle. Dann beherrschte er sich gewaltsam. „Haben Sie Nachricht von Ihrem Herrn Sohn?" fragte er ganz ruhig.

Der Chef blickte ihn forschend an. „Ja," antwortete er zögernd. „Mein Sohn wird in den nächsten Tagen hier sein, wie er mir schreibt. Uebrigens — die Verheiratung mit Herrn Winter's Tochter war eine Uebereilung, wie sich jetzt herausstellt. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß man sich in einem Mädchen so täuschen könnte! Der arme Junge aber hat ganz Recht, unter solchen Umständen ist eine schleunige Scheidung der Ehe das Allerbeste. Die Frau soll sich ja in Monaco ganz skandalös betragen haben —"

„Erlauben Sie," unterbrach ihn Roßberg mit keuchendem Athem. „Wenn Jemand sich skandalös betragen hat, so ist das Ihr Sohn und nicht die arme Frau. Was er Ihnen geschrieben hat, sind nichtswürdige Lügen! Hier ist ein Brief Ihrer Schwiegertochter . . . von Thränen halb verwischt, die Klagen eines zerrissenen und gebrochenen Herzens — und dort drinnen liegt der Vater der Unglücklichen, der an diesem Briefe seiner Tochter stirbt,

als zweites Opfer des Schurken — Ihres ‚armen‘ Jungen — hahaha!“

„Herr Roßberg!“ stieß der alte Harnisch hervor. „Was sagen Sie da? Was unterstehen Sie sich?“

„Ich unterstehe mich, Ihnen in's Gesicht zu sagen, daß Ihr Sohn ein elender Schurke ist, Herr Harnisch! Wolle Gott verhüten, daß er mir in den Weg kommt! Dann nähme es für ihn oder für mich, vielleicht für uns Beide ein schlimmes Ende!“

Noch an demselben Tage gab er seine Stellung auf.

Der Kassirer Winter vermochte sich von dem Schlaganfalle nicht wieder zu erholen; er starb, ohne die Besinnung wieder erlangt zu haben.

Am Tage nach dem Begräbniß kehrte der junge Harnisch von seiner Reise zurück — aber allein, ohne seine Frau.

Man wunderte sich, man munkelte dies und das, aber man fragte nicht viel. Solche Familienverhältnisse gingen im Grunde genommen Niemand etwas an, und dann — wer mochte durch vorwitzige Neugier seine Stellung auf's Spiel setzen?

Von Roßberg sah und hörte Niemand mehr etwas, Friedrich Altmann ausgenommen, der vor Jahren auf Roßberg's dringende Verwendung den Posten eines ersten Buchhalters in der Fabrik erhalten hatte. Gar bald aber wurde auch dieser plötzlich entlassen, und zwar, wie sich herausstellte, auf Betreiben des jungen Harnisch, der einen Freund und Dutzbruder seines Todfeindes nicht mehr in seiner Nähe dulden mochte.

Kurt Harnisch entbehrte wegen seines anmaßenden und hochfahrenden Wesens unter den Angestellten und Geschäftsfreunden der Firma jeglicher Sympathie, eine Thatsache, die ihn allerdings wenig kümmerte. Trotzdem aber füllte sich jede Brust mit Entsetzen, als eines Tages die

Schreckenspost durch die Fabrik lief, des alten Chefs einziger Sohn sei in einer entlegenen Straße todt, erschlagen aufgefunden worden.

Man brauchte nicht lange zu fragen, wer der Mörder sei; die Worte, die Heinrich Roßberg, der ehemalige Angestellte, dem Chef vor nicht langer Zeit erst entgegengeschleudert hatte, waren ein deutlicher Fingerzeig. Die Kriminalpolizei setzte daher ihren ganzen Apparat in Bewegung, um den Schuldigen einzufangen.

Der aber hatte sich bisher allen Nachforschungen zu entziehen gewußt, und selbst die von der Staatsanwaltschaft ausgesetzte Belohnung von tausend Thalern, die Demjenigen zugesichert wurde, der die Auffindung des Verbrechers ermöglichen würde, hatte noch nicht den geringsten Erfolg herbeigeführt.

— — — — — — — — — — — — —

In der Wirthschaft an der Ecke erfuhr Altmann aus den lebhaften Gesprächen der trotz der späten Stunde noch zahlreichen Anwesenden, daß der reiche Fabrikant Harnisch persönlich noch dreitausend Thaler auf die Entdeckung des Mörders seines Sohnes ausgesetzt habe.

Seine Hände zitterten, als er zu Hause die eingekauften Nahrungsmittel und Getränke auf dem Tisch ausbreitete.

Roßberg bemerkte seine Erregung. „Folge meinem Beispiel und iß und trink, Friedrich," sagte er. „Das wird Dir gut thun."

„Ich will erst meiner Mutter etwas bringen," antwortete Altmann. „Die Aermste ist ganz von Kräften."

Roßberg nickte, schaute ihm mitleidig nach und langte dann nach der Bierflasche. Wohl wußte er, daß Brod und Fleisch ihm in seinem ausgehungerten Zustande dienlicher sein würden, allein er war nicht im Stande, auch nur einen Bissen hinunterzubringen. Desto mehr sprach er der Flasche zu.

Nach einer kleinen Weile erschien Altmann wieder im Zimmer. So groß sein Hunger auch vorher gewesen war, jetzt vermochte auch er nichts zu essen. Ein finsterer Gedanke hatte sich seiner Seele bemächtigt — der Teufel war mit einer Versuchung vor ihn getreten.

„Lange doch zu, Friedrich," sagte Roßberg. „Was ist Dir, Mensch, Du zitterst ja wie Espenlaub!"

„Ich fürchte mich," antwortete Altmann dumpf.

„Wovor fürchtest Du Dich?"

„Vor mir selber," murmelte der ehemalige Buchhalter, indem er die Ellenbogen auf seine Kniee stützte und in die erlöschende Ofengluth stierte.

„Du fürchtest Dich, weil ich bei Dir bin," sagte Roßberg. „Das thut mir weh, Freund. Wer hätte gedacht, daß es noch einmal dahin kommen würde! Aber nun höre mich: mag mit mir geschehen, was da wolle — was ich gethan habe, war nichts als eine gerechte Vergeltung."

„In Deinen Augen vielleicht, Heinrich, und nach Deiner Auffassung. Aber —"

„Kein Aber! Du, Du allein weißt, was ich gelitten, als das Mädchen, in dem ich bereits mein geliebtes Weib sah, mir eines Tages gestand, daß sie Jenen lieber habe, als mich. Du allein weißt, was es mich gekostet hat, als ich zu ihr sagte: ‚Gut, Anna, wenn Du glaubst, daß Du mit Kurt Harnisch glücklicher werden kannst, als mit mir, dann will ich Dir nicht länger hindernd im Wege sein.' Kein Wort des Vorwurfs ist über meine Lippen gekommen, obgleich ich wohl erkannte, daß sie ihm nur seines Reichthums wegen den Vorzug gab. Ich aber hatte lediglich ihr Glück im Auge, denn ich liebte sie. Aber schon damals konnte ich den Gedanken nicht los werden, daß der Schurke sie unglücklich machen würde."

„Dem Mädchen gegenüber hast Du als braver Mann

gehandelt, Heinrich. Das wird Dir Jeder nachsagen. Sie aber ist nicht werth gewesen —"

„Halt, Friedrich! Kein Wort gegen Anna! Das ertrag' ich nicht! Sie hat einen Irrthum begangen, wie ihn tausend andere Mädchen auch begehen, und jetzt muß sie darunter leiden. Hätte er sich rechtschaffen erwiesen, so würde ich meinen Verlust mit der Zeit verschmerzt haben. Als ich jedoch gehört habe, daß er sie in Noth und Elend im Stich gelassen, da packte mich's mit Furienhänden und ich verlor alle Ueberlegung. Er hatte mir mein Alles gestohlen, um es in den Koth zu treten."

„Der Mensch war von jeher ein treuloser Wicht, der kein Mittel scheute, wenn es ihm zu einem Zweck verhelfen konnte," murmelte Friedrich vor sich hin. Der finstere Gedanke, den der Versucher ihm eingegeben, zuckte und wühlte in seinem Gehirn und machte ihn fast unfähig, der Selbstvertheidigung seines unglücklichen Freundes zu folgen.

„Ich traf ihn eines Abends auf der Straße und stellte ihn zur Rede," fuhr Roßberg fort. „Er antwortete mir mit Hohn. Da konnte ich nicht länger an mich halten. Ich schlug ihm in's Gesicht — er wehrte sich und zog ein Messer. Da raubte mir der Jähzorn die Besinnung. Ich traf ihn mit dem Bleiknopf meines Stockes auf den Kopf. Tödten wollte ich ihn nicht, aber verdient hat er's. Solch' ein Schurke hat kein Recht, ferner noch auf Erden herumzulaufen! ... Und nun fahndet die menschliche Gerechtigkeit nach mir, um mir den Prozeß zu machen, weil ich die Welt von einem Unmenschen befreit habe!"

„Um Gottes willen, Heinrich, nicht so laut! Die Wände sind nur dünn, und ich glaube sicher, daß meine Wohnung beobachtet wird."

„Verzeih' mir, alter Freund. Nicht um Alles in der Welt möchte ich Dich in Ungelegenheiten bringen. Es

lag mir nur daran, Dich zu überzeugen, daß ich als ein Mann gehandelt habe, der nicht anders konnte. O Freund, Freund! Das Mädchen war mir mehr, als meine Seele... Nun weißt Du die ganze Wahrheit."

Er stand auf und lief wieder unstät im Zimmer umher. Friedrich saß unbeweglich und in sich versunken, dabei aber entging ihm kein Schritt, keine Bewegung des Anderen.

Endlich warf Roßberg sich auf das Bett. „Ich will versuchen, ob ich Schlaf finde," murmelte er. „Bald muß ich wieder auf die Reise. Ich denke, daß ich davon komme. Wenn ich Dir aber ungelegen bin, Friedrich, dann wirf mich nur dreist hinaus."

„Wie kannst Du nur so reden! Bleib', wo Du bist, und ruhe Dich aus. Ich werde Wache halten. Wenn Gefahr droht, dann wecke ich Dich."

„Dank Dir, Friedrich; Dank Dir, lieber, treuer Freund! Du bist immer der Alte. Dir allein kann ich noch vertrauen. Ich bin müde — todmüde. Hier bei Dir finde ich eine Stunde Schlaf."

Er schloß die Augen, und gleich darauf verkündeten seine schweren, regelmäßigen Athemzüge, daß er die ersehnte Rast gefunden.

Friedrich blieb unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen; ab und zu warf er einen scheuen Blick auf die Gestalt des Schlafenden, um gleich darauf wieder in die verglimmende Asche des Ofens zu schauen.

„Viertausend Thaler!"

Der Wind, der bisher in scharfen Stößen das Haus umtost hatte, machte jetzt eine plötzliche Pause. Die lautlose Stille wurde nur durch das Athmen des Flüchtlings unterbrochen, der nach langer, ruheloser Wanderung endlich einen Ort gefunden hatte, wo er sich, im Vertrauen auf die Fürsorge und Wachsamkeit eines alten, erprobten Freundes, einer kurzen Erholung hingeben konnte.

„Viertausend Thaler!"

Ein Schauer durchrieselte Altmann's Körper. Die Stille draußen erschreckte ihn. Seine Finger zuckten konvulsivisch. Er wünschte, daß der Sturm von Neuem beginnen möchte, lauter und stärker, als zuvor, damit er das Athmen des schlafenden Mannes nicht mehr zu hören brauche und die Anwesenheit des unglücklichen Freundes vergessen könne. Er preßte die Knöchel gegen die Schläfen und versuchte, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben — er versuchte, an die Zukunft zu denken und an das Ende, das ihm und den Seinen demnächst bevorstehen mußte.

Dabei stierte er unabläſſig in die verglimmende Asche des Ofenlochs.

„Viertausend Thaler!"

So stand es dort mit grellen, leuchtenden Buchstaben geschrieben.

Er schloß die Augen, aber die beiden Worte sah er noch immer, als stünden sie in Flammenschrift auf dem Innern seiner Augenlider.

Er veränderte seine Stellung; wohin er aber auch blicken mochte, die grelle Schrift blieb ihm vor den Augen.

Und jetzt schien auch die Stille um ihn her eine Sprache zu erhalten.

„Die Mutter ist krank," raunte es ihm in die Ohren. „Wenn die alte Frau keine Pflege erhält, dann muß sie sterben. Die Zukunft Deiner Schwester ist Elend — Elend — Elend! Vielleicht Schlimmeres! Du selber bist ein Bettler. Und Du brauchst nur die Hand auszustrecken, so bist Du im rechtmäßigen Besitz von viertausend Thalern! Eintausend von der Behörde und dreitausend von dem alten Harnisch . . ."

Mit einer solchen Summe ließ sich viel, ließ sich Alles beginnen. Das Geld brachte Hilfe für die Mutter, Hilfe

für die Schwester und eine gesicherte Zukunft für sie Alle. Und was hatte er zu thun, um diese Summe zu erlangen?

Er brauchte nur hinzugehen und zu sagen: „Hier ist der Mann!“ Ja, es bedurfte nur dieser wenigen Worte, und der Fluch der Armuth wich von seiner Schwelle.

Und was weiter?

Er würde zum Verräther an dem Freunde werden, der seine Sicherheit, sein Leben seinen Händen anvertraut hatte. Allein konnte das Leben für einen Mörder wirklich Werth haben? Konnte von Glück für ihn auf Erden noch die Rede sein? Mußte nicht die Erinnerung an seine That, an sein blutiges Opfer ihn von Ort zu Ort verfolgen, bis er, von Verzweiflung gepackt, seinem Dasein ein Ende machte, oder sich selber der Gerechtigkeit auslieferte! Vorausgesetzt, daß ihm seine Flucht glückte, was aber ganz undenkbar war. Denn zahllos mußten die Augen sein, die dem Armseligen von nun an auflauerten, dessen Entdeckung dem Glücklichen, der da sagen konnte: „Hier ist der Mann!“ die Summe von viertausend Thalern einbrachte.

Das moralische Empfinden des armen Mannes hielt nicht lange Stand. War's nicht ein Gebot der Pflicht, der Gerechtigkeit und den Gesetzen der Ordnung in die Hände zu arbeiten? War's nicht ein Unrecht, einen Mörder dem strafenden Richter zu entziehen? Und warum sollten schließlich andere Leute die ausgesetzte Summe einstreichen, die auch er erlangen und so segensreich für seine unschuldig leidenden Angehörigen verwenden konnte? Wenn er es auch nicht that, so gewann ja der Flüchtling dadurch doch nur noch höchstens ein paar Tage der Freiheit. Und was für eine Freiheit! War er nicht gehetzt wie ein wildes Thier und dabei noch unter dem zermalmenden Druck seines Gewissens? Warum sollte er, Friedrich Alt-

mann, also die Gelegenheit sich entgehen lassen, die ihm hier thatsächlich aufgedrängt wurde, die Gelegenheit, sich aus der Tiefe des Elends wieder emporzuraffen?

Und dennoch — der Gedanke war zu schrecklich!

Heinrich Roßberg und er waren seit langen Jahren Freunde, und auf diese Freundschaft bauend hatte der Unglückliche in seiner höchsten Noth bei ihm eine kurze Zuflucht gesucht. Roßberg hatte ihm stets mit Rath und That beigestanden und würde auch ferner seine Interessen bei der Firma Harnisch & Comp. auf das Wärmste vertreten haben, wenn Alles im alten Geleise geblieben wäre.

Friedrich's Schläfen pochten, als müsse ihm der Kopf bersten.

„Viertausend Thaler!"

Es mußte sein!

Und doch . . .

Er sprang auf mit dem verzweifelten Entschluß, den Schläfer zu wecken und so der schrecklichen Versuchung zu entfliehen.

„Heinrich!" rief er, den Daliegenden schüttelnd. „Heinrich! Wach auf! Wach auf, Dir droht Gefahr!"

„Laß, laß sein," stammelte der Flüchtling schlaftrunken. „Ich kann nicht mehr fliehen — ich mag nicht mehr! Laß sie kommen — ich kann nicht mehr!"

Friedrich stand starr und stumm.

Er hatte also Recht; Roßberg war völlig erschöpft, moralisch und physisch, und die Qual hatte ihn gleichgiltig gegen Verfolgung und Entdeckung gemacht. Er mußte jedenfalls unter diesen Umständen in den nächsten Stunden oder Tagen den Häschern in die Hände fallen.

Noch einmal versuchte Friedrich Altmann, diesen Sophistereien, die den Verrath seinem inneren Empfinden weniger abschreckend darstellen wollten, entgegenzutreten.

„Steh' auf! Heinrich, steh' auf!" rief er hastig, damit sein Entschluß ihn nicht im Stiche ließe.

Er ergriff Roßberg gewaltsam bei der Schulter. Der Flüchtling sprang auf, erschrocken, aber auch sofort bereit, sich seiner Haut zu wehren. Noch halb im Schlaf fuhr er Friedrich Altmann grimmig an die Kehle. Dann aber erkannte er denselben.

„O, Du bist's!" sagte er. „Verzeih' mir, Freund! Ich hatte einen bösen Traum und meinte, ein Polizist habe mich gepackt. Aber was ist Dir denn, Du zitterst ja noch immer?"

„Mach', daß Du von hier fortkommst!" entgegnete Friedrich mit heiserer Stimme. „Du hast nun genug geruht. Eile Dich und geh', Du bist hier nicht mehr sicher."

„Warum nicht? Hast Du etwas Verdächtiges gehört oder gesehen?"

„Nein; aber ich weiß, daß Du hier nicht mehr sicher bist!" war die ausweichende, aber dennoch der Wahrheit so sehr entsprechende Antwort. „Vorhin, in der Wirthschaft an der Ecke, hörte ich von den Leuten erzählen, daß Harnisch noch dreitausend Thaler auf Deine Ergreifung ausgesetzt hat."

„Das macht zusammen viertausend. Ich hätte nicht geglaubt, noch so viel werth zu sein. Na, der Kerl, der's kriegt, kann sich freuen. Wenn aber keine unmittelbare Gefahr vorhanden ist, dann laß mich nur noch ein wenig ruhen. Ich bin todmüde und weiß nicht, wann mir wieder eine Gelegenheit zum Schlafen geboten wird."

„Heinrich, ich beschwöre Dich, geh! Die Polizei kann jede Minute hier sein. Glaube mir doch, Freund, Du bist hier nicht sicher!"

Friedrich redete mit eindringlichstem Ernst, beinahe flehend. Er wollte nicht nur den Freund, sondern auch

sich selber retten. Seine und der Seinen Lage war eine derartige, daß es ihm unmöglich wurde, der Versuchung noch länger Widerstand zu leisten.

„So lange Du für mich wachst, Friedrich, bin ich hier sicherer, als anderswo," sagte Roßberg, indem er sich wieder auf das Bett streckte. „Gönne mir nur noch den Frieden dieser einzigen Nacht. Morgen — doch daran will ich jetzt nicht denken."

Friedrich biß die Zähne zusammen; er war empört über des Anderen Gleichgiltigkeit, und seine Empörung stieg noch, als er gleich darauf wahrnahm, daß Roßberg wieder eingeschlafen war. Ihm, der doch kein Verbrechen begangen, war's unmöglich, jetzt zu schlafen, und da lag dieser Mann, dessen Seele eine Blutschuld drückte, und schlief wie ein Kind.

Die Lampe, der es schon lange an Nahrung gebrach, verlöschte. Die Finsterniß und das ringsum herrschende Schweigen wurden Altmann unerträglich. Auch im Zimmer der Mutter regte sich nichts.

Er hatte gethan, was er konnte, um seinen Freund vor der drohenden Gefahr zu warnen. Nach jener Seite war seiner Pflicht Genüge geschehen; jetzt hatte er eine andere Pflicht, die des Bürgers eines Rechtsstaates, zu erfüllen, und außerdem noch die Pflicht, für sich und die Seinen Lebensunterhalt zu schaffen, so lange er dies zu thun noch in der Lage war.

Er nahm seinen Hut und ging aus der Thür, die er leise und vorsichtig hinter sich verschloß. Dann begab er sich zur Polizei, wo er eine kurze Unterredung mit dem wachhabenden Beamten hatte.

„Wie ich höre, ist eine Belohnung von viertausend Thalern für Denjenigen ausgesetzt, durch dessen Hilfe die Festnahme des Mörders des jungen Harnisch ausgeführt werden kann," sagte er.

„Das ist richtig," antwortete der Beamte, den späten Besuch aufmerksam von oben bis unten musternd. „Können Sie uns auf die Spur helfen?"

„Ich kann Sie dorthin führen, wo Sie den Mann finden werden."

Jeder Nerv in Altmann's Körper bebte, als er diese Worte sprach; äußerlich aber erschien er ganz ruhig. Sein verzweifelter Entschluß verlieh ihm Festigkeit. Es galt viertausend Thaler! Im Besitz dieser Summe brauchte er mit den Seinen nicht mehr zu darben.

Der Beamte begann an dem Telegraphenapparat zu klappern, und nach einer Viertelstunde traten drei Gendarmen in das Bureau.

Altmann führte dieselben nach seiner Wohnung. Er beschrieb ihnen den Eingang, händigte ihnen den Schlüssel ein und sagte ihnen, in welchem Zimmer sie den Flüchtling finden würden. Er selber verbarg sich seitwärts hinter der Ecke eines Zaunes, um in dem bleichen Dämmerschein des grau und kalt anbrechenden Morgens nicht gesehen zu werden.

2.

In der unmittelbaren Umgebung der berühmten westfälischen Stahl- und Eisenstadt Bochum lag ein einfaches Landhaus. Der ausgedehnte, in feinstem Geschmack angelegte und mit einem kunstvoll geschmiedeten Eisengitter umhegte Garten desselben zeugte von der Wohlhabenheit seines Besitzers.

Landhaus und Garten waren Eigenthum eines Bochumer Maschinenfabrikanten, des Herrn Joseph Friedrich.

Derselbe war vor nunmehr zwanzig Jahren mit einem kleinen Kapital dorthin gekommen und hatte sich an dem Geschäft eines technisch sehr geschickten, aber mittellosen Mannes betheiligt. Die vereinten Kräfte Beider brachten

das Geschäft schnell in die Höhe. Jahr um Jahr gewannen die trefflichen Erzeugnisse desselben weitere Anerkennung, und die Bestellungen auf die von der Firma Meißner & Friedrich hergestellten Werkzeuge nahmen immer größere Ausdehnung an. Aus der kleinen Werkstatt, in welcher Friedrich seinen Theilhaber gefunden, war ein gewaltiges Gebäude geworden, in welchem über zweihundert Arbeiter vollauf Beschäftigung fanden. Meißner starb im Laufe der Jahre, und dadurch erlangte Friedrich freie Hand, den Betrieb noch mehr auszudehnen. Was er begann, das glückte ihm; seine Bekannten beneideten und bewunderten seine Erfolge, aber nur sehr wenige waren, die ihn aufrichtig ihren Freund nannten.

Als Mensch und Bürger erfüllte er nach allen Richtungen seine Pflicht. Sein häusliches Leben aber war ein düsteres und eintöniges.

Vor zehn Jahren hatte er das Landhaus erbaut und eine Frau heimgeführt, die ihm ein beträchtliches Vermögen zubrachte. Dann wurde er Vater, allein die Kinder starben sämmtlich dahin, ehe er noch Freude an ihnen erleben konnte. Endlich starb auch die Mutter, und er blieb zurück, zwar noch reicher als zuvor, aber auch völlig vereinsamt.

Da brachte er einst von einer Reise ein fünfzehnjähriges Mädchen mit heim, welches allgemein für seine Tochter aus einer früheren Ehe gehalten wurde.

Anna Friedrich, ein frisches, schönes Kind, war wohl geeignet, die Hoffnung auf freundlichere Tage in dem Herzen des einsamen Mannes zu erwecken. Ob sie diese Hoffnung erfüllte, darüber wurde nichts bekannt. Alles, was Reichthum bieten konnte, stand ihr zur Verfügung; als sie zwanzig Jahre alt geworden, war sie zwar noch viel schöner, als zur Zeit ihres Einzuges im Landhause, von ihrer frischen Fröhlichkeit aber war nicht viel übrig geblieben.

An einem lichten, warmen Junitage stand im Schatten des kleinen Birkengehölzes, welches dem Garteneingang gegenüber lag, ein junger Mann, der eifrig nach dem Hause lugte, als erwarte er Jemand, der von dort herkommen müsse. Er mochte ungefähr achtundzwanzig Jahre zählen und war in seinem dunkelgrauen Anzuge und breitrandigen Filzhut eine sehr stattliche Erscheinung. Sein männliches, wackeres Gesicht zeugte von Gesundheit und Kraft, zugleich aber verrieth ein gewisser Ausdruck um Augen und Mund, daß ein Kummer oder eine Sorge sein Herz belastete.

Der sehnende Blick seines Auges erhellte sich, als eine einfach, aber anmuthig gekleidete junge Dame aus der Thür des Landhauses trat und, nachdem sie den Sonnenschirm aufgespannt hatte, langsam durch den Garten und auf das Birkengehölz zuschritt.

„Sie kommt also doch!" murmelte der junge Mann freudig aufathmend und sich gleichzeitig mehr in die Tiefe des Gehölzes zurückziehend.

Als das Mädchen die Gartenpforte erreicht hatte, warf sie einen scheuen Blick nach dem Hause zurück und eilte dann beflügelten Schrittes über den sonnigen Weg in die Schatten der leise flüsternden Birken.

Die junge Dame war Anna Friedrich, der Graugekleidete, der sie erwartet hatte, nannte sich Georg Ritter und war ein in einem Bochumer Gußstahlwerk beschäftigter Ingenieur.

„Dank, liebste Anna, innigen Dank für diesen Beweis Deines Vertrauens!" rief er der Herankommenden mit zärtlich erregter Stimme entgegen.

Sie legte ihre bebende Hand in die seine. „Bedurfte das noch eines Beweises?" fragte sie.

„Nein, o nein! Und nun will ich auch Geduld haben. Du hast mir ja gesagt, daß ich warten und hoffen soll."

„Diese Worte wiederhole ich Dir auch heute, Georg. Warte und hoffe!“

Sie begleitete diese Rede mit einem schwachen Lächeln, aus welchem der junge Mann Ermuthigung herauslesen sollte.

„So ist es also nicht wahr, was man sich allenthalben erzählt, daß Du den Baron Wense heirathen wirst?“

„Mein Vater trägt sich allerdings mit diesem Plan. Er meinte, daß ich mir die Gedanken an Dich nur aus dem Kopfe schlagen solle; die Trennung von Dir würde mich im Laufe der Zeit die große Ehre schon im rechten Lichte erkennen lassen, die mir durch diese Verbindung zu Theil würde.“

„Und wenn ich nicht wäre, würde Dir diese Ehre auch wirklich zu Theil werden, Du würdest vielleicht sogar recht glücklich werden, denn der Baron von der Wense soll ein sehr liebenswürdiger und sehr braver Herr sein. Durch meine selbstische Liebe geht Dir eine Lebensstellung verloren, die den meisten jungen Damen für sehr erstrebenswerth gelten würde.“

„Nicht nur durch Deine, sondern vor Allem durch meine selbstische Liebe,“ lächelte Anna mit sanftem Vorwurf.

„Nun denn, so ist ja Alles gut!“ rief er, während sein Auge fröhlich aufleuchtete. „Jetzt aber müssen wir uns unsere Lage auch ganz klar machen. Du bist eines reichen Mannes Tochter, während ich verhältnißmäßig ein armer Schlucker bin, der nur einige ‚Aussichten‘ zu seinen Gunsten in die Wagschale werfen kann. Dein Vater hält es für eine zu langwierige und unsichere Sache, zu warten, bis diese Aussichten sich verwirklicht haben. Wir dürfen ihn deswegen nicht allzu sehr tadeln —“

„Wenn ich aber recht verstanden habe, dann ist auch der Baron nichts weniger als reich,“ unterbrach ihn das Mädchen.

„Er ist sogar ärmer als ich, aber er hat seinen Titel, seinen Stammbaum und seine vornehmen Verwandten, und das zählt gewaltig in den Augen solcher Leute, wie Dein Vater ist. Wir sind ja natürlich anderer Ansicht und haben keine andere Entschuldigung für unsere Kühnheit, als unsere Liebe."

„Und ist das nicht genug, Georg?"

„Für uns ja, nicht aber für Deinen Vater. Seiner Meinung nach sind wir verblendete Thoren, die nicht einzusehen vermögen, daß er uns nur vor einem dummen Streich bewahren will, den wir, wenn er begangen ist, eines Tages bitterlich bereuen müßten. Wir aber glauben ihm das nicht, und nunmehr macht er seine väterliche Gewalt geltend. Er verbietet uns, uns zu verloben, und Dir führt er den Mann zu, den er Dir zum Gatten erwählt hat. Hältst Du Dich nun für stark genug, seiner Ueberredung, seinen Befehlen auf die Dauer Widerstand zu leisten?"

Anna schaute dem Geliebten ruhig in das eifrig forschende Auge. „Ja," antwortete sie, „ich fühle mich stark genug, Allem zu widerstehen; aber es wird dahin nicht kommen. Mein Vater wird nicht unnöthig in mich dringen, wenn er sieht, daß seine Bemühungen nutzlos sind. Er wird davon abstehen, denn er ist nicht der Mann, der sein Kind wissentlich unglücklich macht."

„Ich will hoffen, daß Du Dich nicht täuschen mögest. Vergiß nicht, der Tag Deiner Verlobung ist bereits festgesetzt. Dein Vater will gar nicht so lange warten, bis Du mich vergessen hast; er meint seinen Plan auszuführen, ehe wir ihm denselben durchkreuzen können."

Anna sah ihn erschrocken an. „Das ist ein Irrthum," rief sie. „Es ist unmöglich, daß mein Vater eine solche Maßregel treffen sollte, ohne mir ein Wort davon zu sagen."

„Das hatte ich auch geglaubt; aber er hat's dennoch gethan. Gestern hörte ich's aus seinem eigenen Munde, und das war auch der Grund, weswegen ich Dich um die heutige Zusammenkunft bat."

„Dann hat er das wohl im Zorne gesagt, oder in der Hoffnung, daß eine solche Mittheilung Dir den Muth benehmen sollte."

„Zornig war er, das ist richtig, aber was er sagte, das meinte er auch. Was können wir also thun, um uns seiner Absicht zu widersetzen, Anna?"

„Das weiß ich jetzt nicht, Georg; ich weiß nur, daß ich mich nicht zwingen lasse! — Aber ich glaub's nicht, Liebster. Ich kenne meinen Vater. Er ist zuweilen rauh und heftig, aber er will nur mein Bestes, dessen bin ich ganz gewiß. Sein ganzes Dichten und Trachten ist mein Glück, meine Zukunft. Er ist so stolz auf mich, und deshalb möchte er mir nun auch wohl gern einen vornehmen Gemahl geben. Aber mag's kommen, wie es will, ich bin Dein, Georg, nur Dein, es sei denn, daß Du selber mich zurückstießest."

Er ergriff ihre Hände. Er sprach kein Wort, weil Betheuerungen hier überflüssig waren. Sein Schweigen sprach beredter, als die feurigsten Worte dies vermocht hätten. Sie fühlte dies, ihre schönen grauen Augen sagten ihm, daß sie ihm danke und auf ihn baue. Was ihm vom Geschick auch beschieden sein mochte: Eines war ihm sicher — die Liebe eines treuen Herzens. Dieses Bewußtsein verlieh ihm Kraft und Zuversicht.

So standen sie ineinander versunken, bis Georg, plötzlich aufblickend, ganz in der Nähe Herrn Joseph Friedrich gewahrte. Der Fabrikant kam vom Garten her und schritt geradeswegs auf die Liebenden zu.

„Dein Vater!" sagte Georg leise. „Nun wird's wieder etwas geben. Aber fürchte Dich nicht, ich werde ganz ruhig bleiben."

Damit gingen die Beiden langsam dem Herankommenden entgegen. Wohl fühlte Anna innerlich eine ängstliche Erregung, trotzdem aber war sie sich einer neuen Kraft bewußt, die sie gegenüber dem Zorne ihres Vaters aufrecht erhalten würde.

Als die jungen Leute vor dem Fabrikanten standen, nahm derselbe mit einem kaum merklichen Kopfnicken von der Gegenwart des Ingenieurs Notiz.

„Du kannst Dich von Herrn Ritter verabschieden und in's Haus gehen, liebe Anna," sagte er dann zu seiner Tochter. „Ich habe mit Deinem Freunde etwas zu reden."

In seinen Worten lag weder Zorn noch Spott; er sprach, als sähe er in dieser Begegnung gar nichts Unzulässiges. Anna gehorchte schweigend, und jetzt standen die Männer einander gegenüber — Einer so gefaßt und entschlossen, wie der Andere.

Joseph Friedrich war eine untersetzte, breitschulterige Gestalt; sein Alter mochte fünfzig Jahre sein. Das glattrasirte Gesicht ließ ihn auf den ersten Blick vielleicht jünger erscheinen, allein bei näherer Betrachtung fügten die tiefen Furchen auf der Stirn und die zahlreichen Falten in der Augengegend, sowie das bereits stark ergrauende Haar seinem Aeußeren noch zehn Jahre zu. Seine harten Züge verriethen einen halsstarrigen, energischen Willen, in seinen lichtbraunen Augen hätte ein Menschenkenner eher eine innere Zerfahrenheit, als selbstbewußte Festigkeit entdeckt. Trotz dieses Widerspruches in seiner Physiognomie aber machte er dennoch den Eindruck eines Mannes, mit dem man nur mit großer Vorsicht einen Streit beginnen dürfe.

„Es thut mir leid, Herr Ritter," begann er in einer Tonart, die etwas gepreßt klang, „daß ich bei unserer letzten Begegnung so heftig geworden bin, um so mehr, als ich aus Ihrer Anwesenheit hier ersehe, daß meine

Worte gar keinen Eindruck auf Sie gemacht haben. Sie müssen meine Erregung mit meiner Sorge für die Zukunft meines Kindes entschuldigen und auch damit, daß Sie meine Pläne immer wieder von Neuem zu durchkreuzen versuchen."

Eine solche Anrede hatte Ritter nicht vorausgesehen. Er war auf einen zornigen Angriff vorbereitet gewesen, nicht aber auf eine solche Milde, noch weniger aber auf eine Bitte um Entschuldigung.

„Ich muß Ihnen gestehen, Herr Friedrich," entgegnete er daher offenherzig, „daß ich Ihre Verstimmung über mein Verhalten für durchaus berechtigt erachte; andererseits aber hoffe ich, daß Sie auch mir Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, wenn ich Ihre Anordnungen nicht als endgiltige anzuerkennen vermag."

„Von Ihrem gegenwärtigen Standpunkt aus haben Sie Recht. Wenn Sie sich aber in späteren Jahren herbeilassen wollen, die Sache auch einmal von meinem Standpunkt aus zu betrachten, dann werden Sie sicherlich zugeben, daß meine Maßnahmen nur von dem ganz natürlichen Wunsche geleitet werden, meiner Tochter bei ihrem entscheidenden Schritt in's Leben den Vortheil meiner eigenen reichen Erfahrungen zugute kommen zu lassen."

„Ich brauche nicht erst älter zu werden, um einzusehen, daß Ihre Handlungsweise von den besten Absichten geleitet wird; allein nimmermehr werde ich zugestehen, daß Sie das Recht haben, mir Anna vorzuenthalten, es sei denn, daß Sie mir nachweisen, daß ich Ihrer Tochter nicht würdig bin."

„Sie meinen also, ein unerfahrenes Mädchen könne über die wichtigste Angelegenheit ihres Lebens allein entscheiden, ohne auf die Wünsche oder auf das Urtheil ihres Vaters auch nur im Mindesten Rücksicht zu nehmen?"

„Das ist eine sehr schroffe Auffassung, Herr Friedrich.

Dergleichen ist mir nicht in den Sinn gekommen. Dagegen aber möchte ich behaupten, daß Sie als Vater die Pflicht haben, hier, wo es sich um die ganze Zukunft Ihrer Tochter handelt, auch den Wünschen derselben Ihrerseits möglichst Rechnung zu tragen."

Der Fabrikant schwieg.

„Sagen Sie mir rund heraus, Herr Friedrich," fuhr der junge Mann eifrig fort, „was Sie gegen mich einzuwenden haben!"

„Sie sind nicht in der Lage, meiner Tochter die Lebensstellung zu bieten, die ich für dieselbe im Auge habe," entgegnete der Fabrikant trocken.

„Also um Ihre Tochter in eine Stellung zu bringen, die Ihrer eigenen Eitelkeit schmeicheln würde, wollen Sie das Glück des armen Mädchens aufopfern!" brach Ritter leidenschaftlich aus.

Friedrich blieb ganz ruhig. Es schien, als ob er ein gewisses Mitgefühl für den jungen Mann habe und dessen Heftigkeit wohl entschuldbar fände. „Ich glaube nicht, daß Anna's Glück gefährdet ist," sagte er, die Anschuldigung übergehend. „Ich gebe zu, daß Sie einen tiefen Eindruck auf das Mädchen gemacht haben, sie ist aber noch zu jung, als daß dieser Eindruck ein bleibender sein könnte. Ein Gleiches gilt auch von Ihnen, und eines Tages werden Sie Beide mir dankbar dafür sein, daß ich Sie von einer jugendlichen Uebereilung zurückgehalten habe."

„Sie irren sich! Sie scheinen Ihre Tochter nicht zu kennen und jedenfalls täuschen Sie sich in Bezug auf mich!"

„Mag sein; mich aber kenne ich. Ihre Versicherungen von ewiger Liebe und Treue haben für mich keinen Werth. Ich werde daher wohl oder übel mein Vaterrecht üben und nöthigenfalls den Gehorsam meines Kindes erzwingen müssen."

„Ueber mich aber haben Sie kein Recht und meinen Gehorsam können Sie nicht erzwingen! Ich weiß, daß Anna mir treu bleibt, und in diesem Bewußtsein sehe ich all' Ihren Schritten und Maßnahmen ruhig entgegen."

„Sie reden wie ein kecker Knabe und nicht wie ein Mann von gesundem Verstande, mein lieber Herr Ritter, und dadurch beweisen Sie selber am besten, daß meine Entscheidung die richtige ist. Sie sind viel zu hitzig und unüberlegt, als daß Sie ein zuverlässiger Beschützer meines Kindes sein könnten. Anna wird sich demnach meinem Willen zu fügen haben."

Die Worte „kecker Knabe" durchzuckten den Ingenieur wie ein elektrischer Schlag, dieselben waren jedoch in einem so ruhigen Tone gesprochen, daß sie eher einer wohlwollenden Mahnung, als einem Ausdruck des Spottes glichen. Darum zügelte er den Zorn, der heiß in ihm aufsteigen wollte, und seine Entgegnung klang zwar energisch, aber noch immer gefaßt und höflich.

„Wenn Anna sich fügt, Herr Friedrich, dann geschieht dies nur, weil Ihre Gewalt sie gegen ihr inneres Empfinden dazu zwingt; ich erkläre Ihnen daher schon jetzt, daß der Zwang, den Sie Ihrer Tochter vielleicht anthun werden, für mich keinerlei Verbindlichkeit haben wird. Ich habe Anna's freiwilliges Versprechen und kann ihr dasselbe nur dann zurückgeben, wenn sie selber dies von mir verlangt."

„Gut; sie wird es verlangen."

„Das wollen wir abwarten; thut sie es aber, dann muß es aus freiem Antriebe und nicht unter dem Druck einer Vergewaltigung geschehen."

„Ich sehe ein, daß ein weiteres Verhandeln mit Ihnen zwecklos wäre, Herr Ritter. Sie haben sich in den Kopf gesetzt, mich vollständig zu ignoriren, es bleibt mir daher nur übrig, Ihren ferneren persönlichen und schriftlichen Verkehr mit meiner Tochter nach Kräften zu verhindern."

„Das wird Ihnen nicht gelingen."

Der Fabrikant versuchte zu lächeln. „Es heißt ja, daß die Liebe ‚Eisen und Kerker und feindliches Heer' überwindet," sagte er. „Allein ich glaube nicht, daß sie auch stark genug ist, das Pflichtgefühl über den Haufen zu rennen, das ich anzurufen gedenke. — Adieu, Herr Ritter; es thut mir leid, daß von jetzt an zwischen uns die Bekanntschaft zu Ende sein muß."

„Sei es, wie Sie für gut erachten," entgegnete der Ingenieur mit fester Stimme. „Adieu, Herr Friedrich."

Damit wendete er sich um und ging schnellen Schrittes davon.

Der Fabrikant stand unbeweglich und schaute ihm, die Hände auf den Knauf seines Stockes gestützt, lange nach. Auf seinem Gesichte lag kein Schatten von Unwillen über die Widerspenstigkeit des jungen Mannes, wohl aber ein tiefes Bedauern über diesen Ausgang. Er kannte den Ingenieur als einen äußerst tüchtigen Mann und als solchen hatte er ihn auch immer hochgeachtet. Als er die Gestalt desselben in der Ferne verschwinden sah, da regten sich leise Zweifel in seiner Brust, Zweifel, ob er auch wirklich den rechten Weg zum Glücke seiner Tochter eingeschlagen habe. Da sein einziger Beweggrund doch nur das Glück seines Kindes war, warum sollte er sich da den Wünschen der Liebenden nicht geneigt zeigen? Warum hinderte er sie daran, aus eigener Erfahrung zu lernen, ob sie recht gethan, sich seinem wohlmeinenden Rath zu widersetzen?

Andererseits aber stellte er sich auch sein geliebtes Kind als Baronin Wense vor. Die Wenses gehörten zu den ältesten Familien der hannöver'schen Aristokratie. Der Baron war ein trefflicher Mann, ein Mann von wahrhaft vornehmer Gesinnung — es war ganz ohne Zweifel, daß Anna an seiner Seite sehr schnell ihre Stellung als

Aristokratin schätzen lernen würde, um so eher, als sie mit Hilfe des väterlichen Reichthums dann ein Haus machen konnte, dessen Glanz hinter dem ihres Namens nicht zurückzustehen brauchte. Außerdem aber würde der Baron der beste aller Gatten sein, dafür bürgte sein Charakter.

War's daher nicht thöricht, wenn er sich dennoch allerlei Zweifeln überließ?

Er stieß seinen Stock auf die Erde und wendete sich dem Hause zu.

Hier angekommen, ließ er Anna zu sich rufen. Die junge Dame kam sofort und fand ihren Vater am Fenster stehend und, die Hände auf dem Rücken, in's Freie blickend. Er war so in Gedanken versunken, daß er ihren Eintritt gar nicht bemerkte.

Sie blieb eine Weile zögernd an der Thür stehen, dann aber sagte sie mit ihrer sanften Stimme: „Du hast mich rufen lassen, lieber Vater, was wünschest Du von mir?"

Er fuhr herum, als hätten des Mädchens Worte ihn erschreckt. Sein Antlitz war bleich; er schaute drein wie einer, den man jäh aus einem bösen Traume aufgerüttelt hat. Die Gedanken, die ihn quälten, nahmen immer wieder und wieder die Gestalt der Fragen an: Bin ich auch wirklich im Recht? Oder ist dies etwa ein neuer Verrath, dessen Folgen mich zum Wahnsinn treiben müssen?

„Bist Du da, Anna?" sagte er wie in halber Betäubung. „Ja, Kind, ja — ich wollte mit Dir reden. Setz' Dich, Kind. Wir müssen die Sache sehr ruhig betrachten, denn was ich Dir jetzt zu sagen habe, ist von größtem Einfluß sowohl auf Dein, als auch auf mein Leben. Komm' hierher an's Fenster. Setz' Dich dort in's Licht."

Er wies auf einen Sessel und nahm auf einem gegen-

über stehenden Stuhle Platz. Dann fuhr er mit der Rechten über sein Gesicht, als wolle er eine Nebeldecke von seinen Augen entfernen.

Hell und mit heiter goldigem Schein fiel zwischen Beiden der Sonnenschein in's Gemach.

3.

„Kannst Du mir das Zeugniß geben, daß ich Dir immer ein guter Vater gewesen bin, Anna?" fragte der Fabrikant nach einer langen Pause. Er mußte sich anstrengen, um seine Stimme hörbar und verständlich zu machen; auf seinem Herzen lag ein Druck, den er kaum ertragen konnte.

Das Mädchen schaute ihn mit vollem, offenem Kindesblick an. „Ja, lieber Vater," antwortete sie mit Wärme. „Du bist immer lieb und gut gegen mich gewesen."

Hier unterbrach sie sich mit plötzlichem Erröthen; der Ausdruck ihres Blickes veränderte sich, theils, weil ein Gedanke in ihr aufstieg, theils aber auch, weil des Vaters ungewohnt krankhaftes Aussehen sie besorgt machte.

„Ausgenommen in einer Hinsicht," ergänzte er ihre Rede, „und in dieser wirfst Du mir vielleicht Grausamkeit vor. Darin irrst Du Dich aber, liebes Kind. Auch in diesem Falle lasse ich mich nur von meiner Liebe zu Dir bestimmen. Höre mich an. Die Welt hält mich für einen glücklichen Menschen. Vielleicht bist auch Du dieser Meinung gewesen. Ich bin reich, mein Vermögen mehrt sich von Tag zu Tag, mein Geschäft steht auf festen Füßen, und so hätte ich eigentlich allen Grund, stolz und zufrieden zu sein — wie?"

Sein Wesen wurde mit jedem Augenblick seltsamer. So hatte sie ihren Vater noch nie gesehen. Es ward ihr unheimlich zu Muthe, und eine innere Angst versetzte sie

in Aufregung. Sie beschloß, jedes Wort zu vermeiden, welches den Zustand, in dem er sich augenscheinlich befand, etwa verschlimmern konnte.

„Ja, lieber Vater," sagte sie. „Allenthalben sagt man, daß Dein unermüdlicher Fleiß von wunderbarem Erfolge gekrönt worden sei."

„Also das sagt man," entgegnete er bitter. „Ja, ich habe Geld verdient, viel Geld . . . trotz dieses wunderbaren Erfolges aber bin ich stets nur unglücklich gewesen — so unglücklich, wie der Elendeste der Menschen. Die Arbeit war für mich, was für Andere der Trunk ist — ein Betäubungsmittel. Ich suchte Vergessen — Vergessen! Mutter, Schwester, Frau, Kinder — Alle, Alle sind mir entrissen worden, außer Dir. Darum solltest Du mir ein Trost sein für die ausgestandenen Leiden. Aber auch Du läßt mich im Stich. Auch Du!"

„Ich will ja Alles thun, was Dich trösten und Dir Freude bringen könnte, Vater," sagte das junge Mädchen tief bewegt. „Aber ich kann mir nicht denken, daß es Dein Wille ist, ich solle meinen inneren Frieden und mein Lebensglück einer gesellschaftlichen Stellung opfern, für die ich mich ganz und gar nicht geeignet fühle. Ich bin nicht geschaffen, die große Dame zu spielen. Der Gedanke allein ängstigt mich schon. Und dann — ich könnte dem Herrn Baron Wense niemals die Empfindungen entgegenbringen, die eine Frau ihrem Gatten schuldig ist."

„Du darfst und kannst ihn aber achten, und das ist genug. Ich habe viele Ehen kennen gelernt, theils aus eigener Anschauung, theils durch Hörensagen, die den Abmahnungen der Eltern zum Trotz geschlossen wurden, und ich weiß, wie bitter die Enttäuschung und die Reue waren, die in allen solchen Fällen niemals lange ausgeblieben sind. Mein liebes Kind, Du bist noch zu jung und bildest Dir Dinge ein, die in der Wirklichkeit ganz anders

sind. Die wahre Liebe stellt sich erst ein, wenn man auch die Tiefen des Leides erfahren hat."

„Und leide ich nicht etwa auch, wenn ich sehen muß, daß ich mir Dein Mißfallen zugezogen habe?" entgegnete sie traurig.

„Bestehst Du also wirklich darauf, mich zu Gunsten eines Mannes zurückzusetzen, den Du kaum erst zwei Jahre kennst? Bist Du gewillt, mir Kummer und Gram zu bereiten, nur um ihm zu Gefallen zu sein? Und willst Du um seinetwillen am eigenen Leibe erfahren, was es heißt, arm sein und Noth leiden?"

Das waren schwer zu beantwortende Fragen für Anna. Ihr kindliches Gefühl gebot ihr, dieselben zu verneinen, die Liebe aber forderte gebieterisch die Bejahung.

Sie schwieg eine Weile. „Ich glaube, daß ich um Georg's willen Alles ertragen könnte," sagte sie endlich leise, „und doch will ich auch Dir keinen Kummer verursachen, lieber Vater!"

„Das letztere thust Du aber. Ohne Zweifel beschwichtigst Du Dein Gewissen mit dem Gedanken, daß ich ungerecht gegen Ritter sei und daß ich — wie er selber mir keck genug vorwarf — nur um meiner eigenen Eitelkeit zu fröhnen eure Verbindung nicht zugeben wolle."

„Glaube das nicht! Das ist mir nie in den Sinn gekommen! O, ich weiß ja nicht, was ich noch sagen, ich weiß ja nicht, was ich denken und was ich thun soll! Ich weiß nur, daß ich unglücklich, o so unglücklich bin!"

Mühsam verhaltenes Schluchzen schnürte ihr die Kehle zu.

Der Fabrikant erhob sich und schritt in höchster Erregung im Zimmer hin und her. Wieder erhob die Stimme in seinem Innern die Frage: Bin ich auch wirklich im Recht, oder ist dies ein neuer Verrath?

Dann stand er entschlossen vor der Tochter still. Er legte seine Hand zärtlich auf ihren Kopf.

„Um eines längst verstorbenen Freundes willen," sagte er mit heiserer Stimme, „wollte ich Dir eine vornehme Stellung schaffen, weil ich glaube, daß er dies gern gesehen hätte. Mein Reichthum hat seit langen Jahren für mich nur Deinetwegen noch Werth. Als der Baron Wense bei mir um Deine Hand anhielt, schätzte ich mich glücklich, ein vermögender Mann zu sein — um Deinetwillen, Du mein einziges Kind. Es schien mir, als ob das Ziel meines Lebens nun erreicht sei. Aber fern sei es von mir, Dich zu zwingen, wie bitter die Enttäuschung auch für mich ist —"

Anna hatte sich an seinen Hals geworfen. „Mein guter, mein bester Vater!" rief sie unter Freudenthränen. „O wie glücklich machst Du mich!"

„Das höre ich gern, mein liebes Mädchen," sagte er bewegt. „Aber Eins mußt Du mir noch versprechen, ehe wir an weitere Schritte denken."

„Alles, was Du willst!"

„Gut. Willst Du nun versuchen, die Sache noch eine Zeitlang ganz ruhig zu überdenken, ohne inzwischen Ritter zu sehen, ohne jeglichen Verkehr mit ihm? Setzen wir vierzehn Tage fest, nach deren Ablauf Du mir das Ergebniß Deiner Ueberlegungen mittheilen sollst."

„Das verspreche ich Dir. O, wie dankbar wird Georg Dir für soviel Liebe und Güte sein!"

Ihr glückstrahlendes Gesicht und ihr heißer, überströmender Dank war ihm ein Ersatz für die Aufgabe seines so eifrig gehegten Planes. Er gelangte dadurch zu der Einsicht, daß die Ausführung desselben nur ihm und dem Baron Befriedigung gebracht haben würde. Er versöhnte sich mit der neuen Lage der Dinge um so leichter, als Anna in den vierzehn Tagen der Probezeit ein ganz neues Wesen wurde. Die gedrückte Stimmung, die in letzter Zeit wie ein frostiger Reif auf all' ihrem Thun

und Denken gelegen, war mit einem Schlage verschwunden. Warmer, fröhlicher Sonnenschein lachte von Neuem aus ihren schönen Augen und kindlich reinen Zügen, und schon am frühen Morgen hörte ihr beglückter Vater sie mit den Vögeln um die Wette singen.

Daß Ritter gar keinen Versuch machte, mit ihr in Verkehr zu treten, hatte ihr anfangs einiges Kopfzerbrechen verursacht; sie beruhigte sich darüber jedoch sogleich, als der Vater ihr mittheilte, daß der junge Mann von einem großen Eisenwerk, welches den Bau einer neuen Eisenbahn in Südamerika auszuführen habe, nach Magdeburg gerufen worden sei. Auch sagte sie sich, daß der Geliebte wohl nicht geschrieben habe, weil er nach seiner letzten Begegnung mit ihrem Vater fürchten mußte, daß seine Briefe nicht zu ihr gelangen würden. Trotz alledem aber stiegen nach und nach doch allerlei quälende Gedanken in ihr auf. Warum machte Georg nicht wenigstens den Versuch, ihr auf irgend eine Weise zu erkennen zu geben, daß er ihrer gedächte?

Die festgesetzte Zeit verstrich, und Anna eröffnete nunmehr ihrem Vater, daß ihre Empfindungen für Georg Ritter unverändert dieselben seien.

„Nun also, mein Kind," sagte der Fabrikant, dem erwartungsvoll vor ihm stehenden Mädchen die rosigen Wangen streichelnd, „so sollt ihr Beide das Feld behalten. Schreibe an Deinen Georg und theile ihm mit, daß es uns freuen würde, ihn sobald als möglich bei uns begrüßen zu können. Soviel ich weiß, ist er noch immer in Magdeburg."

Mit Joseph Friedrich war eine ebenso große Veränderung vorgegangen, wie mit seiner Tochter. Sein Gang war leichter und elastischer als zuvor; es schien, als fühle er sich von einer Bürde befreit. Seine Rede war sanfter, weicher geworden, und — was er sonst nie ge-

than — er zeigte sich duldsam und mild gegenüber den Schwächen und Fehlern Anderer, namentlich seiner Untergebenen.

Eine Friedenshoffnung war in des Mannes Herz eingezogen, eine Ahnung neuen Glückes — weil sein Kind glücklich war.

Anna schrieb einen kurzen, liebevollen Brief an Georg Ritter und lud ihn zu baldigstem Besuch im Landhause ein.

Es vergingen noch einmal vierzehn Tage, aber der Brief blieb unbeantwortet.

Anna verzehrte sich in Ungeduld und banger Sorge. Der Vater beobachtete sie mit inniger Theilnahme.

„Die Arbeiten, mit denen Ritter beschäftigt ist, sind von höchster Dringlichkeit, wie ich höre," tröstete er sie. „Außerdem aber nehmen ihn auch wohl die Reisevorbereitungen in Anspruch, denn er muß in nächster Zeit nach Buenos-Ayres gehen. Vielleicht wartet er auch darauf, daß der erste Schritt des Entgegenkommens von mir geschehe, und ich muß gestehen, daß er zu einer solchen Auffassung auch nicht unberechtigt ist. Ich werde mich heute in seinem Bureau erkundigen, wann man ihn in Bochum zurückerwartet."

Dort vernahm der Fabrikant, daß Ritter im Laufe der Woche zwar wieder eintreffen, sich jedoch nur wenige Stunden aufhalten würde, um in aller Eile das Nothwendigste abzuwickeln und zu ordnen.

Joseph Friedrich entschloß sich daher, an seinen zukünftigen Schwiegersohn zu schreiben. Er theilte ihm mit, daß er keine Einwendungen mehr gegen seine Verbindung mit Anna habe, und daß die Letztere ihn sehnsuchtsvoll erwarte.

Auf diese freundlichen Zeilen erhielt er die folgende Antwort:

„Geehrter Herr!

Meinen Dank für Ihren wohlwollenden Brief. Seit unserer letzten Unterredung bin ich jedoch zu der Ueber-

zeugung gelangt, daß Sie vollständig im Rechte waren. Ihre Tochter wird mit dem Manne, den Sie für dieselbe erwählt haben, sicherlich glücklicher werden, als mit mir. Ich hoffe, daß sie ihr Leben in ungetrübtem Glück genießen und mich recht bald vergessen möge.

Ergebenst Georg Ritter."

Die peinlichen Gefühle, die der Fabrikant beim Lesen dieses Briefes empfand, entbehrten nicht einer gewissen höhnischen Befriedigung. Er hatte also doch richtig geurtheilt. Die Leidenschaft des jungen Menschen war eine mehr äußerliche gewesen. Jetzt sah er eine erfolgreiche Zukunft vor sich und sofort gab er das Mädchen auf, das so treu und tapfer für ihn gelitten hatte.

Friedrich faltete das Schreiben sorgfältig zusammen und steckte es in die Tasche.

Was aber sollte er der armen Anna sagen? Wie ihr die Ueberzeugung beibringen, daß sie ihr Herz an einen Unwürdigen fortgeworfen, der ihre Liebe nur als eine Staffel zu seinem Emporkommen betrachtet hatte?

Würde sie ihm glauben? Ein bitteres Weh krampfte sein Herz zusammen, wenn er daran dachte, daß sein Kind nun wieder mit bleichen Wangen, trüben Augen und stumm wie ein Schemen im Hause herumirren werde.

Dabei aber hatte er auch noch das unbestimmte Gefühl, als ob in dem Schreiben nicht Alles enthalten sei, was der Schreiber zu sagen hatte. War doch dasselbe so gänzlich im Widerspruch mit der felsenfesten Zuversicht, die den jungen Ingenieur damals zu dem Ausspruch veranlaßte, daß nur Anna's persönlicher Wille ihn bewegen könne, das Streben nach ihrem Besitz aufzugeben.

Friedrich beschloß, von dem Empfang des Briefes nichts verlauten zu lassen, bis er aus Ritter's eigenem Munde eine volle Erklärung erhalten habe.

— — — — — — — — — — — —

Inzwischen nahm Anna's angstvolle Aufregung von Tag zu Tag zu; ihr Frohsinn war längst wieder verschwunden, und die Vögelein sangen jetzt ihre Morgenlieder wieder allein. Ihr Vater vermochte dies auf die Dauer nicht zu ertragen. Er kündigte ihr daher eines Morgens beim Frühstück an, daß er eine Geschäftsreise nach Magdeburg zu unternehmen habe, die ihn jedoch nur einen Tag von Hause fernhalten würde.

Anna schaute ihn an. Eine dunkle Gluth trat auf ihre vorher so bleichen Wangen.

„Könntest Du dort vielleicht auch mit Georg zusammentreffen?" fragte sie mit stockender Stimme.

„Gewiß kann ich das," antwortete er mit erkünstelter Heiterkeit. „Ich werde ihn sogar aufsuchen. Hast Du eine Botschaft an ihn?"

„Ich weiß nicht — oder doch, ich möchte wissen, ob er meinen Brief erhalten hat — ich hätte so gern eine Antwort darauf," sagte sie zögernd.

„Das werde ich ihm bestellen. Es scheint mir, als ob er es jetzt, da die Thür ihm geöffnet ist, gar nicht mehr so eilig hätte, als vorher. Doch, das mag wohl so in der Verkehrtheit der menschlichen Natur liegen."

Diese Worte sollten scherzhaft klingen, zugleich aber sollten sie das Mädchen auch ein wenig auf das Ergebniß vorbereiten, welches er voraussah.

Anna schwieg; die Bemerkung hatte getroffen. Sollte der Vater dennoch mit seiner Prophezeiung Recht behalten? Sollte Georg's Liebe wirklich nichts anderes gewesen sein, als ein schnell erlöschendes Strohfeuer? Unmöglich!

„Ich bin gewiß, daß er kommen wird, wenn Du selber ihm die Einladung überbringst," sagte sie mit erzwungener Ruhe.

Friedrich sagte einige zustimmende Worte und dann machte er sich schnell auf den Weg. Von Bochum aus

telegraphirte er an Ritter, daß er ihn im „Kaiserhof“ zu einer bestimmten Stunde in dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Während der Eisenbahnfahrt zermarterte er sein Gehirn, um den Beweggrund zu dem seltsamen Benehmen Ritter's zu finden. Er bedauerte keineswegs, daß derselbe sich so unbeständig erwies, und daß seine Tochter auf diese Weise eine seiner Ansicht nach wohlthätige, wenn auch schwere Lehre erhielt. Ja, er würde sogar Freude über diese Wendung empfunden haben, hätte er nicht fürchten müssen, daß des Mädchens Gesundheit unter diesem Schlage leiden, daß er dadurch vielleicht auch sie noch verlieren werde. Die gegenwärtig überwiegende Empfindung aber war ein grimmiger Zorn, ein Haß gegen den Menschen, der in so beleidigender Weise sein, des reichen, hochangesehenen Fabrikherrn freundliches und nachgiebiges Entgegenkommen in so beleidigender Weise zurückgewiesen hatte. Das forderte eine Erklärung, und diese Erklärung wollte er sich erzwingen. —

Pünktlich auf die Minute erschien der junge Ingenieur in dem Gasthofe, wo der Bochumer Fabrikant ihn erwartete. Er sah bleich aus, und derselbe Ausdruck inneren Leidens, den Joseph Friedrich bei Anna neuerdings wieder wahrgenommen, lag auch auf seinem Gesicht.

Er verbeugte sich kurz. Friedrich reichte ihm die Hand hin, als dieselbe aber nicht angenommen wurde, starrte er seinem Besucher mit zorniger Ueberraschung in's Gesicht.

„Was soll das heißen, Herr Ritter?“ fragte er rauh. „Was ist Ihnen in die Krone gefahren? Zuerst schicken Sie mir einen Brief, von dem ich nicht weiß, was ich denken soll, und nun dieses eigenthümliche Betragen?“

Ritter zuckte leicht die Achseln. „Sie haben mich hierher bestellt, Herr Friedrich,“ sagte er kalt. „Darf ich nach Ihrem Belieben fragen?“

„Ich wollte von Ihnen hören, daß es Ihnen leid thue, sich in solcher Weise gegen meine Tochter benommen zu haben."

„Ihre Tochter thut mir leid, sehr leid," antwortete der Ingenieur. Ein leises Beben der Stimme verrieth seine innere Ergriffenheit.

„So! Also meine Tochter thut Ihnen leid! Wollen Sie so gut sein und mir sagen, was Sie bewogen hat, von der Verlobung zurückzutreten, die Sie gegen meinen Willen eingegangen waren und die Sie noch vor wenigen Wochen mit so kühnen Worten gegen jegliches Hinderniß aufrecht zu erhalten sich vermaßen? Ich bin eigens hierher gekommen, um diese Erklärung von Ihnen zu fordern; verweigern Sie die Antwort, so kann ich Sie hinfort nicht mehr als einen Ehrenmann betrachten."

„Ich bedaure, Herr Friedrich, aber ich kann Ihnen den gewünschten Aufschluß nicht geben. Es war Ihr Wunsch, mein Verhältniß zu Ihrer Tochter abgebrochen zu sehen. Der Wunsch ist erfüllt — was wollen Sie nun noch mehr von mir?"

„Ich will Aufklärung von Ihnen!" fuhr der Fabrikant auf. „Hat meine Tochter sich etwas zu Schulden kommen lassen, was Ihr Betragen rechtfertigen könnte?"

„Nein," entgegnete der junge Mann, „Ihre Tochter hat sich nichts zu Schulden kommen lassen."

Er sprach diese Worte langsam und mit auffallender Betonung, und dabei hoben sich seine Blicke fest zu denen des Gegners.

„Dann müssen Sie selber etwas begangen haben, infolge dessen Sie sich jetzt meiner Tochter unwerth fühlen. Wenn dies der Fall ist, dann kann ich Ihre Empfindung nur achten, muß aber darauf bestehen, daß Sie persönlich ihr mittheilen, aus welchem Grunde Sie das Verhältniß zu lösen gezwungen sind."

„Sie irren sich, Herr Friedrich. Auch ich habe nichts begangen, was mich um meine Selbstachtung oder um die Achtung Ihrer Tochter bringen könnte."

„Dann muß ich gestehen, daß mir Ihr Benehmen vollständig räthselhaft ist. Ich will und muß aber wissen, was Ihnen die Dreistigkeit verlieh, mein Kind in so unerhörter Weise zu beleidigen. Mir war an einer Verbindung mit Ihnen nichts gelegen, das habe ich Ihnen oft genug gesagt. Meiner Tochter aber sind Sie es schuldig, Ihr Betragen zu rechtfertigen."

„Ich habe Ihnen bereits zu verstehen gegeben, daß ich Ihnen weiter nichts erklären kann, als daß Ihre Ansicht die rechte gewesen ist: eine Verbindung mit Ihrer Tochter hätte zu beiderseitigem Unglück führen müssen."

„Wenn das Ihr letztes Wort ist," entgegnete Friedrich mit wegwerfendem Hohn, „dann müssen Sie sich gefallen lassen, daß Sie fortan in meinen Augen ein Lügner und ein Feigling sind. Ein Lügner, weil Sie mein armes Kind durch Betheuerungen und Versprechungen betrogen haben, an deren Erfüllung Sie gar nicht dachten, denen Sie sich zum Mindesten jetzt zu entziehen suchen — und ein Feigling, weil Sie sich weigern, durch ein offenes Wort diese schändliche Handlungsweise zu erklären."

Georg Ritter trat einen Schritt zurück, und eine dunkle Röthe schoß in seine Wangen. Aber es gelang ihm, die Selbstbeherrschung zu bewahren.

„Das Andenken an Anna hält mich zurück, Ihnen nach Gebühr zu antworten," sagte er in tiefer Erregung. „Sie haben keine Ahnung davon, was der Entschluß, den ich Ihnen brieflich mittheilte, mich gekostet hat. Ich ertrage Ihre Beleidigung um Anna's willen, und dies wird Ihnen Beweis genug dafür sein, daß meine Empfindungen für Ihre Tochter keine Aenderung erfahren haben — sie werden ewig dieselben bleiben. Aber nun beschwöre ich

Sie in Ihrem eigenen Interesse, dringen Sie nicht weiter in mich, begnügen Sie sich mit der Erklärung, die Sie in Händen haben."

„Das ist unmöglich. Ich muß meinem Kinde den Beweis dafür bringen, daß Sie freiwillig zurückgetreten sind, und daß ich in vollstem Rechte war, als ich von vornherein Einspruch gegen dieses Verhältniß erhob."

„Blicken Sie auf Ihr früheres Leben zurück! — Werden Sie auch jetzt noch auf Ihrem Verlangen bestehen?"

Joseph Friedrich richtete einen erstaunten Blick auf den jungen Mann. Dieser Blick sollte ruhig und herausfordernd sein, er verrieth aber, trotz des äußerlichen Zwanges, eine gewisse Beunruhigung.

„Ihre Frage ist mir unverständlich," sagte er kurz. „Ich muß unter allen Umständen auf meinem Verlangen bestehen."

„So sei es. Sie wollen es nicht anders. Hören Sie also: ich kann Anna nicht heirathen, ihr aber auch den Grund dafür nicht angeben, weil ein Verstorbener zwischen uns steht — Heinrich Roßberg."

Das Antlitz des Fabrikanten erbleichte und schien zu versteinen. „Heinrich Roßberg?" stieß er hervor.

„Heinrich Roßberg war mein Bruder!" brach der Ingenieur leidenschaftlich aus. „Und Sie sind Friedrich Altmann."

4.

Von sicherer Höhe herabgestürzt zu werden, nachdem man die zuversichtliche Ueberzeugung von der unantastbaren Festigkeit seiner Stellung gewonnen hatte, ist ein Unglück, das Niemand überleben würde, wenn dem plötzlichen Sturze nicht zunächst eine wohlthätige Betäubung folgte.

Einen solchen Sturz hatte jetzt der reiche Fabrikant

erfahren müssen. Wenige Worte waren hinreichend gewesen, ihn von dem Piedestal seiner Selbstgefälligkeit und seines Stolzes hinabzuschleudern.

Er stand wie ein erkannter Bösewicht, der in lästerlicher Ueberhebung ein Gottesgericht herausgefordert hat, und nun, zu Boden geworfen, die Schwertspitze des siegreichen Gegners an der Kehle fühlt.

Er schaute dem jungen Mann unbeweglich in's Gesicht, als befände er sich unter einem schrecklichen Bann.

Es dauerte lange, ehe er wieder so viel Gewalt über sich errang, daß er einige Worte äußern konnte.

„Vor vielen Jahren," stammelte er mit tonloser, stockender Stimme, „habe ich einen Heinrich Roßberg gekannt. Er war mein Freund — mein bester Freund. Sie können nicht sein Bruder sein — Sie sind zu jung. Auch ist Ihr Name ein anderer."

„Sie sind der Mehrzahl der Menschen auch nur als Joseph Friedrich bekannt," entgegnete der Ingenieur dumpf. „Sie haben mich zu dieser Eröffnung gezwungen, trotzdem aber liegt es nicht in meiner Absicht, Sie mehr zu beunruhigen, als unvermeidlich ist."

„Ich bin mir aber nicht bewußt, mich um Nachsicht und Schonung Ihrerseits beworben zu haben."

„Ich will zunächst Ihre Frage beantworten, dann mögen Sie das Maß meiner Zurückhaltung nach Ihrem eigenen Gewissen bemessen. Meine Mutter hatte in ihrer zweimaligen Ehe vier Kinder; Heinrich war der Aelteste, ich bin der Jüngste. Heinrich's Vater hieß Roßberg, der meine Ritter, das erklärt die Verschiedenheit unserer Namen. Ich war noch ein Kind, als mein unglücklicher Bruder von seinem furchtbaren Schicksal ereilt wurde; ich vermochte daher nichts von dem Jammer zu verstehen, der dadurch über unsere Familie kam. Die beiden anderen Geschwister starben bald darauf an der Cholera, mein

Vater folgte ihnen, und da meine Mutter ihr Leid sorgfältig in ihrer Brust verschloß, so blieb mir bis vor Kurzem verborgen, daß mein Bruder Heinrich als Selbstmörder im Zuchthaus geendet hat."

„Ich sehe nicht ein, was diese Geschichte mich oder meine Tochter angehen soll," sagte Friedrich mechanisch und ohne seine Stellung zu verändern. Er wollte erfahren, wie viel der junge Mann von seiner Vergangenheit wußte, dabei aber fühlte er, daß die letzte Hoffnung, den Frieden seiner Seele wiederzugewinnen, unwiderruflich dahinschwand.

„So lesen Sie dieses hier," entgegnete Ritter, indem er ein vergilbtes Papier aus seiner Brieftasche nahm und vor den Fabrikanten auf den Tisch legte. „Und wenn Sie es gelesen haben, dann sollen Sie mir sagen, ob Heinrich Roßberg's Bruder Ihre Tochter heirathen kann."

Der Fabrikant starrte auf das Papier nieder, rührte es aber nicht an.

„Meine Mutter gab mir das Schreiben, als ich vor einigen Wochen bei ihr in Berlin war, um ihr zu erzählen, daß ich die Tochter des Fabrikanten Joseph Friedrich zu Bochum heimführen würde. Da erfuhr ich zum ersten Male meines Bruders traurige Geschichte. Einige alte Freunde meiner Mutter bestätigten mir durch untrügliche Beweise, daß der Bochumer Fabrikant Joseph Friedrich kein Anderer sei, als jener Joseph Friedrich Altmann... Lesen Sie das Schreiben und dann sagen Sie mir, ob Sie noch ferner darauf bestehen, daß ich Ihrer Tochter den wahren Grund meines Zurücktritts offenbaren soll, oder ob Sie mein Opfer annehmen — das Opfer, in Anna's Augen treulos zu erscheinen, damit ihr verborgen bleibt, daß ihr Vater seinen Reichthum dem Judasgeld verdankt, um das er einst meinen Bruder — seinen besten Freund — schmählich verrieth und dem Zuchthause, dem Tode überlieferte!"

Der Fabrikant war auf einen Stuhl gesunken. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Er starrte auf den Brief. Ja, das waren die bekannten Schriftzüge! Er las, aber während er las, glaubte er die Worte nicht auf dem Papier zu sehen, sondern von der Stimme seines alten Freundes sprechen zu hören.

Der Brief war in der Gefängnißzelle geschrieben. Er enthielt in männlich gefaßten Worten die Mittheilung, daß der Schreiber, Heinrich Roßberg, seinem Leben der Schmach und der Seelenpein ein Ende machen werde. Er bat die Angehörigen um Verzeihung wegen des Unglücks, das er über sie gebracht. Hiernach kamen Worte, die wie Feuer in die Seele des Lesenden fielen.

„Verachtet Altmann nicht zu sehr," so lauteten dieselben. „Ich verzeihe ihm. Er befand sich in der bittersten Noth, der Hungertod drohte ihm und den Seinen, die ausgebotene Summe war so groß, und da unterlag er der schweren Versuchung. Ich hoffe, daß das Geld ihm Glück bringen möge. Ich hege keinen Groll gegen ihn, bin ich doch selbst schwer schuldig.

Altmann weiß nicht, daß ich ihn hinter dem Zaune stehen sah, als die Gendarmen mich abführten; aber ich erkannte ihn wohl. Laßt ihn, ich bitte euch, in dem Glauben, daß ich nie erfahren. wer den Verrätherlohn sich verdient hat. Die Qualen seines Gewissens müßten ihn sonst vernichten."

Dem Fabrikanten war es bald heiß, bald kalt geworden. Als er die Worte las: „Ich verzeihe ihm — ich hege keinen Groll gegen ihn!" da durchströmte ihn ein Gefühl des Glückes. Ihm war Vergebung geworden von dem Verrathenen. Das war ein Labsal nach langen qualvollen Jahren, während der er einsehen gelernt hatte, daß das üppigste Wohlleben nur eine öde Wüste ist für den, der vor seinem Gewissen nicht bestehen kann. Wie gern

hätte er Alles dahingegeben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, mit reinen Händen in jene elende Wohnung zu Weißensee zurückzukehren, mit Händen, die von dem Judasgelde unbesudelt geblieben!

Der Versucher hatte mit blendenden Bildern seine Seele verlockt; er war ihm gefolgt, aber die Mutter und die Schwester hatte er sich doch nicht zu erhalten vermocht. Der Erfolg hatte sich an seine Sohlen geheftet, aber unter der Berührung seiner besudelten Hand verdorrte und zerbrach Alles, was seinem Herzen Glück und Frieden verschaffen konnte, nur das schnöde, gleißende Gold war ihm geblieben, das blinkte und klang in seinen Eisentruhen und lachte und spottete seines Elends. . . .

Aber Heinrich hatte ihm vergeben!

Das war die erste wahre Freude, die in sein Herz gedrungen seit jener Nacht, in der er den Freund verrathen. Und doch! Ruhe und Frieden konnte ihm diese Vergebung nicht gewähren, denn er selbst konnte sich ja die Verrätherschaft nicht vergeben.

Was aber sollte nun geschehen?

Durfte er das Opfer annehmen, welches Heinrich's Bruder seiner Anna zu bringen bereit war, oder sollte er hingehen und durch Erzählung der Wahrheit Alles aufklären? Das wäre eine gerechte Buße.

Er hatte geglaubt, daß sein Geheimniß in den Akten der Polizei und des Gerichts sicher verwahrt läge, er hatte zuversichtlich gehofft, daß sein Kind von jener That nie etwas erfahren würde. Und nun —

Durch welche Eröffnung wird sie am wenigsten leiden? Das war die Frage, die er sich jetzt vorlegte. Durch die Offenbarung, daß ihr Vater ein nichtswürdiger Verräther gewesen ist, oder durch die Kunde, daß der Geliebte treulos geworden? . . .

„Sie sagten vorhin, daß Ihre Empfindungen für

meine — für Anna unverändert dieselben seien," begann er nach einer langen, düsteren Pause von Neuem. „Habe ich darunter zu verstehen, daß Sie Anna geheirathet haben würden, wenn man Ihnen dieses Schreiben nicht zugestellt hätte?"

„Ja," antwortete der junge Mann leise und traurig. „Das Opfer, das ich zu bringen bereit bin, müßte Ihnen Beweis genug dafür sein."

Der Fabrikant sprang auf und durchmaß das Zimmer mit erregten Schritten. Seine Lippen waren trocken, die Zunge klebte ihm am Gaumen. Er stürzte ein Glas Wasser hinunter.

„Vielleicht kann ich doch noch Alles zum Guten kehren für Sie," sagte er, vor dem Ingenieur stehen bleibend. „Vielleicht kann ich Anna den Schmerz ersparen, in Ihnen einen Treulosen zu sehen."

„Das ist unmöglich," entgegnete Georg Ritter mit trübem Lächeln.

„Ihr Bruder hat mir vergeben." Friedrich sagte dies mit bebender Stimme.

„Das kann für mich nichts ändern. Sie ist Ihre Tochter, und daher kann sie niemals mein Weib werden. Ich weiß, daß Anna ganz derselben Meinung sein würde."

„Sie braucht davon nichts zu erfahren."

Der Fabrikant beobachtete mit schärfster Seelenpein die Wirkung dieser Andeutung auf des jungen Mannes Antlitz.

„Lassen Sie uns abbrechen, Herr Friedrich," sagte der Ingenieur. „Ihnen muß ich anheimstellen, ob Anna mich fortan verabscheuen, oder ob sie, durch ihres Vaters offenes Bekenntniß, mir Verzeihung gewähren wird. Leben Sie wohl."

Er ging zur Thür.

Der Fabrikant folgte ihm und legte die Hand auf seinen Arm. „Noch ein Wort," murmelte er heiser. Fast versagte ihm die Stimme. „Wenn das Ihr einziges Be-

denken ist, so kann ich es beseitigen. Anna ist nicht meine Tochter."

„Anna ist nicht Ihre Tochter?" rief der junge Mann in höchstem Erstaunen.

Eine große Freude brach wie ein Sonnenstrahl durch die Nacht seines Kummers. Aber nur auf einen Augenblick. Er sah auf Friedrich's bleichem Antlitz den Widerschein von dessen innerer Pein, und sogleich kamen ihm Zweifel an der Wahrheit dieser unerwarteten Kunde. Er bemitleidete den Vater, der zu einem so verzweifelten Mittel griff, um seines Kindes Glück zu sichern.

„Ich sehe Ihren Augen an, daß Sie mir nicht glauben," fuhr der Fabrikant jetzt ruhiger fort. „Das wundert mich nicht. Wenn aber Ihre Mutter Ihnen Alles erzählt hat, dann kann Sie Ihnen auch den Grund von Heinrich's Unglück nicht verschwiegen haben."

„Den kenne ich sehr wohl; es war die Treulosigkeit der Frau, die mein Bruder einst geliebt."

„Recht. Jene Frau ist — Anna's Mutter. Setzen Sie sich dorthin, ich will Ihnen Alles erklären. Ich hätte nimmer geglaubt, noch einmal zu dieser Mittheilung gezwungen zu werden, da ich aber jetzt in Heinrich's Sinne zu handeln glaube, so füge ich mich. Es ist überhaupt seit jener schrecklichen Nacht mein stetes Bestreben gewesen, möglichst so zu denken und zu leben, wie es Heinrich vielleicht wohlgefallen hätte. Meine ersten Bemühungen galten der Auffindung der unglücklichen Anna Harnisch, die nach dem Tode ihres Vaters ganz schutzlos und verlassen war. Ich fand sie in Armuth und Elend — in derselben Armuth, die auch ich einst zu überstehen gehabt. Der alte Harnisch that, als ob die Unglückliche gar nicht in der Welt existirte, betrachtete er sie doch als die Urheberin des Todes seines Sohnes und Erben. Ich sorgte für die Aermste, und als sie aus dem Leben schied, da ließ ich

ihr Kind von guten, ehrenhaften Leuten als das meine erziehen. Ich that dies um Heinrich's willen, als eine geringe Sühne meines — Verraths."

Er schwieg und starrte in's Leere. Er durchflog im Geiste die Vergangenheit, deren Bilder mit qualvoller Lebendigkeit sich wieder vor seine Seele drängten..

Georg Ritter saß in stummer Ergriffenheit. Er zweifelte nicht länger an der Wahrheit des Gehörten.

Der Fabrikant fuhr endlich fort: „Es war mein Bestreben, das Kind zu allem Guten, Edlen und Schönen zu erziehen und ein möglichst vollkommenes Weib aus ihm zu machen. Das ist mir gelungen; Anna hat keine meiner Hoffnungen getäuscht. Und mehr noch — in dem Glauben, ich sei ihr rechter Vater, ist sie mir mit rührender Liebe zugethan, so daß ich den Verlust meiner eigenen Kinder verschmerzen konnte. Ich gefiel mir in dem Gedanken, sie vermöge meines Reichthums auf eine gesellschaftliche Höhe zu stellen, um dadurch ihre Vorzüge zur vollsten Geltung zu bringen. Den Plan haben Sie mir durchkreuzt. Vor Allem aber erstrebte ich des Mädchens Glück, damit sie mein Andenken segnete, wenn ich einst nicht mehr sein würde."

Der Ingenieur war tief bewegt. Er empfand Mitleid für den Mann, dessen Leben äußerlich ein so erfolgreiches gewesen, der aber in Wahrheit nichts von Allem erreicht hatte, was das Dasein werth zu machen im Stande ist.

Er hatte sich erhoben. „Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen, Herr Friedrich," sagte er. „Anna soll glücklich werden, soweit dies in meiner Macht liegt. Von mir wird sie nie erfahren, daß Sie nicht ihr Vater sind. Aber weder mein Weib noch ich werden jemals auch nur einen Pfennig von Ihrem Gelde berühren."

Der Fabrikant nickte stumm und sank erschöpft in einen Sessel.

* * *

Bald darauf bildete die eilig betriebene Verheirathung der reichen Erbin mit dem jungen Ingenieur in weiten Kreisen das Tagesgespräch.

Die Verwunderung der Leute stieg noch, als das neuvermählte Paar ohne weiteren Aufenthalt nach Südamerika abreiste, um daselbst einen mehrjährigen Aufenthalt zu nehmen.

Georg Ritter war ein Theil der Leitung des großen transatlantischen Eisenbahnbaues übertragen worden; seine Zukunft war daher gesichert.

Joseph Friedrich aber erregte nach kurzer Zeit die Verwunderung der Bochumer in noch viel höherem Maße. Er verkaufte seine in vollster Blüthe stehende Fabrik mit einer an Ueberstürzung grenzenden Eilfertigkeit, ein Gleiches geschah mit dem Landhause und dem dazu gehörigen Grund und Boden, und dann siedelte er nach einem Landstädtchen in der Nähe von Berlin über.

Hier entledigte er sich seines Reichthums in fast ängstlicher Hast; derselbe verflog in alle Winde, zum Besten der Armen und Elenden von nah und fern. Eine Reihe wohlthätiger Stiftungen erhielt von einem ungenannten Menschenfreunde unerwartete und überraschend große Zuschüsse, und manchem verzweifelnden Familienvater kam gleichsam über Nacht der Segen in's Haus, der ihn und die Seinen vor dem Untergange bewahrte.

In Friedrich Altmann's bescheidener Wohnung aber war der Friede eingekehrt, und als nach Jahren Anna mit ihrem Gatten und ihren beiden Kindern den Vater wieder aufsuchte, da empfing er sie mit einem so glücklichen Lächeln, wie sie noch nie zuvor auf seinem Antlitz gesehen.

Georg Ritter hielt sein Versprechen, und nie hat sein Weib erfahren, durch welche Mittel der Vater ihr damals den Geliebten wieder in die Arme führte.

Die Vermittlerin.

Eine Künstlergeschichte.

Von

L. Westkirch.

——— (Nachdruck verboten.)

1.

Er trug einen großen, weichen Schlapphut, hatte blonde Locken und einen großen blonden Schnurrbart, und that sich nicht wenig darauf zugute, daß er dem Selbstporträt seines erlauchten Mitbruders in der Malerei, dem Rembrandt's, so ähnlich sah, als hätte er dazu Modell gestanden. Besonders trat diese Aehnlichkeit hervor, wenn der Frohsinn recht hell aus seinen blauen Augen leuchtete, ein herzliches Lachen Lippe und Bart von seinen glänzend weißen Zahnreihen fortzog, und seine Hand, wie das wohl unterweilen geschah, ein Glas alten, echten Weines frohgemuth prüfend gegen das Licht hob.

Damit freilich war die Aehnlichkeit zu Ende. Von dem Styl Rembrandt's hatten seine Bilder nichts, das Kolorit des Meisters schwebte ihm als unerreichbares Ideal vor, er war kein berühmter Maler trotz seiner zweiunddreißig Jahre, und noch weniger ein reicher.

Oft, wenn er seine Arbeiten durchsah, meinte er mit zornigem Kopfschütteln, daß er auch beides nicht verdiene, daß das Alles besser, viel besser werden müsse! Ja, wenn er das Talent seines Freundes Oberbeck besäße!

Gleichwohl verkaufte er in der Regel seine Bilder, verkaufte sie gut sogar, denn, was immer sonst ihre Vorzüge oder Fehler sein mochten — sie hatten Stimmung. Er pinselte keinen Strauch, keinen Felsblock, kein Stückchen Sand auf die Leinwand, das nicht in abgeschlossener Eigenart sich unterschied von allen übrigen Sträuchern, Blöcken, Sandflächen auf der Welt, und seinen heiteren oder melancholischen Charakter jedem Beschauer klar zum Bewußtsein brachte. Deshalb waren auch seine Landschaften gesucht.

Aber er malte nicht gern Landschaften. Seine Herzensliebe gehörte den Historienbildern großen Styls — und die freilich hatte ihm Keiner abgekauft. Sie schmückten sämmtlich — eine theure Dekoration! — die Wände seines Ateliers. Eines davon, sein Leibstück, die Ermordung der Virginia, hing über dem Sopha der guten Stube, zum verschwiegenen Kummer seiner braven Großmutter, die, in dem rauhen Klima der norddeutschen Provinzialstadt beständig fröstelnd, nur ungern so viele nackte Arme um sich sehen mochte, und außerdem die verzeihliche Schwäche besaß, ihres Enkels Schöpfungen lieber in anderer Leute Wohnungen zu bewundern, als in ihrer eigenen.

Auch heute fand sie ihren dummen, großen Hans wieder über so einem uneinträglichen Historienbild. Sie bemerkte es mit einem leisen Seufzer, als sie das Kännchen mit dem Nachmittagskaffee hereinbrachte, aber sie sagte nichts; sie wußte schon aus Erfahrung, daß die eigensinnigste Kreatur der Welt ein Künstler in seinem Schaffen ist, und Hänschen hatte sie an unliebsame Ueberraschungen gewöhnt von jener ersten an, da sein Eintritt in die Welt ihrer Schwiegertochter das Leben gekostet hatte, bis zu jener anderen, da der mit so viel Sorgfalt groß gebrachte Junge ihr rundweg erklärte, er verzichte darauf, nach dem Wunsche seines Onkels und Vormundes

in den Bureaudienst zu treten, er wolle Maler werden; der vielen kleinen Ueberraschungen von ganz unversehens geleerten Kassen, verschleuderten Wäschestücken oder zu wahren Sündenpreisen angekauften unbrauchbaren alten Scharteken gar nicht zu gedenken.

Verwunderlicher war's ihr schon, daß ihr fleißiger Hans nicht arbeitete; rittlings auf einem seiner vorweltlichen Stühle saß er da, die Arme auf der niedrigen Lehne, so selbstvergessen, daß er bei ihrem jähen Eintritt erschrocken zusammenfuhr, und ein helles Roth ihm wie eine Flamme über das Gesicht lief.

„Schon Kaffeezeit? Ei, Mutterchen, das hab' ich nicht gewußt. Nun, da sieh Dir gleich mein neues Bild an. Was sagst Du dazu?"

Er war aufgestanden, ihr Platz zu machen und bosselte verlegen am Kaffeegeschirr herum.

Die alte Frau hob die Lorgnette an die Augen. „Ein feines Bildchen," lobte sie freundlich, denn man durfte ihren Hans bei der Arbeit nicht verstimmen, „nicht so gar groß wie sonst. Das ist recht, mein Jungchen! Das verkauft sich leichter. Ach! Und dem Himmel sei Dank! So viel ich sehen kann, diesmal ganz unblutig! Oder soll etwa hier auf den leeren Fleck im Vordergrund ein Leichnam hinkommen?"

„Behüte, Mutterchen!" lachte Hans. „Das Bild heißt: Die Heimkehr des Landsknechts. In der offenen Thür im Hintergrund rechts steht er selbst, links Vater und Mutter, in der Mitte seine Jugendgespielin — auf der Ofenbank dort der —"

„Nein," rief die alte Frau, die Hände zusammenschlagend, „nein, Jungchen, diese Aehnlichkeit!"

„Wieso?"

„Nun, die Jugendgespielin sieht doch gerade aus wie — wie — ja, wie heißt sie nur?"

„Rembrandt's Frau?“ fragte der Heuchler mit dem Kopf über der Kaffeekanne.

„Geh doch, Jungchen! geh! Was weiß ich von der? Die Tochter von dem reichen Kaufmann da in der Villa an der dritten Straße — Hildegard, ganz recht! Hildegard Santen ist's! — Ja, was treibst Du denn?“

„Ich wasche in dem Wasserglas hier diese Fliege, die in die Sahne gefallen war, ab, sonst würden ihr, wenn sie trocknet, die Flügel zusammenkleben.“

„Gott, Jungchen, Du bist und bleibst doch ein Kindskopf! Wie soll ich mich all' des Ungeziefers erwehren? Meine schöne neue Fliegenfalle hast Du mir auch entzwei geschlagen.“

„Ich mag's einmal nicht sehen, wenn so ein armes Wesen im Glase rund und rund läuft, dem sicheren Tod in die Arme.“

„Ja, Jungchen, Dein Herz, Dein zu weiches Herz, das wird noch Dein Unglück werden.“

Darauf sagte das Jungchen gar nichts, seufzte nur tief und stützte den Kopf in die Hände. Die alte Frau sah auf ihn, auf den Porträtkopf auf der Leinwand, räusperte sich, strich über ihren weißen Scheitel und rückte an ihrem Spitzenhäubchen; dann zog sie entschlossen einen der mittelalterlichen Stühle dicht neben ihren Enkel an den Tisch, und nachdem sie sich mit gebührender Vorsicht darauf niedergelassen hatte, begann sie: „Siehst Du, Hans, ich hab' immer gehofft, Du würdest Vernunft annehmen und eine recht brave, tüchtige Hausfrau heimführen, die für Dich sorgt, wenn ich's einmal nicht mehr kann, und die Marie, Deine Base, wär' mir g'rad recht gewesen! Aber damit ist's nun wohl nichts?“

„Nein, Mutterchen, damit ist's nichts.“

„Und g'rade die dort, die Hildegard, muß es sein?“

„Die oder keine!“

„Nun aber, Jungchen, steht das so felsenfest?

Hans sah zu ihr auf, und in den für gewöhnlich so lustigen blauen Augen lag ein so tiefer Ernst, daß die alte Frau weiter keine Einwendung wagte.

„Und Du meinst wirklich, daß der alte Santen seinen mühsam zusammengerafften Reichthum und sein einziges Kind —"

„An einen Habenichts von Farbenklexer wegwerfen wird, wie ich einer bin?" ergänzte Hans. „Nein, Mutterchen, das meine ich eben nicht."

Die alte Dame stand auf und ging nervös in der Stube herum. „Jungchen," sagte sie endlich, „erzähl' mir doch, wie hast Du die Hildegard eigentlich kennen gelernt?"

„Du weißt ja, Mutterchen, sie kam vor dem letzten Kostümfest im Künstlerverein zu uns und bat mich, ihr das Kostüm eines Ritterfräuleins zu zeichnen. Und dann tanzten wir auf dem Fest miteinander."

„Und darnach?"

„Begegnete ich ihr auf der Promenade."

„Ja, ja, Du bist viel spazieren gegangen diesen Sommer. Aber sie?"

„Was denn, Mutterchen?"

„Ei nun, konntest Du's nicht merken, ob sie auch —"

Hans wurde verlegen. „Geh', Mutterchen, was Du auch Alles fragst! — Sie geben heute einen Ball. Ich bin eingeladen."

Die alte Frau schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Und das sagt das Unglückskind mir erst jetzt! Weiß ich auch nur, ob Du ein feines Oberhemd geplättet liegen hast? Und Dein Frack! Jungchen, die Liese hat doch den einen Schoß daran verbraunt, als sie das Gänsefett mit Benzin herausplätten wollte, das sie Dir bei dem letzten großen Festessen darüber gegossen haben."

Hans fuhr unangenehm aufgeschreckt aus seinen Träu-

men auf. „Alle Wetter! Der Frack! Das hatt' ich vergessen!"

„Da haben wir's! Er hat sich keinen neuen anmessen lassen! Von jetzt bis heute Abend muß er sich einen Frack kaufen. Du wirst drin aussehen, als trügest Du des Großvaters Konfirmationsfrack."

Hans streifte mit einer Armensündermiene seinen Malkittel ab. „Kannst Du mir die paar Thaler borgen, Großmutter?"

„Ich? Am Ende des Quartals? Das weißt Du doch, das ist unmöglich! Aber, mein Himmel, bei Dir kann's doch nicht schon wieder Ebbe sein! Hast vorigen Montag erst zweitausendfünfhundert Mark für Deinen ‚Morgen im Walde' eingenommen!"

„Die — die hab' ich anderweitig verwandt," stammelte Hans.

Die Großmutter ließ mit richtigem Instinkt ihren Blick an den Wänden des Ateliers entlang schweifen. Es war ihr doch beim Eintreten kein neuer Trödel aufgefallen, für welchen Hans das schöne Geld verschleudert haben konnte! Aber nun sie näher zusah: in der Ecke, halb versteckt hinter einer rothen Damastgardine, lehnte eine flache Kiste. Sie eilte darauf zu, riß den nur leicht vorgelegten Deckel zurück und stand sprachlos vor Bestürzung vor dem lebensgroßen Bild eines „sterbenden Herkules", der meisterhaft gemalt, wenn auch in der Ueberfülle seiner Muskeln und der Verzerrung seiner Gesichtszüge gerade kein anziehender Vorwurf für den Geschmack einer alten Dame war. Doch das berührte sie in diesem Augenblick am wenigsten: sie kannte das Bild.

Hans hing den Kopf wie ein bestrafter Schulknabe unter dem vorwurfsvollen Blick seiner Großmutter.

„Du weißt," meinte er kleinlaut, „Oberbeck hat Frau und Kind — es soll ihm schlecht gehen. Sein ‚Brutus'

ist auch nicht verkauft, und da dacht' ich, ich müsse ihm helfen. Laß' Dir gegen die Leute nichts merken, Mutterchen, und sei gut! Ich konnte wahrhaftig nicht anders. Oberbeck ist ein Genie, was Du auch sagen magst."

„Jungchen, Du kommst Dein Lebtag auf keinen grünen Zweig."

„Ei, das will ich doch hoffen! Wenn meine ‚Burg am Rhein' einen Käufer findet, sind die paar Batzen ja ersetzt! Da fällt mir ein, Oberbeck hat einen ganz anständigen Frack. Den soll er mir borgen. Es ist gleich ein guter Vorwand, bei ihm vorzusprechen. Ich muß doch sehen, wie sie den Verkauf des Bildes aufnehmen. Adieu, Mutterchen."

Und als hätte er Eile, aus dem Bereich der großmütterlichen Ermahnungen zu entfliehen, streifte er im Sprechen seinen Rock über, nahm den Hut vom Nagel und rannte die Treppe hinunter. Ein struppiger Köter von zweifelhafter Rasse, der, den Kopf auf den Vorderpfoten, still neben der Staffelei liegend mit seinen klugen Augen jede Bewegung der beiden Personen verfolgt hatte, sprang auf und zwängte sich durch den Spalt der angelehnten Thür seinem Herrn nach.

„Ein Kind," murmelte die alte Frau, „ein richtiges Kind! Wenn ich mich nicht der Sache annehme, so wird er nie zum Ziel kommen."

— — — — — — — — — — — — — —

Hans lief indessen auf seinen langen Beinen durch Gassen und Gäßchen weit hinaus in die Vorstadt. Da stand ein rosenumranktes Häuschen in einem verwilderten Küchengarten; eine schöne Frau in einem blaugedruckten Nesselkleid, wie es die Hausmägde tragen, kniete vor einer langen Rabatte und pflanzte Rothkohl und Lauch. Sie sah nicht froh und nicht traurig aus, und ihre kleinen, harten Hände bewegten sich nicht rasch und nicht langsam.

„Guten Tag, Frau Oberbeck," rief Hans.

„Guten Tag, Herr Faber. Mein Mann ist im Atelier. Ach, bitte, lassen Sie den Hund draußen. Der Garten ist frisch bestellt, und wir haben im Haus gescheuert."

Hans klappte die gichtbrüchige Gartenpforte vor dem aufwinselnden Köter in's Schloß und trat in's Haus. Die Frau folgte, die Schürze voll Kohlpflanzen, den erdigen Pflanzenstecher in der Hand, langsam nach.

Im Atelier rannte ein schwarzhaariger Mann mit großen, unregelmäßigen Schritten auf und ab. Freude und Aufregung leuchteten aus seinen Augen, verklärten seine beweglichen Züge, und das schöne, dreijährige Kind, das er auf seinen Armen tanzen ließ, jauchzte und kreischte vor Lust.

„Hans, Hans, mein alter Junge," rief er dem Eintretenden entgegen, „freu' Dich mit mir! Weißt Du das Neueste? Mein ‚Herkules' ist verkauft!"

„Da wünsche ich Dir Glück," sagte Hans unbefangen. „Wundert mich übrigens nicht im Mindesten! 's ist ein prächtiges Bild!"

„Hab' ich nie finden können," meinte Frau Oberbeck, indem sie mit der ledigen Hand ein paar Pinsel von einem Tischchen forträumte und mit dem Schürzenzipfel nicht vorhandene Farbflecke von der schadhaften Politur wegwischte.

„Zweitausendfünfhundert Mark hab' ich dafür bekommen," sprach der Mann jubelnd weiter, „der Kunsthändler meinte, ich solle mich damit begnügen. Ob ich mich begnügte! Ach, Freund, 's ist ein gemeines Metall, das Geld, aber man ist doch ein anderer Mensch, wenn man einen hübschen Haufen davon beisammen hat."

„Wenn man's ausspricht, klingt die Summe wohl ganz rund," sagte Frau Oberbeck bedächtig, „zweitausendfünfhundert Mark! Doch der Himmel mag wissen, wie lange wir damit nun wieder werden auskommen müssen. Und das Kind wird doch auch immer größer."

„Auskommen? Nun, bis zum Verkauf seines nächsten Bildes, Frau Oberbeck," tröstete Hans. „Der Anfang ist gemacht. Nun wird's immer besser gehen."

Die Frau schüttelte den Kopf. „Ich glaub's nicht. In den vier Jahren, die ich nun mit ihm verheirathet bin, ist dies das erste Bild, das er verkauft. Natürlich! Wer wird denn auch die abscheulichen Manns- und Frauenspersonen in seinem Zimmer aufhängen? Man müßte ja kein Gefühl mehr haben! Aber er hört nicht auf mich. Ja, wenn er wäre, wie Sie, Herr Faber! Solch' hübsche Waldlandschaften und Sonnenuntergänge und Mondschein, das findet immer seine Liebhaber." — Jedes ihrer Lobesworte war ein Dolchstich für Hansen's Künstlerstolz. — „Wir könnten unser schönes Auskommen haben. Aber er will ja nicht! 's ist ihm zu gemein. Mein bischen Eingebrachtes ist d'raufgegangen, und ich werde wohl dazu verurtheilt sein, mich mein Lebelang in Armuth hinzukröpeln."

Fritz Oberbeck ließ mit einer raschen Bewegung das Kind zur Erde gleiten und wandte sich nach dem Fenster um. Jede Spur von Glück schien aus seinen erblaßten Zügen weggewischt. Er schwieg.

Hans aber antwortete zornig: „Ihre Klagen sind nicht gerechtfertigt, Frau Oberbeck. Ein bischen Muth und Opferfreudigkeit gehört zu jeder Lebenslage. Sehen Sie doch, wie Ihre Nachbarin drüben Sie beschämt! Es ist eine arme Arbeiterfrau, und vier, fünf — wahrhaftig sechs Kinder zappeln da um sie her. Und doch, so oft ich komme, hat sie ein vergnügtes Gesicht, alle Hände voll Arbeit, und ein freundlich Wort für Jeden, der sie anspricht."

„Ja, die ist auch gut d'ran," meinte Frau Oberbeck, nicht im Mindesten zerknirscht von der gehörten Strafpredigt. „Ihr Mann ist Buchdrucker. Er verdient ein hübsches Stück Geld, und seinen Wochenlohn bringt er

ihr alle Sonnabend hübsch nach Hause. Da kann sie sich einrichten. Ja, die hat alle Ursache, vergnügt zu sein! Mein Mann hört's nicht gern, aber es ist doch wahr: ein verheiratheter Mann muß für Weib und Kind Sorge tragen. Alles Andere ist Ueberspanntheit."

Sie näherte sich der Thür.

„Nimmst Du Grete nicht mit?" fragte Oberbeck, ohne sich umzuwenden.

„Wenn das Kind Dir lästig ist."

Ihre schlurfenden Schritte verhallten im Flur. Der Maler warf sich aufstöhnend auf einen Stuhl und drückte den Kopf in die Hände.

„Hans, Hans — wenn Du jemals heirathest — nimm nie eine Frau um ihrer bloßen Schönheit willen!"

„Sie ist ein bischen unangenehm, Deine Frau Suse," sagte Hans so leicht und tröstlich', wie er konnte. „Das ist wahr. Aber nimm's nicht so schwer, alter Junge. Einem Kerl, wie Dir, kann's auf die Dauer nicht fehlen! Der Anfang ist gemacht, und erreichst Du's erst, sie in Sammet und Seide zu wickeln, und ihr ein paar Goldklunkern an Hals und Ohren zu hängen, so hast Du Ruhe."

„Ja, dann geht Jedes von uns seinen eigenen Weg. Ruhe schafft mir der Erfolg, wenn ich ihn erringe, aber auch nichts als Ruhe. Denn sie hat keine Seele. Was außer dem Verlangen nach Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse noch in ihr lebte, hat die Sorge getödtet. Ich glaube doch, es waren einmal bessere Gefühle in ihr vorhanden, aber die Armuth hat sie erstickt. Und an solche Lebensgefährtin geschmiedet, heut — morgen — immerdar!"

„'s ist eben dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen," philosophirte Hans. „Bei all' dem Großen und Schönen, das Du zweifellos erringen wirst, brauchst Du nun, glücklicher als der selige Polykrates, den Neid der Götter nicht zu fürchten. Jetzt aber fort mit

den Grillen! Zeig' mir Deinen Gladiator! Und dann, mein Sohn, leih' mir Deinen Frack für den Abend, falls die sparsame Frau Suse ihn herausgeben will. Kannst mir die Daumen halten, daß er mir Glück bringt! Und jetzt, weil hier im Hause doch keine Stimmung zu Stande kommt, wollen wir Deinen Erfolg mit ein paar fidelen Kneipbrüdern feiern."

— — — — — — — — — — — —

Sie feierten lange, und es war die höchste Zeit zum Ankleiden, als Hans im Schutz der Dämmerung mit dem geliehenen Frack über dem Arme auf den Zehenspitzen die drei Treppen zu seiner Wohnung emporhuschte. Nach dem Gespräch am Nachmittage wäre er am liebsten dem vielsagenden Mutterchen heute gar nicht mehr unter die Augen getreten. Der Knoten seiner Krawatte jedoch zwang ihn in ihre gefürchtete Nähe, der winzige Knoten, welcher schon manchen steifnackigen Herrn der Schöpfung während fünf Minuten hilflos wie ein Kind der Gnade der ersten besten weiblichen Hand überliefert hat, die sich für ihn bemühen mochte, gleichsam als Symbol der Abhängigkeit von dem guten Willen der Frau, in welche die fortschreitende Kultur das männliche Geschlecht gebracht hat.

Die alte Dame wußte es auch gut genug, daß ihr großer Hans ihr heute kommen mußte, sie hatte ihren Plan fertig und wartete mit überlegener Geduld.

„Siehst Du, Jungchen, ich hab's mir bedacht," begann sie, die beiden Krawattenenden zurechtziehend, während Hans in heimlicher Sorge um seine etwas engen Beinkleider mit wehmüthig ergebenem Gesichtsausdruck auf dem Schemel vor ihr kniete. „Zeitlebens ledig bleiben kannst Du nicht. Und wenn's denn die Marie durchaus nicht sein soll, obgleich die am besten zu Dir gepaßt haben würde, am allerbesten, dabei bleib' ich — so halte Dich doch ruhig! Ich weiß schon, wenn Du Dich auf

etwas steifst, dann hilft kein Predigen! Mag's dann die Hildegard sein! Uebrigens brauchst Du bei dem Namen nicht gleich roth zu werden wie ein gesottener Krebs. Solch' ein Kindskopf!"

„Du schnürst mir ja die Kehle zu, Mutterchen," wagte Hans schüchtern die Röthe auf seinen Wangen zu vertheidigen.

„Sitz still! Soll die Krawatte Dir etwa um den Hals schlottern wie eine Fahne um ihre Stange? Ich denke, ich weiß, wie man eine Krawatte binden muß! Und wie man ein Paar Menschen zusammenbringt, das weiß ich, Gott sei Dank! auch. Beklagen Deine drei Basen sich etwa über die Männer, die ich ihnen verschafft habe? Aber sie waren lenksam und gaben etwas auf guten Rath. Du dagegen willst immer mit dem Kopf durch die Wand rennen und hörst nicht auf das, was erfahrene Leute Dir sagen."

Hans ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. „Wenn Du mir beistehen willst, Hildegard zu gewinnen, Mutterchen, so höre ich jedes Wort."

„Hildegard? Du Schelm! Die gewinnst Du wohl ohne mich. Leider müssen wir den Alten haben. Und das wird Diplomatie erfordern; er soll so voll Eigenheiten stecken, wie ein Igel voll Stacheln. Es läßt sich ja denken. Ein reich gewordener Krämer! Ich weiß die Zeit noch, als er in einem dumpfigen Keller Heringe und Sauerkraut verkaufte und nebenher noch ein bischen Leinwand und Flanell. Jetzt hat er ein Haus und Equipage. Nun, ich würde es dennoch mit ihm aufnehmen, wenn Du mir nur nicht wieder meine schönsten Pläne durchkreuzen wolltest. Du bist so schrecklich unvorsichtig, und da ist Deine unglückselige Freundschaft mit Oberbeck —"

„Mit Oberbeck? Das kann Santens doch ganz gleichgiltig sein."

Frau Faber ließ die Krawattenenden sinken und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Der Unglücksjunge! Das weiß er nicht einmal! Ein Kind bist Du, ich sag' es ja, ein richtiges Wiegenkind! Frau Santen hatte doch ein Bild bei Oberbeck bestellt, ein Bild für ihren Salon. Verstehst Du, so eines, unter das man auch ein junges Mädchen führen kann, denn ein Salon ist eben kein Museum. Aber Dein superkluger Freund —"

Hans sprang auf und warf sich lachend auf einen Stuhl. „Was? Frau Santen ist die famose Kunstgönnerin, die den Amor im weißen Kittelchen gemalt haben wollte? Das ist zu gut!"

„Nein, das ist gar nicht gut! Hans, wenn Du Dich nicht entschließen kannst, eine ernsthafte Sache ernsthaft zu behandeln, so ziehe ich meine Hand von Dir ab. Du hast mir den Krawattenknoten durch Dein jähes Aufspringen im letzten Augenblick gänzlich zerstört, Du wirst auch den kunstvollen Knoten, den ich zwischen Dir und den Santens knüpfen möchte, durch irgend eine Dummheit zerreißen."

Hans beugte kleinlaut und reumüthig das Haupt. „Ich will zu beiden still halten wie ein Lamm. Sag' mir nur, was ich thun muß, Mutterchen."

„Zunächst Eines," belehrte die alte Dame, rasch versöhnt durch ihres Enkels Willfährigkeit, „keck und selbstbewußt auftreten. Einem Protzen imponirt nur Protzenhaftigkeit. Spiel' Dich auf als einen der gesuchtesten Künstler unseres Jahrhunderts, wirf' mit ungeheuren Honoraren um Dich —"

Hans erröthete. „Mutterchen, das geht mir wider die Natur."

Sie beachtete den schüchternen Einwurf nicht. „Und dann zeig', daß Du mit Geld umzugehen verstehst. Gib Dich eher für geizig, als für verschwenderisch, hörst Du! Wer jeden Heller mühsam erworben hat, legt Werth auf

jeden Heller, und den Alten mußt Du haben. Vor Allem laß nicht merken, daß Du mit Oberbeck befreundet bist. Und keine Sentimentalität, Jungchen, ja keine Sentimentalität! Hart, schneidig, selbstbewußt! Für das Uebrige will ich schon sorgen. In den nächsten Tagen geh' ich zum alten Santen als Brautwerberin."

Hans erschrak. „Du, Mutterchen? Wäre es nicht besser, ich ginge selbst? Ueberhaupt — sei mir nicht böse — wozu die ganze Komödie? Ich hab' kein Talent dazu. Schließlich falle ich aus der Rolle und — "

„Widerspricht mir der Unglücksmensch schon wieder? Willst Du die Hildegard heirathen, ja oder nein?" Die Stimme der alten Frau klang scharf und spitz.

„Ja, Mutterchen, aber —"

„So thu', was ich Dir sage. Hat man je solchen bockbeinigen Jungen gesehen! Zuletzt ist's der reine Hochmuth, der ihn treibt! Bildet sich wohl gar ein, jeder Mensch müsse in Entzücken gerathen über sein butterweiches Herz und seine semmelblonde Naivetät? Ausgelacht werden solch' gutherzige Tröpfe, wie Du einer bist, von Leuten vom Schlag des alten Santen! Du kannst ja sehen, wie weit Du es ohne meine Hilfe bei ihm bringst, aber mir komm' dann nicht mit Klagen und Vorwürfen, wenn die Sache verfahren ist."

„Ja, ja, Mutterchen, sei nur gut! Ich will ja Alles thun, wie Du's verlangst. Gute Nacht, Mutterchen!"

Die Krawatte war gebunden, Hans wäre gern möglichst rasch entschlüpft, aber in völlig wiedergewonnener guter Laune folgte die alte Dame ihm bis zur Treppe.

„Also keine falsche Bescheidenheit, Jungchen! Kopf hoch und die Stiefelabsätze fest auf die Dielen gesetzt, das imponirt. Und sei nicht zu unterwürfig gegen den Alten, auch gegen die Junge nicht. Aber das können Verliebte einmal nicht lassen! Und findest Du eine Spinne oder

Fliege in Nöthen, so unterlaß die Rettungsversuche. Dergleichen sieht lächerlich bei einem Manne aus. Bleib' auch nicht zu lange aus und knöpfe den Ueberzieher gut zu, wenn Du heim kommst. Du bist so unvorsichtig."

Drunten klappte die Hausthür in's Schloß.

Die alte Dame seufzte auf. „Ich wette, er vergißt die Hälfte von dem, was ich ihm gesagt habe." —

Zu seinem Unglück vergaß er's nicht.

2.

„Santen! — Santen, hörst Du nicht?"

„Hm."

„Aber so mach' doch auf, Santen!"

Drinnen wurde ein Stuhl gerückt. Ein schwerfälliger Schritt näherte sich der Thür, und nachdem der Riegel zurückgeschoben worden war, erschien eine breitschulterige, etwas plumpe Hünengestalt in der Spalte. Auf dem mächtigen Stiernacken saß ein großer, viereckiger Kopf, dessen untere Hälfte augenblicklich von einer schneeigen Schicht Seifenschaum überdeckt war, während aus der oberen, unter buschigen Brauen hervor, ein Paar kleine schlaue Aeuglein mit einer Art grimmigen Humors die Einlaßbegehrende anzwinkerten, die in einem hellen, überladenen Seidenkleid steckte, und in deren nicht eben aristokratischem Gesicht die dicke Puderschicht, welche es überzog, nicht im Stande war, die Runzeln völlig zu verdecken, welche frühzeitige harte Arbeit hineingegraben hatte.

„Brennt's etwa, Alte?"

„Mein Gott, ich glaubte, Du wärest längst angekleidet!" Die Frau schob sich durch die Thür. „Da ist ein Brief, Santen, ein Brief vom Assessor Baron Singelmann." Ihre juwelenglitzernden Finger zitterten vor Erregung.

Santen hatte sich bedächtig wieder in seinem Sessel

vor dem Spiegel niedergelassen und fuhr bei dem hilfreichen Schein zweier Stearinkerzen mit Ernst und Eifer in dem unterbrochenen Geschäft des Rasirens fort.

„Sein Diener wartet auf Antwort," drängte die Frau.

„Du etwa nicht?" grunzte der Alte unter dem Rasirmesser hervor. „Na, dann schieß' los!"

Frau Santen trat zum Toilettentisch ihres Mannes und erbrach eilfertig den Brief. Er lautete:

„Hochgeehrter Herr!

Halten Sie es dem Ungestüm meiner Empfindungen zugut, wenn der Inhalt dieses Schreibens überraschend oder verfrüht erscheint. Ich vermag die Marter der Ungewißheit nicht länger zu ertragen. Die Schönheit und Liebenswürdigkeit Fräulein Hildegard's haben es mir angethan, und ich erlaube mir hiermit, Sie, geehrter Herr, um die Hand Ihrer Tochter zu bitten. Es wird Ihnen vielleicht bekannt sein — jedenfalls können Sie sich leicht davon überzeugen — daß meine Verhältnisse mir erlauben, eine Frau mit bescheidenen Ansprüchen zu ernähren. Ueber meinen Charakter als Mensch und Beamter werden Sie bei den Personen, deren Adressen ich beilege, die erschöpfendste Auskunft einziehen können.

Einer gütigen Erwiederung entgegensehend

Hochachtungsvoll

Arthur Baron Singelmann."

Frau Santen las mit steigendem Nachdruck, zuletzt mit einer Art jubelnden Triumphes, während Vater Santen in unverwüstlicher Ruhe mit dem Rasirmesser auf seiner linken Wange herumschabte.

„Santen — Santen! Ein Antrag in aller Form! Unser Kind wird Frau Baronin! — Aber, Mann, so rede doch! Sprich ein Wort! Was denkst Du davon!"

„Schade, daß der junge Mann so voreilig ist! Du wirst einen Tänzer weniger haben heute Abend. Und

wie mich dünkt, sind die schon immer höllisch knapp bei uns."

„Santen, Du meinst doch nicht — G'rade heraus: was wirst Du antworten?"

„Is nich!" erwiederte der Koloß mit klassischem Lakonismus, während er sein Rasirmesser abwischte.

„Wie?"

„Paßt mir nicht," ließ sich Vater Santen herbei zu erklären.

„Paßt Dir nicht? Und, bitte, warum nicht? Du kannst keinen einzigen vernünftigen Einwand gegen den Herrn Baron erheben. Er kommt nicht des Geldes wegen, denn — Du hörst es ja! — er hat selbst Vermögen. Er ist ein ansehnlicher junger Mann, ein gebildeter Mann, ein Baron. Er liebt unsere Hildegard, diese Heirath ist seit lange mein Lieblingswunsch. Warum also bist Du dagegen? He? Um mich zu kränken? Um Dich als Haustyrannen aufzuspielen? Oder weshalb sonst? — Rede!"

Frau Santen wußte wohl, daß ihr Mann in diesem Augenblick nicht reden konnte, darum forderte sie ihn heraus, denn er war eben beschäftigt, den Rest des Seifenschaums sammt den etwa noch auf der Haut hängen gebliebenen Bartstoppeln mit lauwarmem Seifenwasser abzuspülen, in welcher Beschäftigung er sich auch durch ihre Ungeduld nicht im Mindesten stören ließ. Erst als er sein Gesicht in aller Gemüthsruhe abgetrocknet hatte und jede Gefahr beseitigt sah, den Faden seiner Rede durch heimtückisch in den Mund eindringendes Seifenwasser abgeschnitten zu sehen, öffnete er bedächtig die Lippen.

„Liebe Hanne —"

Die Frau krümmte sich unter dem Namen; seit sie Wagen und Pferde besaß, nannte sie sich nur noch Johanna.

„Liebe Hanne, gib Dich zufrieden. Ich hab's den Reisenden auch niemals nett und klar sagen können, warum

mir der Faden ihrer Flanellproben paßte oder nicht paßte. Darum konnt' ich doch allzeit solide Waare von Schund unterscheiden und bin ein vermögender Mann geworden. Denn dafür hat man seine Augen, und auf meine kann ich mich verlassen. Der Singelmann paßt mir nicht. Damit basta!"

Frau Santen schmollte. „Wenn meine Eltern in solcher Weise an meinen Freiern hätten herummäkeln wollen, ich wäre sicher eine alte Jungfer geworden. Sie gaben mich dem ersten braven Mann, der um mich anhielt. Und war's nicht gut so, Alter? Haben wir nicht fünfundzwanzig Jahre glücklich und zufrieden zusammen gelebt?"

„Stimmt," sagte Vater Santen stockernsthaft, indem er mit einem riesigen Kamm sein schon dünn werdendes Haar in Angriff nahm. „Das macht: über Kindern und Thoren wacht ein Schutzengel. Meine Tochter hat einen vernünftigen Vater mitbekommen, für die wird kein Extraengel gehalten."

„Und ich sage Dir, Du wirst dem Mädchen das Herz brechen mit Deiner Weisheit."

„Herz brechen?" Santen sah seine Frau einen Augenblick betroffen an, dann wandte er sich entschlossen um. „Das wollen wir gleich 'mal sehen!" öffnete die Thür und rief hinaus: „Hilde!"

„Vater!" antwortete eine klare Mädchenstimme.

„Komm' 'mal 'runter!"

Einen Augenblick später trat Hildegard in die Stube. Sie war eine reizende Erscheinung, eines jener schönen Bürgermädchen, wie sie bisweilen als Kinder durchaus gewöhnlich ausschauender Eltern aufwachsen zur Verwunderung des denkenden Beobachters, der sich vergeblich den Kopf darüber zerbricht, woher diese Reize stammen, da sich weder bei den Eltern noch in der gesammten Vetterschaft ein Vorbild derselben aufspüren läßt. Zu der

Lebensgluth und Lebensfreude, die aus ihrem ganzen Wesen strahlten, besaß Hildegard noch etwas, wonach ihre Mutter ein ganzes Leben hindurch vergeblich gerungen hatte: Vornehmheit.

Wer sie dastehen sah in ihrem kostbaren weißen Kleide, die schlanke Gestalt mit dem stolz getragenen Köpfchen und den strahlenden dunklen Augen, die sich erwartungsvoll auf ihren Vater hefteten, der begriff sofort, daß ein Maler Herz und Sinn an dies Mädchen verlieren müsse.

„Nun, Vater?"

Santen saß schon wieder und band pustend seine Krawatte.

„Richtig, ja. Mutter, gib 'mal der Hilde den Brief."

Das Gesicht des Mädchens wurde nachdenklich beim Lesen. „Baron Singelmann —" wiederholte sie.

„Die Sache ist nämlich die," erklärte Santen. „Deiner Mutter paßt der junge Mensch, mir aber nicht. Es fragt sich nun, ob Du uns wie ein flügellahmer Vogel hier herumpiepsen wirst, wenn ich dem Herrn Baron kurzweg meine Meinung schreibe."

Um Hildegard's Mund zuckte ein leiser Zug von Schelmerei. „Wenn er Dir nicht paßt, Vater — ich — ich will Dich nicht betrüben."

„Wirklich? 's ist rührend, was wir für 'ne gehorsame Tochter haben, Alte! Was? — Also um den Singelmann wirst Du uns nichts vorheulen?"

„Du kannst ganz ruhig sein, Vater. Ich heule nicht um ihn."

Vater Santen stemmte seine in weißen Hembärmeln steckenden Arme fest auf die Tischplatte und sah scharfäugig zu seinem hübschen Töchterchen hinüber. „Um ihn also nicht! So, so. Um wen denn sonst?"

Die Frage traf in's Schwarze, und Hildegard erröthete ein klein wenig.

„Das werde ich Dir sagen, Vater, wenn er kommt und um mich anhält."

Bei dem letzten Wort war sie schon zur Thür hinausgehuscht.

Der Alte brach in ein lautes Lachen aus. „Hab's wohl gedacht! Unsere Hilde läßt den Kopf nicht hängen um solch' einen Zappelkasper. Das Mädel hat einen besseren Geschmack. — Reich' mir 'mal das Schreibzeug herüber, Alte, und einen feinen Bogen dazu, damit ich dem Herrn Baron die Pille wenigstens anständig verpacke."

Frau Santen gehorchte schweigend, seufzte tief und ging hinaus. Wenn ihr Mann seinen Entschluß gefaßt hatte, dann half keine Widerrede, das wußte sie, und Hildegard hatte seinen Eisenkopf geerbt.

Sie kannte auch ihres Mannes Lapidarstyl und wollte lieber erst gar nicht hören, in welchen Wendungen er dem vornehmen, feinen Herrn Assessor seine Absage schrieb. Sie würde ihm dieses Amt zweifellos abgenommen haben, aber in der schwierigen Kunst der Rechtschreibung — das erkannte sie demüthig an — waren die Männer dem schöneren Geschlecht entschieden überlegen, und einem Studirten gegenüber hätte sie sich nicht einmal mit der neuesten Rechtschreibungsmethode herausreden können.

Während Frau Santen, ihren geheimen Herzenskummer um den abgewiesenen Freier standhaft niederkämpfend, die ersten Gäste empfing, unterzog der ehemalige Krämer das Buffet einer eingehenden Musterung. Er haßte Buffetspeisung. Er saß gern breit und behäbig bei Tische mit gehörigem Ellenbogenraum zu beiden Seiten und einem soliden Stück Braten vor sich; aber Frau Johanna fand das Büffet vornehmer. Sie hatte die ganze Wohnung durch die ersten Dekorateure der Stadt stylvoll einrichten lassen; man wanderte durch sechs verschiedene Jahrhunderte, wenn man nacheinander über die sechs Schwellen der

Prunkgemächer schritt. Und so „echt“ waren sämmtliche Einrichtungen, daß Vater Santen, welcher nur in seinem eigenen Jahrhundert zu gehen und zu stehen gelernt hatte, alle Augenblick mit irgend einem Zimmerschmuck in Kollision gerieth; sei es, daß er über das Fell eines Bären, den er nicht erjagt hatte, in's Stolpern kam; sei es, daß er mit der Nase gegen einen Rococoengel rannte, der kopfüber vor den Fensterscheiben baumelte, oder daß er seinen Hüftknochen in schmerzhafte Berührung mit einem massiven altdeutschen Galleriegeländer brachte, von dem sein schlichter Verstand nie begreifen konnte, aus welchem Grunde es mitten in die Stube hineinragte. Er war fest überzeugt, daß der enge Keller, in dem seine rasch aufstrebende Laufbahn als Krämer ihren Anfang genommen hatte, mit seinen übereinander geschichteten Sauerkraut- und Heringsfässern, seinen Kohlköpfen, Kartoffelsäcken und Flanellballen geräumig gewesen sei im Vergleich zu den Salons, die er jetzt bewohnte. Aber der Hanne gefiel's so; und die Hanne hatte tapfer die Hände geregt in den mageren Jahren, da war's billig, daß man ihr einen Spaß gönnte in den fetten.

Nur im Punkt der Verpflegung hatte August Santen seine eigenen Ideen.

„Heiliger Nikolaus! Sollen diese Anisplätzchen etwa Butterbrode vorstellen? Schwabbelig wie Löschpapier und nicht größer als ein Thalerstück! Und die Pockennarben darauf bedeuten Kaviar? Danke ergebenst! — Ich glaube, der Schlingel hat den Kaviar selbst geschleckt und an unseren Broden nur sein Messer abgestrichen. — Sagen Sie doch, mein Sohn, was bedeutet die gelbliche Flüssigkeit auf dieser Schüssel?“

„Das ist Hühnerfrikassee, Herr Santen,“ sagte der prächtig frisirte Lohndiener etwas verächtlich, indem er eine neue Schüssel niedersetzte. Wenn nicht die gute Be-

zahlung gewesen wäre, er hätte es unter seiner Würde gefunden, bei einem Parvenü, wie Santen, zu bedienen.

Der Gastgeber stocherte mißtrauisch mit einem Löffel in der Schüssel herum. „Dacht' ich's doch! Knochen und Brühe," sagte er melancholisch. Den schönen Aufbau der Hummermayonnaisen streifte er nur mit vorwurfsvollem Blick. Er wußte nachgerade schon: diese Schüssel war so reich garnirt, daß ebenso viel Glück dazu gehörte, um zwischen ihren Salatherzen, Radieschen, sinnig gekreuzten Scheerentheilen und anderem unverdaulichen Zierrath ein eßbares Stückchen des Krebses selbst hervorzufischen, wie für einen Goldgräber Glück dazu gehört, um unter dem werthlosen Sand und Gestein der Mine auf ein Goldkorn zu stoßen. Er deutete auf den Teller, welchen der Lohndiener eben niedersetzte.

„Und wie nennen Sie dieses halbe Dutzend Fleischhobelspäne?"

Der Befrackte hob gekränkt den Kopf. „Das ist Puterbraten, Herr Santen. Ich habe Alles eingerichtet wie in den vornehmsten Häusern. Vollere Schüsseln sind nicht fein."

„Papperlapapp! Meine Schüsseln sollen voll sein. Verstehen Sie! Wenn der alte Santen Jemand zu Tisch lädt, dann möchte er nicht gern, daß der hungrig wieder nach Hause geht. Lassen Sie sich von der Köchin den Schlüssel geben und schneiden Sie das Roastbeef auf, das wir heute zu Mittag hatten. Aber gehörige Scheiben! Es könnte sein, daß außer mir noch ein paar vernünftige Menschen hier zu Abend essen wollen."

Während der Lohndiener murrend hinunterging, den Auftrag auszuführen, trat Santen über die Schwelle in den Festsaal. An der Thür schon kam ihm Hildegard mit einem jungen Mann entgegen.

„Das ist Herr Hans Faber, Väterchen. Weißt Du, der die hübsche Haidelandschaft auf der Ausstellung hatte.

Du warst nicht zu Haus, als er uns seinen Besuch machte."

Santen verneigte sich mit biedermännischer Steifheit. Der Gesellschaftsanzug und die weiße Binde kleideten ihn schlecht. Er sah so unbehilflich aus, daß auch ein erfahrenerer Menschenkenner, als Hans, ihm schwerlich den durchdringenden Verstand zugetraut hätte, der thatsächlich in dem viereckigen Kopf und hinter den zwinkernden grauen Aeuglein wohnte und von dem er gerade in diesem Augenblick eine schlagende Probe ablegte; denn aus Hildegard's Stimme und Wesen erkannte er sofort, daß es mit diesem Herrn Faber etwas Besonderes auf sich haben müsse, und faßte den Entschluß, sich den jungen Maler etwas genauer zu betrachten, als er gemeiniglich die Gäste seiner Frau zu betrachten pflegte.

Erst spät bot sich ihm eine unauffällige Gelegenheit hierzu. Als die Mehrzahl der Tänzer den heißen Kampf um die Herrlichkeiten des Büffets miteinander ausfocht, traf er Hans vor einem Oelbild im Salon stehend, einer harmlosen Schweizerlandschaft, welche Oberbeck's Amor hatte ersetzen müssen.

„Ein hübsches Bildchen, das Sie da betrachten," redete Santen seinen Gast an. „Hat ein Kollege von Ihnen gemalt, Christian Thies, wenn Sie ihn kennen. Alles, was recht ist, ein feines Bild! Die Berge sind Ihnen wie photographirt; ich bin nämlich selbst 'mal in der Schweiz gewesen. Meine Frau hat aber auch baare dreitausend Thaler dafür bezahlt."

Hans wandte sich um. In seinem Hirn kreiste der Dunst von Vater Santen's altem echten Wein, in seinem Herzen brannten die verheißungsvollen Blicke von Vater Santen's Töchterlein; er war trunken von Glück und Hoffnung. Und als er seinen Wirth so grotesk und altfränkisch vor sich stehen sah, mit den Tausenden um sich

werfend als echter Parvenü, da fielen ihm der Großmutter Ermahnungen ein, und ein toller Uebermuth stachelte ihn an, die vorgeschriebene Rolle zu spielen. Sein Gegenüber forderte zur Fopperei ja geradezu heraus!

„Dreitausend Thaler," wiederholte er, die Augen zusammenkneifend und den Kopf zurückbiegend, „nun, das ist nicht eben viel, Herr Santen. Ich für mein Theil habe nie ein Bild für weniger gemalt."

Des ehemaligen Krämers Augen wurden groß vor Staunen.

„Teufel auch! Da müssen Sie ja ein steinreicher Mann sein."

„Reich? Hm, wie man's nimmt, Herr Santen! Man muß anständig leben, stylvoll wohnen, das werden Sie gewiß begreifen. Und dann — jungen Leuten rollt das Geld so leicht durch die Finger. Wenn man erst Frau und Familie hat, theilt sich's besser ein. Aber natürlich, ein paar Tausend im Jahr lege ich doch zurück für meine alten Tage." Er schlug die Stiefelabsätze mit Selbstbewußtsein aneinander und strich stolz über die leere Tasche seines geliehenen Fracks. Sein Mutterchen, dachte er, hätte in diesem Augenblick ihre helle Freude an ihm haben müssen.

Santen betrachtetete ihn mißtrauisch von der Seite. „Und haben Sie augenblicklich viele Aufträge?"

„Erdrückend!" Hans machte seine großartigste Handbewegung. „Wenn ich sie alle annehmen könnte, ich wäre in zwei Jahren Millionär."

„Hören Sie 'mal, da wundert's mich aber, daß Sie noch immer in einer unbequemen Miethskaserne hausen. Es geht nichts über ein eigenes Haus. Oder haben Sie schon angefangen, sich eines bauen zu lassen?"

„Bis jetzt nicht. Ich wohne sogar ziemlich unbequem im dritten Stock — des Lichtes wegen, natürlich!" Hans

hatte Mühe, ernst zu bleiben. „Sie müssen wissen, ich brauche ungeheuer viel Licht — lauter Nordlicht. Das kommt in die tiefer gelegenen Wohnungen nicht herunter."

„So — so," sagte Santen gedehnt; und Hans trat zum Büffet, goß sich ein Glas Champagner ein und dachte, während er vergnügt den perlenden Kelch gegen das Licht hielt: „Dem Alten habe ich 'mal gehörig imponirt!"

— — — — — — — — — — — — —

„Mutterchen, es geht famos!" antwortete er eine Stunde später der alten Dame, die mit ängstlicher Frage ihr verschlafenes Gesicht aus der Thürspalte steckte, als sie ihres Enkels Schritt auf der Treppe vernahm.

Und zur selben Zeit, während die letzten Wagen davonrollten, faßte Hildegard ihres Vaters Arm. „Väterchen, Du sprachest ja so eingehend mit Herrn Faber. Nicht wahr, das ist ein netter junger Mann!"

Santen schüttelte bedächtig den Kopf. „Weiß doch nicht, Mäuschen. Es kam mir so vor, als schnitte der junge Mensch unerlaubt stark auf."

3.

Zwei Tage später suchte Frau Faber den Löwen in seiner Höhle auf. Sie hatte dazu ihr schwarzseidenes Staatskleid aus seinen Schutzhüllen herausgeklaubt und trug den Kopf um ein paar Linien höher als sonst. Merkwürdigerweise verlor aber das Prachtstück in den „echten" Räumen plötzlich alles Imponirende. Es zeigte sogar zur großen Betrübniß der Eigenthümerin einen entschieden fuchsigen Schimmer, und auch das stolz erhobene Haupt sank auf sein gewöhnliches Niveau herab, vielleicht sogar noch ein wenig darunter, als die alte Dame dem reichen Manne gegenübersaß und mit all' der Zungengeläufigkeit, über welche sie verfügte, ihres Enkels Vorzüge entrollte.

Es sprach sich schlecht unter den scharfen grauen Augen, die sie unverwandt anstarrten, und die eiskalten „Sos“ und „Hms“ ihres Zuhörers hatten wenig Ermunterndes.

Er kenne den jungen Mann so gut wie gar nicht, meinte Santen zuletzt. Man werde sehen; er sei im Grund nicht abgeneigt, durchaus nicht! Aber die Sache habe ja nicht die mindeste Eile.

Wenn er wenigstens geradezu widersprochen hätte! Die alte Dame verstand sich auf die Kunst, Menschen mürbe zu reden. Was aber ließ sich hierauf erwiedern?

Mit dem Gefühl, eine vollständige Niederlage erlitten zu haben, trippelte Hansens Großmutter die teppichbelegten Treppen der Santen'schen Villa wieder hinunter. In der frischen Luft jedoch kehrte ihr Selbstgefühl zurück. Noch war ja nichts verloren, und von ihren persönlichen Empfindungen brauchte der Jungen entschieden nichts zu wissen. Mit dem Ausdruck des Triumphes trat sie über die Schwelle, hinter welcher Hans sie mit klopfendem Herzen erwartete.

„Alles in Ordnung, Jungchen! Putze Dein Atelier nur fein heraus. Morgen kommt die ganze Familie, um Deine Bilder zu betrachten. Der Alte hat sich Bedenkzeit ausgebeten; das war wohl selbstverständlich und vorauszusehen.“

Hans seufzte erleichtert auf. „Ich sehe doch, daß Du geschickter bist, als ich, Mutterchen. Ich hätt's gewiß noch nicht so weit gebracht.“ —

Frau Faber hatte kaum die Hand von der Klinke der Santen'schen Hausthür abgezogen, als schon Hildegard's Gesicht in das Zimmer des Vaters hineinlugte.

„Du, Väterchen, war das nicht Herrn Faber's Großmutter. Was wollte die denn von Dir?“

Santen saß nicht in rosigster Laune vor seinem Schreibtisch. „Leider weißt Du's, was sie wollte!“

Das Mädchen kam näher und schaute unter den dunklen

Wimpern hervor dem Verdrießlichen schelmisch in's Gesicht.

„Aber ich weiß Deine Antwort nicht, Vater.“

Der Alte schlug auf den Tisch, daß es dröhnte. „Schockschwerenoth! Soll ich Dich einem Waschlappen geben, der sich von einem alten Weibe bei mir anpreisen läßt wie einen bunten Schlips, statt mannhaft selber zu kommen?“

Folgenden Tages begaben sich Santens dennoch in das Faber'sche Atelier; Hildegard hatte das durchgesetzt. Aber nur Frau Santen schenkte den Gemälden einige Aufmerksamkeit, die Tochter sah zumeist den Maler an, und der Vater wunderte sich über die spießbürgerlich einfache Einrichtung des angehenden Millionärs. Hans, der am Ballabend so groß gewesen war, fühlte sich klein wie eine Maus, und all' seine Hoffnungen ließen die Flügel hängen.

Eine Kreideskizze, welche der Unvorsichtige versäumt hatte, zu entfernen, lenkte Frau Santen's Gedanken auf ihren alten Widersacher Oberbeck. Bei der Auseinandersetzung wegen des bestellten Bildes waren von den Lippen des heftigen Mannes Worte gefallen, welche ihr eitles Herz ihm nicht vergeben konnte.

„Ist es möglich, Herr Faber! Sie sind befreundet mit diesem“ — sie suchte nach einem angemessenen Ausdruck — „diesem unmoralischen Menschen?“

Angsttropfen traten dem Verliebten auf die Stirn. Sollte er das Wohlwollen der Einzigen verlieren, die ihm ferner Zutritt zu dem theuren Mädchen verschaffen konnte? Frau Santen's durch die goldene Lorgnette auf ihn gerichtete Augen verhießen keine Gnade. Und mit welchem Blick furchtbarer Drohung erst Mutterchen ihn anflammte!

„Was denken Sie von uns, gnädige Frau!“ schnitt sie entschlossen Hansens schüchterne Erwiederung ab. „Mein

Enkel ist nicht der Freund von Jedwedem, den er 'mal in Kreide skizzirt. Seinem Herzen stehen nur streng moralische Personen nah. Ein verkommener Patron, wie dieser Oberbeck, darf nicht über unsere Schwelle."

Hans wollte widersprechen, aber sein Muth war gelähmt, denn nun richtete auch Santen seine durchdringenden Augen fest auf ihn. Im Grunde, warum sollte er's nicht gehen lassen? Sein Liebesglück stand auf dem Spiel, und was konnte dem Freunde seine Vertheidigung vor diesen Menschen frommen?

So wandte er sich langsam zum Fenster und schwieg. Aber brennende Scham fraß ihm am Herzen. —

Als Frau Faber, welche knixend auf dem Treppenabsatz stehen blieb, bis ihre Gäste die Hausthür erreicht hatten, in's Atelier zurückkehrte, saß er mit ineinander geschlungenen Händen auf einem seiner altdeutschen Stühle und ließ den Kopf hängen.

„Was ficht Dich an, Jungchen? Es geht ja gut! Schritt für Schritt; aber um so sicherer!"

„Nein, nein, es geht nicht gut! — Mutterchen! Mutterchen, ich komme mir vor wie Petrus, als er den Herrn verleugnet hatte!"

„Warum nicht gar. Folg' Du nur getrost meiner Erfahrung — ich schaff' Dir Deine Hildegard, ich hab' eine glückliche Hand in solchen Dingen."

— — — — — — — — — — — —

Unterdessen schritt Vater Santen, die Hände in den Taschen, über die Straße und pfiff gegen den schneidenden Nordwind an. Hildegard, die Fingerspitzen im Muff, ging an seiner Seite und schielte ab und zu fragend an ihm hinauf; die Mutter war in einem eleganten Modebazar hängen geblieben.

Als sie um die Ecke bogen, legte sich der Wind, und Santen hub an: „Weißt Du, Mädel, das Gescheidtste

wär' schon, Du schlügst Dir den Maler aus dem Kopf Mit meiner Einwilligung wenigstens kriegt der Dich nicht zur Frau."

Hildegard war aufrichtig bestürzt. „Du kennst ihn ja noch gar nicht, Vater."

„Ganz genau kenn' ich ihn! Ich hab' ihn nur für einen aufgeblasenen Narren gehalten, aber er ist ein schlechter Kerl obendrein! Er verleugnet seine Freunde."

Hildegard erwiederte nichts. Erst auf dem Hausflur hob sie wieder den Kopf. „Und ich glaub's einmal nicht von ihm, Vater!"

„Na, denn nicht," versetzte der reiche Mann. „Meine Meinung weißt Du! Davon geht kein Titelchen ab. Punktum."

Er hing seinen Hut an den Ständer und ging in sein Zimmer. Hildegard sah ihm nach.

„Dann werde ich eine alte Jungfer! Gleichfalls Punktum."

4.

Mutterchen hatte doch keine so „glückliche Hand" gehabt, wie sie sich schmeichelte zu besitzen.

Das zeigte sich bald.

Hansens Beziehungen zu den Santens wurden ungeachtet seiner Bemühungen immer kühler und lockerer. Bei einigen kleineren Gesellschaften überging man ihn völlig. Er saß in heller Verzweiflung in seinem Atelier, mochte nicht essen noch trinken.

„Es ist etwas nicht richtig, Mutterchen! Glaub' mir, irgendwo stimmt Deine Rechnung nicht!"

Das fühlte die alte Dame selbst am deutlichsten, aber sie wollte es nicht wahr haben. Sie vertröstete auf die Macht der Zeit. Der Vater war ihren Fingern entglitten, doch wenn die Tochter standhaft blieb, so mochte noch

Alles gut werden. Ja, wenn! Mädchenherzen sind gar veränderlich! Wie sollte die vielumworbene Erbin ihrem Hans Treue halten, wenn sie den armen Jungen wochenlang nicht zu sehen bekam? Gab es nicht einen Kitt, stark genug, ein Herz unlöslich und für immer auch an einen Abwesenden zu binden?

Nach einigen durchgrübelten Nächten glaubte Frau Faber einen solchen Kitt gefunden zu haben: die Eifersucht.

Inzwischen führten Santen und seine Tochter in diesem Winter einen stummen Krieg miteinander. Von der richtigen Anschauung ausgehend, daß Dinge und Menschen um so leichter vergessen werden, je ausreichenderer Ersatz sich für sie findet, ließ der ehemalige Krämer einen Bewerber nach dem anderen vor seiner schmollenden Tochter aufziehen. Die jungen Leute waren nicht übel, und die Bälle, Gesellschaften, Schlittenparthien und so weiter erwiesen sich als recht unterhaltend. Auch genoß Hildegard in vollen Zügen die Freuden des ungewöhnlich abwechslungsreichen Winters. Aber wenn's dann zur Entscheidung kam, und der Vater ihr die Vorzüge des ersehnten Schwiegersohnes in seiner drastischen Weise an's Herz gelegt hatte, erklärte sie jedesmal auf's Freundlichste: „Danke, Väterchen, er paßt mir nicht." Und der unglückliche Jüngling verschwand von der Bildfläche, um einem nicht glücklicheren Nachfolger Platz zu machen.

Dem reichen Mann war nicht behaglich bei dem Spiel. Oft saß er stundenlang grübelnd allein, und das Endergebniß seiner Betrachtungen war allemal, daß er, die Faust ganz auf den Tisch stemmend, murmelte: „Das Mädchen soll heirathen, wen sie will — wen sie will! Aber ein braver, anständiger Kerl muß und soll es sein! Dabei bleibt's!"

Inzwischen fror es Stein und Bein, und Hildegard ging, um sich für die rauschenden Abendvergnügungen zu

stärken, wie sie sagte, jeden Nachmittag mit ihren Schlittschuhen eine Stunde auf's Eis. Hans, der sich ebenfalls nach seiner Arbeit im Atelier stärken mußte, war wunderbarerweise auf das gleiche Heilmittel verfallen, und so trafen die Beiden sich auf der glatten Eisfläche, manchmal nur auf einen Augenblick, nur um einen kurzen Gruß zu wechseln, manchmal auch auf länger, und weder Großmutter Faber noch Vater Santen wußten um diese Zusammenkünfte.

Als aber die alte Dame ihren Anschlag gar gekocht hatte, lauerte sie ihrer Nachbarin auf, fing sie auf ihrem Weg zur Eisbahn ab, und begann, neben ihr hertrippelnd, das wohl bereitete Gift in des Mädchens Ohr zu träufeln. Es traf sich, daß gerade eine hübsche junge Wittwe sich von Hans malen ließ. Das gab die richtige Anknüpfung. Frau Faber rühmte die Schönheit der jungen Frau, pries ihren Reichthum, ihre Liebenswürdigkeit. Sie wußte geschickt durchblicken zu lassen, daß die Dame großes Gefallen an Hans finde, und schien selbst nichts sehnlicher zu wünschen, als das Zustandekommen einer Heirath zwischen den Beiden. Hansens Gefühle ließ sie vorsichtig in einem sanften Halbdunkel; sie wollte den Bogen nicht zu straff spannen.

O, sie war weise und erfahren!

Als Hildegard auf die Eisfläche abbog, ein wenig hastiger als sonst, blickte die kleine energische Frau ihr befriedigt nach. Ihr Hans würde glücklich werden! Sie hatte da eben ein kräftig Feuerlein zu seinen Gunsten angefacht, das bewies jeder Zug in des Mädchens Gesicht.

Sie hatte wirklich ein Feuer angefacht. Aber Flammen sind eigenwillige Diener. Schon Mancher gedachte, leeres Stroh zu verbrennen, und steckte Haus und Hof in Brand.

Unglücklicherweise befand sich die Wittwe, von welcher Frau Faber geredet hatte, eben auf dem Eise. Sie war

eine mäßig begabte Anfängerin in der Kunst des Schlittschuhlaufens und hatte Hans erkoren, ihre unsicheren Schritte zu stützen; er konnte sie, ohne Aufsehen zu erregen, nicht sofort im Stich lassen. In Hildegard's Herzen kochte ein unbändiger Zorn, als sie die Beiden zusammen sah. Während sie sich die Eisen anschnallen ließ, starrte sie beständig zu dem Paar hinüber. Was hatte doch ihr kluger Vater von dem Maler gesagt? „Er verleugnet seine Freunde." Ja, noch mehr, er verrieth auch die Geliebte, die einen Freier nach dem anderen ausschlug um seinetwillen! Wie mußte Jener am Arm seiner schönen Freundin spotten und lachen über ihre einfältige Anhänglichkeit!

Aber sie wollte dem ein Ende machen!

Als Hans sich frei machen konnte, glitt er auf sie zu. „Wie habe ich mich nach Ihnen gesehnt, Hildegard!"

„Sie besaßen jedenfalls Kraft genug, diese Sehnsucht zu zügeln."

„Haben Sie mir denn nicht ausdrücklich befohlen, alles Aufsehen zu vermeiden?"

„Aber ich habe Ihnen nicht befohlen, Ihren Gefühlen Zwang anzuthun. Sie hätten bleiben sollen, wo es Ihnen so gut gefiel."

Hans glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Für meine Unterhaltung brauchen Sie wirklich kein Opfer zu bringen, Herr Faber. Es finden sich schon Andere, welche dafür sorgen."

Hans wurde nun auch ärgerlich. „Ich zweifle nicht daran. Vielleicht der Lieutenant dort, der Ihnen so beharrlich nachfährt? Sie brauchen nur zu befehlen, falls Sie mit ihm allein zu sein wünschen."

„Und wenn dem so wäre? Ich, Herr Faber, bin wenigstens aufrichtig!"

Hans wurde todtenbleich. „Hildegard! — Fräulein Santen! Wissen Sie, daß das ein Bruch ist?"

„Um so besser! Unser Verhältniß fing nachgerade an, langweilig zu werden!"

Sie glitt an ihm vorbei und raste wie eine Unsinnige über die Bahn. Menschen, Bäume und Häuser flogen an ihr vorüber, als säße sie in einem Eilzuge.

Zwei Sekunden darauf war Hans wieder an ihrer Seite. „Hildegard! — Es — es kann Ihr Ernst nicht sein!"

Seine treuherzigen Augen sahen sie mit dem Ausdruck aufrichtiger Seelenangst an, in seiner frohen, frischen Stimme lag ein Zittern, das gewiß in ihrem Herzen einen Widerhall gefunden hätte, wäre dieses nicht durch die Einflüsterungen der klugen Vermittlerin vollständig für ihn versteinert gewesen.

So wandte sie sich mit einem spöttischen Auflachen von ihm ab, und da der Lieutenant ihr gerade grüßend entgegenkam, nahm sie seine Hand und fuhr mit ihm davon.

Hans schnallte seine Schlittschuhe ab und ging trübselig heim.

Seine Großmutter erwartete ihn im Atelier. „Schon zurück, Hans? Du mußt doch die Hildegard auf dem Eis getroffen haben! Sag' schnell, wie steht's? Wie geht's?"

„Aus ist's, Mutterchen, aus für immer! Ich bitte Dich, rede mir nicht mehr davon."

Die alte Dame rieb sich triumphirend die Hände. „Es wirkt! Es wirkt! Was — aus! Kopf hoch, mein Junge! Jetzt fängt's erst recht an."

Es fing aber nicht wieder an. Hans lehnte die spärlich fließenden Einladungen in das Santen'sche Haus ab, und vermied auch, Hildegard am dritten Ort zu treffen. Seine Schlittschuhe hingen rostend am Nagel, und wo die zwei Menschen einander auf den Straßen der Stadt begegneten, schauten Beide wie auf Verabredung trotzig nach der anderen Seite und vermieden es, sich zu grüßen. Daheim aber in der stylvollen Villa sowohl wie in der

bescheidenen Wohnung im dritten Stock rissen ziemlich im gleichen Augenblick allmorgendlich ein Paar vor Erregung zitternde Hände das Morgenblatt auseinander, und ein Paar Augen überflogen, groß vor Angst, die Verlobungsanzeigen. Das Mädchen suchte den Namen Hans Faber in Verbindung mit dem der schönen Wittwe; Hans fürchtete die Worte Hildegard Santen zu lesen und darunter, er wußte nicht welchen Männernamen. Und Beide athmeten erleichtert auf, wenn sie das Blatt niederlegten, ohne gefunden zu haben, was sie suchten.

Hans ging häufig zu Oberbecks; da war freilich noch weniger Freude zu holen, als er mitbrachte. Der „Gladiator" hatte keinen Käufer gefunden, darüber ward Frau Susanna unerträglicher als je. Oberbeck, am Rande des Tiefsinns, malte, von ihren Klagen mürbe gemacht und an seinem Können verzweifelnd, jetzt Genrebildchen, die seinem markigen Talent entsprachen wie einem Bären das Flötenspielen. Seine Feinde lachten, und seine Freunde betrübten sich darüber; gekauft wurden die verzweifelten Bilder von Niemand. „Nicht einmal das kann er!" grollte Frau Susanna.

Sonst saß Hans vom Morgen bis zum Abend in seinem Atelier, brütete und malte und hatte kein Gefallen an dem, was er malte. Er nannte Hildegard's Namen nie, aber all' seine sonnige Heiterkeit war erstorben. Und wenn Großmütterchen im Stande gewesen wäre, an der Unfehlbarkeit ihres Vermittelungstalentes irgend welchen Zweifel zu hegen, so hätte sie bittere Reue über ihre Einmischung empfinden müssen. So aber maß sie die Schuld an dem Mißlingen einzig dem verkehrten Sinne Hildegard's zu, der sich vermaß, auf ihr fein ausgedachtes Reizmittel anders zu reagiren, als er gesollt.

Sie war dem Mädchen bitterbös darum.

Der Winter ging hin, das Frühjahr, der Sommer. Hans Faber's „Heimkehrender Landsknecht" hatte auf der Ausstellung in der Hauptstadt große Anerkennung gefunden, des Malers Name stand in allen Zeitungen, er fing an, Ruf zu gewinnen. Vater Santen las den Artikel, in welchem des jungen Meisters Lob mit vollen Backen gesungen wurde, zweimal mit sehr nachdenklichem Gesicht und wartete darauf, daß seine Tochter etwas sagen solle. Als Hildegard jedoch hartnäckig schwieg, legte auch er schweigend das Blatt weg; aber was er gelesen hatte, klang ihm im Herzen nach.

Als der Herbst schon anfing die Spitzen der Blätter bunt zu färben, machte irgend ein Klub seinen Sommerausflug an das Ufer des Flusses. Santens waren als Gäste gebeten; Hans, seinen rassselosen Köter im Gefolge, kam als Ehrenmitglied. Und keine der beiden Parteien wußte, daß die andere am Platz sein würde. So standen Hildegard und Hans sich plötzlich und unerwartet nach einer Trennung von fast neun Monaten gegenüber.

Eine Blutwelle färbte Beider Antlitz, als sie sich in die Augen sahen, und zugleich war's ihnen, als fiele eine Binde von ihrem Blick. Die Zeit hatte den Stachel der Kränkung abgestumpft und den Stachel der Sehnsucht geschärft. Sie fühlten's ohne Worte: es war ein Kleines, das sie getrennt hatte, aber ein Großes, das ihre Herzen zu einander zog, ein Gefühl, das Keines von ihnen wieder verlernen konnte und das bei diesem plötzlichen Sehen von Angesicht zu Angesicht mit neuer Gewalt emporschlug. Aber zugleich lag's wie ein Bann auf Beider Lippen, wie eine Lähmung auf Hirn und Gliedern. Wie sehnsüchtig ihre Herzen einander auch entgegenschlagen mochten, das zerrissene Band ließ sich nicht ohne Weiteres wieder anknüpfen.

Diese Ueberzeugung lastete drückend auf Beider Gemüth.

So verbeugten sie sich stumm und steif. Nur Frau Santen reichte, im Bewußtsein, daß der berühmt werdende Name des Künstlers auf sie und die stylvolle Villa einen verklärenden Abglanz zurückstrahlen mußte, dem ehemaligen Freunde die Hand und sprach ein paar verbindliche Worte.

Das Hin- und Herwogen der Gesellschaft trennte sie dann; der Kreis war groß genug, man konnte einander ohne Aufsehen meiden, und Hans wollte sich nicht zum zweiten Mal fortschicken lassen. Aber seine Blicke schweiften immer wieder zu dem Mädchen hinüber, und Hildegard sah in dem bunten Gewimmel nur Hans. Warum hatte er seine junge Wittwe noch immer nicht geheirathet, wenn sie ihm wirklich so wohl gefiel? Oder war die alte Frau vielleicht doch nicht die Vertraute seiner Herzensgeheimnisse gewesen? Erwies sich, was sie unvorsichtig ausgeplaudert hatte, zuletzt als ein Gespinnst ihrer eigenen Phantasie? —

Die Gesellschaft war in verschiedenen Fuhrwerken gekommen, die nun abgeschirrt im Walde standen, dessen Ausläufer sich bis hart an das Ufer des Flüßchens erstreckten und unter dessen hohen Buchenwipfeln die Klubmitglieder und ihre Gäste ihr improvisirtes Mittagsmahl eingenommen hatten. Nun schweiften die Theilnehmer paarweise und in Gruppen umher. Es war ein sonniger Nachmittag, recht gemacht zum Träumen. Marienfäden zogen durch die Luft und hingen sich an Bärte und Kleider, Schmetterlinge gaukelten über den Wiesenblümchen am Flußrand, die Landschaft jenseits des Wassers lag in der leuchtenden Klarheit, wie sie nur der Herbst verleiht.

Hildegard war allein am Waldessaum zurückgeblieben. Sie fühlte sich seltsam bewegt; eine brennende Sehnsucht war in ihr, sie konnte nicht sagen, nach was; aber als sie ein Paar grünglänzende Libellen einander umflattern sah in frohem, verliebtem Spiel, mußte sie die Zähne in die

Lippen graben, um nicht in Thränen auszubrechen. In diesem Augenblick kam Puck, der Hund Faber's, der in den dürren Blättern nach Mäusen jagte, auf einem seiner Ausflüge hart an ihr vorbei. Er stutzte, blieb stehen, schnupperte sie an, und als er die Gewänder erkannte, deren Flattern er auf dem Eise oft in froher Lust nachgejagt war, sprang er mit kurzem Erkennungslaut an ihr empor und stieß seine Schnauze in ihre Hand.

In Hildegard's Augen perlten heiße Thränen, sie beugte sich nieder und drückte einen Kuß auf den zottigen Kopf des Pintschers. O, wenn Puck hätte reden können! Er, Hansen's steter Gefährte, würde ihr wohl zu sagen vermocht haben, was es mit der gefährlichen jungen Wittwe auf sich hatte! Sie fühlte eine fast demüthige Dankbarkeit gegen das Thier dafür, daß es sie noch kannte. Es schien ihr wie ein Gruß von ihm selbst. Hans liebte den Hund, und der Hund liebte sie. Hatte Puck ein so zähes Gedächtniß, dann lebte vielleicht auch in seines Herrn Brust noch ein Fünkchen der Neigung, die einst ihr Glück gewesen war. —

Sie lockte liebkosend den Hund zu dem Aufbewahrungsort der Mundvorräthe und fand ihre Freude daran, ihn mit den besten Bratenstücken zu füttern, eine Behandlungsweise, welche des biederen Puck Erinnerungsvermögen und Zuneigung ganz merkwürdig auffrischte.

„Es ist freundlich von Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie sich des hungrigen Burschen annehmen," hörte sie plötzlich Hansens Stimme neben sich sagen. „Dennoch weiß ich kaum, ob ich Ihnen dafür danken soll. Sie werden seinen schlichten Hundeverstand in Verwirrung bringen, wenn es Ihnen demnächst belieben wird, ihn zu mißhandeln."

Hildegard wurde roth und wandte den Kopf zur Seite. „Ich mißhandle Niemand ohne Grund."

Und dann war es wieder so still zwischen den zwei Menschen, daß man das Rascheln der fallenden Blätter vernahm. Eine Hummel summte über einer Haidekrautblüthe, und Puck winselte, weil die Bratenstücke plötzlich ausblieben.

„Mich wundert, daß wir Sie zu dieser Jahreszeit noch in der Stadt angetroffen haben, Herr Faber," begann Hildegard endlich langsam. „Das schöne Wetter lockt zum Reisen; an der See muß es jetzt geradezu herrlich sein."

An der See, in Helgoland, weilte nämlich die schöne Wittwe.

Hans hatte kein Verständniß für diesen Stich. „Ich muß meine Baarschaft zusammenhalten," antwortete er einfach, „denn für den Winter beabsichtige ich, nach Rom zu gehen."

„Nach Rom?" Hildegard hatte nie daran gedacht, daß Hans plötzlich die Stadt verlassen könne, es kam ihr auf einmal vor, als werde der nächste Winter sehr einsam für sie werden. — „Sie wollen nach Rom?"

„Ja, und dann weiter nach Sicilien, vielleicht nach Algier. Ich gedenke mein Zelt hier für immer abzubrechen."

In diesem Augenblick knisterten und krachten die dürren Zweige hinter ihnen und aus dem Gebüsch hervor brachen Vater und Mutter Santen mit einem Kometenschwanz ausgelassener Festtheilnehmer hinter sich. Das schweigsame Paar in der tiefen Einsamkeit des Waldessaumes hatte etwas Befremdliches. Hildegard beeilte sich, die Sachlage zu erklären.

„Denke nur, Vater! Herr Faber erzählt mir eben, daß er uns verlassen will, um dauernd nach dem Süden zu gehen."

Frau Santen klappte ihren Spitzenschirm zusammen. „Aber das ist ja ganz etwas Unerwartetes! Ihre Vater-

stadt wird Sie vermissen, Herr Faber, ihre zahlreichen Freunde und die noch zahlreicheren Verehrer Ihrer Kunst. Ich hoffe, Sie rechnen uns zu Beiden! Nein, nein, ohne Schmeichelei, wir Alle sind stolz auf Sie, nicht wahr, Santen? Ein berühmter Künstler, und dazu ein Mensch, der auf Formen hält, und Sitte und Moral! Das findet sich nicht häufig vereint. Sie sind ein weißer Rabe, Herr Faber — ja, das sind Sie! Und ich rechne bestimmt darauf, Sie vor Ihrer Abreise noch einige Male in unserem Hause zu sehen. Wir Alle müssen wetteifern, Ihnen Ihre Vaterstadt lieb zu machen, damit Sie sich in der Ferne zu uns zurücksehnen."

Frau Santen meinte es ganz so warm, wie sie es sagte. Früher hatte sie den jungen Maler als Schwiegersohnskandidaten nicht sonderlich hoch angeschlagen, aber nun er Ruf bekam, ließ sich das Ding schon überlegen. Ein Künstler war doch unleugbar etwas Apartes, aparter als ein Lieutenant oder ein Bankier.

Vater Santen hatte keinen solchen Hintergedanken. Er schüttelte den Kopf und sagte ehrlich, wie er's empfand: „Sonderbare Käuze seid ihr Maler doch Alle zusammen. Da meint Jeder, er hätte Wunder was erreicht, wenn er uns einen italienischen Himmel und italienische Häuser und italienische Bäume vorpinselt, und je fremder das Ding aussieht, um so besser! Als ob Einer sich so recht von Herzen für einen Gegenstand erwärmen könnte, den er nie in seinem Leben gesehen hat! Was mich angeht, mir gefällt auch auf der Leinwand allemal am besten, was ich tagtäglich vor Augen habe: eine Hökersfrau, die über ihren Obstkörben Strümpfe strickt, oder ein Schusterjunge, der sich ein Lied pfeift, und dem meinetwegen über die Pantinen weg die nackte Ferse durch den Strumpf guckt. Soll's aber durchaus was Poetisches sein, dem braucht auch Keiner durch halb Europa nachzulaufen!

Sperren Sie nur die Augen auf, mein Herr Maler! Ich will's Ihnen besser zahlen, als die schönste Ansicht vom Vesuv, wenn Sie mir die Landschaft dort über'm Fluß festhalten können mit dem glashellen Himmel d'rüber und dem Sonnenschein d'rauf, wie sie jetzt, gerade jetzt vor uns liegt! Und wenn Sie auf dem Bilde etwa noch nebenbei den besoffenen Schlingel anbringen wollen, der eben das Ufer entlang getaumelt kommt, so wird das, mein' ich, kein Fehler sein."

Hansens Blick haftete schon eine Weile an dem „besoffenen Schlingel" mit solcher Spannung, daß er das Beste von des reichen Mannes Rede gar nicht vernahm.

Der Nahende war ein hagerer, schwarzbärtiger Gesell, ohne Hut und Stock; die Haare hingen wild in sein Gesicht. An einer Hand zerrte er ein kleines Mädchen nach sich, die Andere, die einen ungefügen Strauß von Kräutern und Zweigen hielt, begleitete mit zuckenden Bewegungen die abgerissenen Worte, die er vor sich hin murmelte. Er ging schwankenden Schrittes auf die Brücke zu, die sich in hohem Bogen über das Flüßchen spannte und schien kein Bewußtsein davon zu haben, daß die Augen der immer zahlreicher zusammenströmenden Ausflügler einzig auf ihn gerichtet waren.

„Unnütz — unnütz!" murmelte er vor sich hin. „Pfui! Pfui! Das ist das Aergste! Warum nimmst du anderen Pflanzen Luft und Sonnenschein fort, garstige Distelstaude, du? Ei ja, wärst du ein Kohlkopf geworden, oder eine Spargelstange — man könnte dich essen! Das ist doch was! Aber unnütz, unnütz und stachelig obendrein! — In's Wasser, sag' ich! Ersäuft die Mißbildung! Schlagt sie todt! Meinst du, die Erde habe Platz auch für deinesgleichen? Untersteht dich gar zu blühen? Wenn du nicht eßbar bist, hast du auch kein Recht zu blühen! Ich muß dir das sagen, denn ich bin dein Freund. In's Wasser! Da! Da! Ersauf'!"

Der Unglückliche war auf der Brücke angelangt. Mit wilden Bewegungen schleuderte er Blätter und Kräuter seines Straußes eines nach dem anderen in den Fluß.

„Das ist ein Irrsinniger," meinte einer der Gäste.

„Ach was! Ein Trunkenbold!"

„Die Polizei sollte Sorge tragen, daß harmlose Spaziergänger nicht von Vagabunden solchen Schlages belästigt würden," sagte Frau Santen und nahm Hansens Arm. „Kommen Sie, Herr Faber, lassen Sie uns diesem widrigen Schauspiel den Rücken wenden."

Hans sah sie an und den Mann, der mit irren Geberden am Brückengeländer lehnte. Er fühlte es klar, diese Frau baute ihm eine breite Brücke zur Rückkehr in ihr Haus und zu seinem Glück. Das Mißverständniß zwischen Hildegard und ihm mußte sich lösen, wenn sie ihm half. Und er fühlte auch, daß ihr Wohlwollen auf immer verscherzt war, wenn er redete, wie er mußte.

Dennoch schwankte er diesmal nicht. Er zog mit einer Verbeugung seinen Arm zurück und sagte laut und mit Nachdruck: „Sie haben Recht, gnädige Frau, es ist ein trauriges Schauspiel, das leider meine Gegenwart unbedingt erfordert. Denn der Unglückliche dort, welchen Sie für einen Vagabunden halten, ist einer der genialsten Künstler unserer Zeit, Fritz Oberbeck, mein liebster Freund. Ich habe das einmal verschwiegen, um Sie nicht zu kränken, gnädige Frau; damals war Oberbeck noch verhältnißmäßig glücklich. Jetzt, da er dem tragischen Schicksal seines Lebens zu erliegen droht, werden Sie begreifen, daß ich zu ihm stehen muß. Erlauben Sie mir daher, mich zu verabschieden, um meinem Freund die Hilfe zu leisten, die Menschen hier zu leisten vermögen."

Der Mann auf der Brücke hatte unterdessen seinen Strauß bis auf das letzte Blatt in die Wellen zerstreut.

Jetzt ergriff er das kleine Mädchen, das arglos neben ihm stand, und schwang es wild in seinen Armen.

„Disteln zu Disteln! Jetzt ist die Reihe an uns!"

Hans war mit wenigen Sprüngen auf der Brücke angelangt, er packte mit gewaltiger Kraft den Mann und das Kind und riß Beide vom Rande zurück. Oberbeck rang wie ein Verzweifelter, aber sein Freund war weitaus der Stärkere; und da er sich überwältigt fand, kam eine plötzliche Starrheit über ihn. Er sah seinen Bezwinger an, und jählings brach ein Strahl von Bewußtsein aus seinem irren Blick.

„Hans! Sie — meine Frau — sie hat — ich kann nicht mehr!"

Er drehte sich um sich selbst und brach in den Armen seines Freundes zusammen.

Viele hilfreiche Hände fanden sich nun. Man trug den Bewußtlosen in einen der rasch bespannten Wagen, und Hans fuhr mit ihm in die Stadt zurück. Er hatte sich weder nach Santens noch nach Hildegard umgeschaut, aber alle Drei blickten der Staubwolke nach, in welcher der Wagen davonrollte, und Vater Santen lächelte so vergnügt, wie seit lange nicht.

— — — — — — — — — — — —

In der Stadt fand Hans alle Hände voll Arbeit. Zunächst fuhr er zu seinem Arzt, der den Ausbruch eines heftigen Fiebers bei Oberbeck feststellte. Dann bettete er den Freund in seinem Atelier, dem luftigsten Raum seines Häuschens, und erst als dort alle Vorkehrungen für ein längeres Krankenlager getroffen waren, wandte er sich an Frau Susanna, die in Erbitterung darüber, daß Oberbeck ihr den Aerger bereitete, gerade am Sonnabend zu erkranken, schluchzend ab und zu ging, und die Thüren zuwarf, weil die Füße der Krankenträger ihre frisch gescheuerte Diele beschmutzten.

„Packen Sie Ihre Sachen, Frau Oberbeck; nehmen Sie mit, was sich an Geld noch im Hause findet, und reisen Sie mit Gretchen zu Ihren Verwandten nach Berlin. Hier ist zunächst kein Platz für Sie," wandte Hans sich an sie.

Die Thränen der Frau versiegten vor Staunen. „Aber, Herr Faber! Dies Haus ist doch mein Haus, und Sie sprechen zu mir, wie —"

„Wie sich's ziemt der Frau gegenüber, die meinen Freund an den Rand des Wahnsinns gebracht hat!"

Hans war geradezu schön, wie er mit vor Entrüstung funkelnden Augen vor dem überraschten Weibe stand und dem Groll Luft machte, der sich während fünf langer Jahre in seiner Brust gegen sie angesammelt hatte.

„Wissen Sie, daß Oberbeck sich und Gretchen ertränken wollte? Das ist Ihr Werk! Kehrt mein Freund zu Leben und Bewußtsein zurück, so mag er entscheiden, ob er Sie wieder bei sich aufnehmen will. So lange er aber hilflos darniederliegt, soll nicht Ihr Schritt, noch der Laut Ihrer Stimme ihn an seine Peinigerin gemahnen — das habe ich mir geschworen! Auch die Bilder da sollen's nicht, mit denen er sich — von Ihnen angestachelt — an seinem Genie versündigt hat!"

Und Hans riß in heiligem Zorn einige der unglückseligen Malereien von der Wand, zog mit einem Pinsel voll dunkler Farbe einen dicken Strich über Oberbeck's Künstlermonogramme, und warf sie vor die Frau auf den Tisch.

„Nehmen Sie das mit, Frau Susanna! Schachern Sie damit, aber entweihen Sie nicht Oberbeck's Namen, indem Sie ihn als Urheber angeben!"

Die Frau öffnete die Lippen zu einer Entgegnung, aber sie brachte keinen Laut hervor. Hansens Augen funkelten gar zu wild, und sie hatte im Grunde großen Respekt vor ihm, weil er seine Bilder zu verkaufen pflegte.

So packte sie ihre Sachen und reiste ab. —

Erst als die barmherzige Schwester, welche er sich von der Oberin des Stiftes erbeten hatte, zur Pflege Oberbeck's eingetroffen war, begab Hans sich nach Hause. Er fühlte sich gehobener, zuversichtlicher, als seit lange. Sein Liebestraum war aus, er selbst hatte ihn zerstört.

Immerhin. Wenn der Beistand, den er dem Freunde leistete, das Band zwischen ihm und Hildegard endgiltig zerriß, so mochte es zerrissen bleiben. Wohin die Vereinigung zweier Menschen führt, die sich in ihrem innersten Wesen fremd sind, davon hatte er ein abschreckendes Beispiel an Oberbeck und seiner Frau vor Augen. Ihn gelüstete nicht nach einer Ehe solcher Art.

Daheim erwartete ihn die Großmutter in höchster Aufregung. „Es ist ein Brief gebracht worden vom Herrn Santen! Jungchen, was da wohl d'rin stehen mag!"

Hans griff nach dem Schreiben, zerriß den Umschlag, und las:

„Geehrter Herr!

Sie haben 'mal eine Frage an mich gerichtet. Ich konnte Ihnen damals nicht nett und rund antworten, weil ich Sie nicht kannte. Jetzt kenn' ich Sie. Und wenn Ihnen noch an meinem Mädel gelegen ist, na, da kommen Sie eben und fragen Sie noch 'mal.

Hochachtungsvoll ergebenst

August Santen."

Und ein Zettel lag dabei von Hildegard; darauf standen nur die Worte: „Vergeben Sie mir, Hans. Ich habe Ihnen Unrecht gethan."

Hans wurde todtenblaß und dann glühend roth. Er dachte an die Komödie, die er den braven Leuten auf Großmütterchens Rath vorgespielt hatte und schämte sich. Dann aber kam ein toller Jubel über ihn: diese Menschen waren seiner Art! Der Vater und die Tochter! Sie empfanden wie er, er würde glücklich sein in ihrem Kreise.

Mit einem Freudenschrei sprang er auf, fiel der alten Frau um den Hals und tanzte mit ihr in der Stube herum.

„Mutterchen! Mutterchen! Nun gibt's doch noch Verlobung und Hochzeit!"

Die würdige Dame war sprachlos vor Staunen. „Ich wüßte doch nicht, Hans, daß ich in der letzten Zeit Schritte zu Deinen Gunsten gethan hätte. Aber freilich, meine Maßregeln waren gleich von Anfang an so geschickt getroffen, ich hatte die Sache so vortrefflich eingeleitet — es konnte gar nicht fehlen! — Jungchen! was wolltest Du anfangen, wenn Du mich nicht hättest! Weißt Du, ich werde mein neues Spitzentuch umschlagen und gleich 'mal zu dem Alten hinübergehen."

Hans sprang entsetzt auf. „Nein, Großmütterchen! Diesmal gehe ich selbst!" —

Und als er mit hochklopfendem Herzen über die Straße schritt nach dem Hause seiner Braut, da schwur er sich's: wenn ihm und Hildegard einmal Söhne und Töchter beschеert werden sollten, so würde er denselben als vornehmlichste Lebensregel einprägen: Seid allzeit wahr, auch wo euch Wahrheit schaden kann. Und wenn ihr euch 'mal verliebt, zieht keinen Dritten in's Vertrauen! Meint er's noch so gut, er kann nur Unheil stiften! —

Was er darnach von Santen und Hildegard über Großmütterchens geniale Vermittelungskünste in Erfahrung brachte, hat ihn in diesem Vorsatz nur bestärken können.

Wien während des Kongresses.

Nach den Aufzeichnungen von Zeitgenossen geschildert

von

Carl Ed. Klopfer.

(Nachdruck verboten.)

Die politische Bedeutung des Wiener Kongresses, der nach der Niederwerfung Napoleon's I. im September 1814 zusammentrat, um den Wiederaufbau eines europäischen Staatensystems mit Herstellung des politischen Gleichgewichts in die Hand zu nehmen, ist von den Geschichtsschreibern genugsam gewürdigt worden. Es mag jedoch immerhin eine dankbare Aufgabe sein, die mehr unterhaltende Seite dieser denkwürdigen Versammlung an der Hand zeitgenössischer Aufzeichnungen darzustellen, Schilderungen jener Tage zu entwerfen, die selbst in dem allezeit lebenslustigen Wien als eine noch nie dagewesene Zeit großartiger Lustbarkeiten betrachtet wurden. Wie einer unserer Gewährsmänner, der Vikomte de la Garde, bemerkt, sind ohne Zweifel niemals wichtigere und verwickeltere Fragen inmitten so vieler Vergnügungen und Feste verhandelt worden.

Der eben genannte Franzose sagt: „Auf einem Balle wurden Königreiche vergrößert und zerstückelt, während eines Festmahles eine Entschädigung bewilligt, eine Verfassung auf der Jagd entworfen, und bisweilen brachte ein Witzwort, ein glücklicher Einfall einen Vertrag zu Stande, den zahlreiche Berathungen und diplomatische

Notenwechsel nur mit Mühe zum Abschluß gebracht hätten. Zum ersten Male sah man damals die Beherrscher Europa's mit ihresgleichen vertraulich umgehen und gern die Bürde der Etikette abwerfen. Das Vergnügen allein riß Alles zu der fast unbegreiflichen Sorglosigkeit in einer Zeit fort, wo die ungeheuren Umwälzungen der napoleonischen Periode noch ihre frischen Spuren zeigten, am Vorabende des Donnerschlages, der bald ein seltsames Erwachen herbeiführen sollte."

Dieser Donnerschlag war die Flucht des korsischen Löwen von Elba. Napoleon betrat den französischen Boden mit dem geharnischten Ausspruch: „Der Wiener Kongreß ist aufgelöst!" —

Der Kongreß sollte ursprünglich am 1. August eröffnet werden und höchstens zwei Monate dauern, aber die Verhältnisse, nicht zum wenigsten der Reiz der Vergnügungen, verschoben die anfänglichen Berechnungen in einschneidender Weise. Offiziell dauerte der Kongreß vom 22. September 1814 bis zum 9. Juni 1815, also acht Monate, und schon Mitte September entfaltete sich das farbenreiche Gemälde, dessen Betrachtung uns hier beschäftigen soll.

Wien zählte zu jener Zeit nicht weniger als hunderttausend Fremde in seinen Mauern. Zwei Kaiser, die von Oesterreich und Rußland, und vier Könige, die von Preußen, Bayern, Württemberg und Dänemark, bildeten die Spitzen. Die Liste der regierenden Herzöge und Fürsten wäre zu lang, um hier angeführt zu werden, ganz zu geschweigen von dem schier endlosen Schwarm der Würdenträger und was sich an Berühmtheiten, lediglich als müßige Zuschauerschaft, zusammenfand. Diese ganze erlauchte Gesellschaft hatte in der Hauptstadt Oesterreichs eine Gastfreundschaft gefunden, die nicht zum geringsten Theil den Ruf der Wiener „höchsten Gemüthlichkeit" begründet haben mag.

Die Festlichkeit, welche die endlose Reihe der sich daran schließenden eröffnete, war der gemeinsame Einzug des Zaren Alexander I. von Rußland und des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit ihren Familienangehörigen, der Zarin Elisabeth, den Großfürsten Konstantin und den Prinzen Wilhelm und August. Kaiser Franz erschien mit allen Erzherzogen, der gesammten Generalität und den ersten Staatsbeamten zur Begrüßung der beiden Monarchen am linken Donauufer, bei der damaligen Taborbrücke. Vierzehnhundert Salutschüsse, das Geläute sämmtlicher Kirchenglocken, vermischt mit den brausenden Jubelrufen der Menschenmenge, empfingen die hohen Gäste. Rechnet man dazu den Glanz der Paradeuniformen von den Fürsten, den Würdenträgern, den Ehrentruppen, das ameisenhafte Gewimmel des Volkes, und über dem Allen das goldene Licht der Septembersonne — wahrlich, das war ein würdiger Beginn der prächtigen Aufzüge, die nun die allgemeine Schaulust monatelang in Athem halten sollten.

Es war ein steter, lachender Karneval, der sich vom Kaiserpalaste bis zur Hütte des Proletariers erstreckte. Die prächtigsten Fuhrwerke durchjagten die Stadt, vorauf phantastisch geputzte Läufer mit bunten Federbüschen, flatternden Bändern und silberbeschlagenen Stöcken, die Nachts durch farbige Laternen ersetzt wurden. Auf den Promenaden, den Glacis und vornehmlich im Prater drängten sich die glänzendsten, abenteuerlichsten Uniformen der Welt, Fußgänger und Reiter, Diplomaten, Minister, Militärs, und nicht zu vergessen die Unmenge der in den buntesten Livreen steckenden Lakaien, Leibhusaren, Haiducken, Jäger, Bereiter u. s. w. Dazu die in fortgesetzter Feiertagsstimmung schwelgende Volksmenge; in allen Straßen Musik; überall und bis zum lichten Morgen Lärm und Bewegung — es war, als lebe ganz Wien in einem beständigen Festestaumel.

Die Fremden hatten bald alle freien Wohnungen in Beschlag genommen. Die Damen fanden zumeist in den Nonnenklöstern Aufnahme; viele bedeutende Staatsmänner mußten sich in den Vorstädten einmiethen. Die Miethpreise stiegen natürlich bald in's Schwindelerregende. So bezahlte z. B. Lord Castlereagh, einer der englischen Bevollmächtigten, für eine Wohnung in einem Privathause einen Monatszins von 500 Pfund Sterling (10,000 Mark). Darnach erscheint es wohl begreiflich, daß manche Hausbesitzer in jener Zeit mehr an Miethzins einnahmen, als der ursprüngliche Kaufpreis ihrer Häuser betrug. Dementsprechend wurden auch die Lebensmittel und alle anderen Waaren im Preise emporgetrieben. Besonders Brennmaterial wurde sehr vertheuert. Mitten in jenem, noch dazu außerordentlich strengen Winter, war nirgends mehr Holz zu haben.*)

Die Beamten mußten eine erhebliche Gehaltszulage haben, um bei der allgemeinen Theuerung bestehen zu können. Man mag daraus entnehmen, was die Staatskasse an Mehrforderungen zu tragen hatte. Dafür gediehen die Gewerbetreibenden wie niemals vor- oder nachher.

Von den ungeheuren Ausgaben des Hofes mag man sich einen annähernden Begriff machen, wenn man vernimmt, daß die kaiserliche Tafel während der ganzen Kongreßzeit täglich 50,000 Gulden kostete. Kaiser Franz hatte für seine Gäste nicht weniger als dreihundert neue Equipagen bauen lassen. Die Hofkammer berechnete die Gesammtkosten des Kongresses auf dreißig Millionen Gulden. Angesichts solcher Summen muß man sich wohl die Frage vorlegen, ob sich diese Verschwendung mit dem ernsten Zweck der großen Versammlung vertrug zu einer

*) Durch diesen Umstand kam in Wien zuerst Torffeuerung auf.

Zeit, da die furchtbarsten Kriege die größten Menschen- und Geldopfer gefordert hatten, da noch die alten Wunden bluteten, und man an der Schwelle des Staatsbankerotts stand.

Der an Jahren und noch mehr an Geist so reiche Feldmarschall Prinz von Ligne bemerkte damals, was in Wien zu einem geflügelten Worte erhoben wurde: „Europa ist jetzt in Wien. Der Kongreß geht nicht vorwärts, aber er tanzt. Was mich betrifft, der ich blos wohlwollender Zuschauer bin, so werde ich als Entschädigung nichts als einen Hut fordern,*) da ich den meinigen damit verderbe, die Fürsten zu begrüßen, denen man schier dutzendweise an jeder Straßenecke begegnet."

Die Frage des Ceremoniells und des Vorrangs unter den Monarchen wurde einfach dadurch gelöst, daß man einhellig beschloß, nur das Alter als bestimmend gelten zu lassen, Kaiser Alexander soll diesen Vorschlag gemacht haben, wonach die anwesenden Herrscher sich in folgende Rangordnung einreihten: 1) der König von Württemberg (geboren 1754); 2) der König von Bayern (geb. 1756); 3) der König von Dänemark (geb. 1768); 4) der Kaiser von Oesterreich (geb. 1768); 5) der König von Preußen (geb. 1770); 6) der Kaiser von Rußland (geb. 1777). — Bei den offiziellen Berathungen erschienen die Herrscher nicht in Person, sondern sandten nur ihre Bevollmächtigten.

Die beiden ersten großen Festlichkeiten trugen einen vornehmlich militärischen Charakter. Das erste war die Gedenkfeier der Schlacht von Leipzig am 18. Oktober. Zum Schauplatz war der Prater ausersehen. Der hervorragendste Theil dieses Festes war das Riesenbankett, bei

*) Im Gegensatze zu den politischen Entschädigungsforderungen der durch Napoleon beraubten Staaten.

welchem 16,000 Krieger in Gesellschaft aller Herrscher „kneipten". Das prächtige Herbstwetter gestattete den Aufenthalt im Freien bis tief in die Nacht und ermöglichte es auch den Zuschauern, in ihrer Weise an der Freudenfeier theilzunehmen, die dadurch zu einer besonders volksthümlichen wurde.

In ernsterer Weise verlief das große Friedensfest, das auf dem Wasserglacis zwischen dem Burg- und dem Schottenthore abgehalten wurde. Die ganze Wiener Garnison nahm daran Theil; in erster Linie die in den letzten Kriegen so oft ausgezeichneten Regimenter der Schwarzenberg-Ulanen und der Kürassiere des Großfürsten Konstantin. Die Truppen bildeten ein Karré, an dessen einer Seite die Monarchen und ihr glänzendes Gefolge, sämmtlich zu Pferd, Aufstellung nahmen. Im Mittelpunkt war ein großes tempelartiges Zelt erbaut, das einen prächtig geschmückten Altar enthielt. Hier hielt der Fürsterzbischof von Wien, Fürst Hohenwart, umgeben von seinem ganzen Klerus, das Hochamt. Wahrhaft überwältigend war der Anblick, als auf das Zeichen einer Artilleriesalve sämmtliche Theilnehmer, die Fürsten, Prinzen, Generale, Soldaten, selbst die Damen, die auf Thronsesseln im Halbkreis vor dem Zelt ihren Sitz hatten, auf die Kniee niederfielen. Schließlich stimmte ein Chor von ersten Künstlern das Tedeum an — und ohne ein besonderes Zeichen fielen Alle, vom Kaiser bis zum letzten Mann in der unübersehbaren Volksmenge, in den Gesang ein. Die Kanonen öffneten ihre metallenen Schlünde, alle Glocken der Stadt klangen dazwischen. —

Nachdem die Monarchen von einem kurzen Abstecher nach Pest wieder eingetroffen waren, fand ein Maskenball in der Hofburg statt, bei welchem alle Theilnehmer im Domino oder in Charaktermasken erscheinen mußten. Was nur irgend einen bedeutenden Titel vor seinen Namen zu

setzen hatte, fand sich hier zusammen und bildete ein Glied dieses Gemäldes von geradezu bestrickender Pracht.

Am nächsten Abend besuchte dieselbe Gesellschaft das Kärthnerthortheater, wo eine glänzende Aufführung der „Schöpfung" von Haydn stattfand. Das Theater war vom Parterre bis zu den Gallerien von Ordenssternen förmlich übersäet. Hier äußerte der General Tettenborn: „Wenn man diese Menge von Kreuzen, Sternen und Bändern sieht, sollte man meinen, den besten und größten Männern aller Zeiten gegenüberzustehen!" Das bot dem französischen Diplomaten Bulgarin Gelegenheit zu der Gegenbemerkung: „Hervorragende Auszeichnungen wachsen auf den Spitzen von Pyramiden; blos zweierlei Wesen vermögen diese zu erreichen: Adler — oder kriechendes Gewürm — —".

Die Theater erfreuten sich überhaupt eines gewaltigen Zuspruchs. Der Kaiser hatte das Personal der beiden Hoftheater durch eine Fülle der ersten ausländischen Kunstkräfte verstärkt, und auch die Privatbühnen hatten ihre gefeierten Gäste. Besonderen Beifall fanden: die einheimische Sängerin am Kärthnerthortheater, Anna Milder, und die Tänzerin Bigottini, ferner die Schauspielerinnen Auguste Brede und vor Allem die große Sophie Schröder-Devrient, die später aus Berlin eintraf. Unter den Vorstadttheatern glänzte besonders die Leopoldstädter Bühne, wo damals schon der urwüchsige Wenzel Scholz in seiner zwerchfellerschütternden Komik wirkte.

Die zahllosen Festlichkeiten im Einzelnen anzuführen wäre unmöglich. Heute versammelte man sich in den Salons des Fürsten Metternich, morgen bei der geistvollen Gräfin Fuchs, hierauf bei der schönen Gräfin Julie Zichy, bei der Herzogin von Sagan, der Fürstin Thurn und Taxis oder bei den Fürstinnen Esterhazy, Solms, Bagration, der Gräfin Bernstorff und Anderen. Es war

ganz gang und gäbe, an einem Abend oft drei, vier und mehr Gesellschaften zu besuchen. Und überall konnte man einer Ueberfülle hochstehender Persönlichkeiten begegnen.

Der Zusammenkunftsort all' dieser Herrschaften, die sich allabendlich in den Salons der Aristokraten und der ersten Geldgrößen drängten, war am Tage die Bastei. Hier sah man Arm in Arm den Kaiser Alexander mit seinem Liebling Eugen Beauharnais, dem Stiefsohn Napoleon's; den ruhmreichen Feldherrn Erzherzog Karl mit dem als Musterbild jugendlicher Ritterlichkeit gefeierten Prinzen Wilhelm von Preußen (dem späteren deutschen Kaiser); den stattlichen Kronprinzen von Württemberg mit Freiherrn v. Stein; den kunstsinnigen Kronprinzen von Bayern (späteren König Ludwig I.) mit Feldmarschall Fürst Wrede. Lord und Lady Castlereagh fielen gewöhnlich durch eine fast karikaturenhafte Modekleidung auf, ebenso wie der badische Forstjunker v. Drais, der mit seinen selbsterfundenen Tretradwägen, den nach ihm benannten Draisinen, welche eine Art Vorläufer der heutigen Velocipedes darstellten, große Verwunderung erregte.

Nur Gentz, die „rechte Hand Metternich's", und Wilhelm v. Humboldt, den preußischen Minister, bemerkte man niemals unter den Spaziergängern auf der Bastei. Man hielt das für eine höchst merkwürdige Erscheinung, denn die beiden Herren fehlten fast nirgends, wo es galt, unter den Fröhlichen fröhlich zu sein.

Die Kaiserin von Oesterreich liebte es, in ihren Gemächern Theatervorstellungen zu geben, besonders schwärmte sie für die Darstellung „lebender Bilder", die meist Scenen aus der alten Götterlehre oder romantischen Sagen unter Begleitung Haydn'scher Kompositionen behandelten.

Unter allen Hoffestlichkeiten waren jedoch unstreitig die herrlichsten die großen „Redouten". Der Hauptreiz der-

selben bestand vor Allem in der Vereinigung der schönsten Frauen, an welchen es natürlich nicht fehlte.

„Zwei Ereignisse," sagt Herr de la Garde scherzend, „beschäftigten damals die Gemüther: das Schicksal des Königreiches Sachsen und ein Karussell, ein Ritterspiel, das in der kaiserlichen Winterreitschule stattfinden sollte. Es sollte eines der schönsten Feste werden; wochenlang sammelte man mit fieberhaftem Eifer alle Abbildungen und Beschreibungen der berühmten Karussells unter Ludwig XIV. und war gesonnen, den „Sonnenkönig" an Pracht zu übertreffen. Bevor dasselbe jedoch in Scene ging, fand in der Hofburg ein sogenanntes Riesenkonzert statt. In einem der größten Säle, dem sogenannten Staatssaal, hatte man mehr als hundert Klaviere aufgestellt, auf welchem die angesehensten Musiker ein gemeinsames Konzert spielten. Der berühmte Hofopernkapellmeister Salieri leitete dieses Riesenorchester. In Wahrheit aber konnte dieser musikalische Lärm höchstens als ein Kunststück gelten, aber man suchte ja vor Allem etwas darin, sich in unerwarteten und außerordentlichen Zerstreuungen zu erschöpfen. Der gute Geschmack mußte sich an dieser Fülle von einander überbietenden Festlichkeiten sehr bald abstumpfen. Der Festausschuß, der aus den jüngeren Erzherzogen bestand, kam in der Verlegenheit, stets etwas Neues bringen zu müssen und die Gäste des Kongresses im kaiserlichen Lustschloß von Laxenburg zu vereinigen, auf den Gedanken an eine Falkenjagd. Das paßte wenigstens zu der Umgebung des gothischen Schlosses und seinem mittelalterlichen Charakter.

Diesem Vergnügen, das der Feudalzeit entnommen war, folgte ein etwas volksthümlicheres: ein riesiges Volksfest im Augarten, bei welchem auch die Herrscher und mit ihnen natürlich der ganze zahlreiche Schwarm der Würdenträger erschienen. Viertausend Veteranen aus den

letzten Kriegen wurden besonders eingeladen und auf Kosten der kaiserlichen Privatkasse glänzend bewirthet. Wettläufe, orientalische Pferderennen wechselten mit einer Menge anderer gymnastischer Uebungen. Der Ehrenpreis eines Vogelschießens, das für eine Truppe Tiroler Schützen abgehalten wurde, bestand aus einem goldenen Pokal, den der Sohn Andreas Hofer's gewann. In einer Arena gab die treffliche Kunstreitergesellschaft de Bach Vorstellungen. Zuletzt stieg ein riesiger Luftballon unter Leitung des Luftschiffers Kraskewitz auf. In seiner Gondel über dem vieltausendköpfigen Publikum schwebend, schwenkte er Fähnchen, welche die Farben all' der Nationen trugen, welche auf dem Kongreß vertreten waren. Nach den Spielen wurde getafelt bei den Klängen mehrerer Orchester, hierauf führten Vertreter aller österreichischen Völkerschaften in vier phantastisch geschmückten Zelten Nationaltänze auf. Am Abend erleuchteten fünfzigtausend farbige Laternen den winterlichen Park, Stuwer*) brannte ein großartiges Feuerwerk ab. Den Beschluß des Festes machte ein allgemeiner Ball, der bis zum Morgen dauerte. Ganz Wien war während dieser Nacht illuminirt und begrüßte mit lärmenden Huldigungen die Monarchen, die gegen Mitternacht zu Fuße die Straßen durchwandelten.

Am 25. November feierte der Kaiser von Rußland den Namenstag seiner Schwester, der Großfürstin Katharina, verwittweten Herzogin von Oldenburg. Der Palast des russischen Gesandten, Fürst Rasumowski, war der Schauplatz dieses Festes. Alle Fürsten fanden sich ein, der reizenden Prinzessin ihre Huldigungen darzubringen, die in der ganzen Gesellschaft das lebhafteste Interesse erregte, hauptsächlich durch die immer offenbarer werdende Neigung des Kronprinzen von Württemberg, der sie später

*) Der Großvater des jetzigen Wiener Pyrotechniters.

auch thatsächlich als seine Gemahlin heimführte. Das Fest trug einen vornehmlich russischen Charakter. Besonderen Beifall fand ein Kosakentanz, ausgeführt von einer der Hofdamen der Zarin Elisabeth und dem General Kutusow, demselben Feldherrn, der zwei Jahre zuvor die Armee Napoleon's über die Beresina gejagt hatte. Nach dem Tanze zog man, einer damals aufgekommenen Mode gehorchend, eine Lotterie. Der Kronprinz von Württemberg gewann bei derselben einen kostbaren Zobelmantel, den er sofort der Königin des Festes überreichte. Katharina von Oldenburg schenkte ihm dafür eine Rose, die sie an ihrer Brust trug. Das war sozusagen das öffentliche Geständniß des zarten Verhältnisses zwischen den Beiden. Fürst Koslowski brachte sofort einen Toast auf die „künftige Königin von Württemberg" aus, und damit war der Abend zu einem Verlobungsfest geworden, das mit einem Frühstück um elf Uhr Vormittags erst seinen Schluß fand.

Mitten in den allgemeinen Festtaumel fiel eine Trauerfeier. Am 13. Dezember starb der achtzigjährige Feldmarschall Prinz von Ligne, der „letzte Repräsentant des galanten Jahrhunderts". Er hatte noch in seinen letzten Tagen den Scherz gemacht, er wolle dem Kongreß, der sich schon an allerlei Schaustellungen übersättigt habe, nun noch das Gepränge eines Marschallsleichenbegängnisses gönnen, und er machte dieses Scherzwort wahr. Mit großartigem Pomp, unter Begleitung von 18,000 Mann Infanterie, wurde er von seinem Hause auf der Mölkerbastei erst nach der Schottenkirche und dann nach dem schon früher errichteten Mausoleum auf seinem Gute auf dem Kahlenberg gebracht. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen bildeten stille Zuschauer von einem Platze der Bastei aus. Ganz Wien nahm an der Trauer um den allgemein beliebten Todten Theil. —

Unter fortgesetzten Festlichkeiten, die alle aufzuzählen nur ermüden müßte, ging das Jahr 1814 zu Ende. Am Sylvesterabend gab die schöne Gräfin Zichy einen großartigen Ball. Als die Mitternachtsstunde schlug, wandte sich die Gräfin Paar an ihren Tänzer, den Zaren, und überraschte ihn mit einem geistvollen Neujahrswunsche, in welcher sie dem Sehnen der Völker nach allgemeinem Frieden Ausdruck gab. Hierauf wurde den Monarchen ein allgemeiner Glückwunsch mit Hurrah und Trompetentusch dargebracht, dann nahm man die unterbrochene Polonaise wieder auf.

Von den zunächst folgenden Vergnügungen wollen wir noch das große Picknick im Augarten erwähnen, welches einer Idee des Admirals Sidney Smith entsprang. Der Speisewirth Jann hatte die Besorgung des Festmahls im prachtvollen Saale des Augartenpalastes übernommen. Der Preis der Eintrittskarte war auf drei holländische Dukaten und für den darauffolgenden Ball auf zehn Gulden festgesetzt. Um fünf Uhr begann das Mahl, die Monarchen und die vornehmsten Persönlichkeiten nahmen daran Theil. Kurz vor Aufhebung der Tafel ereignete sich ein lustiger Zwischenfall. Ein Kellner Jann's ging mit einem goldenen Teller von einem der Gäste zum anderen, um den Preis für das Essen einzusammeln. Der Kaiser von Rußland und der König von Dänemark hatten bezahlt; jetzt wendete sich der Kellner an den König von Bayern. Max Joseph griff in eine Westentasche, dann in die andere, untersuchte die Taschen seines Rockes und fand Alles leer. Indessen wich der unerbittliche Kellner mit seinem erwartungsvoll hingestreckten Sammelteller nicht vom Platze. Der König sah sich flehend nach seinem Kammerherrn, dem Grafen Rechberg, um, aber der führte am anderen Ende der Tafel ein Gespräch mit Herrn v. Humboldt und merkte nichts von der Verlegenheit seines

Gebieters. Kaiser Alexander erbarmte sich endlich des bayrischen Königs und stellte ihm unter allgemeiner Heiterkeit, in die auch Max Joseph mit einstimmte, seine Börse zur Verfügung.

Mittlerweile war man im schleppenden Gange des eigentlichen Kongresses doch so weit gekommen, den Vertrag vom 3. Januar 1815 zu unterzeichnen, in welchem Oesterreich, England und Frankreich ein Bündniß zu wechselseitiger Unterstützung schlossen. „Dieses Bündniß war der Hochpunkt der Spannung," meint Varnhagen v. Ense in seinen Aufzeichnungen aus jenen Tagen. Nun, es sollte sich bald zeigen, allerdings in ganz anderer Weise, als man gedacht hatte, wie gerechtfertigt diese Spannung war. Der böse März war ja nicht mehr fern.

Inzwischen ging der Festtaumel fort. Ein Schauspiel, das wohl auch mehr für's Auge als für das Gemüth berechnet schien, war das feierliche Requiem am 21. Januar in der Stephanskirche zum Andenken an den Todestag Ludwig's XVI. Fürst Talleyrand war der Anordner dieses pompösen Trauergottesdienstes; die Kosten dieser Feier beliefen sich auf hunderttausend Gulden, und Herr de la Garde versichert, daß dieselben allein vom österreichischen Hof bestritten worden seien.

Das nächste Ereigniß war die plötzliche Abreise des Königs Friedrich von Württemberg. Ein nicht ganz aufgeklärter Zwist mit den preußischen Würdenträgern war die unmittelbare Veranlassung zu seiner trotzigen Abreise.

Ueberhaupt gab es jetzt allerlei Händel zwischen den hohen Herrn. Herr v. Stein hatte im Salon des Grafen Stackelberg mit Kronprinz Ludwig von Bayern einen Wortwechsel, dem politische Meinungsverschiedenheiten zu Grunde lagen. Hierbei kam es so weit, daß Stein dem Kronprinzen die geballte Faust unter die Nase hielt. Kronprinz Ludwig hatte übrigens noch einen anderen Zwist

und zwar mit dem Kronprinzen Wilhelm von Württemberg. Es war sogar ein regelrechter Zweikampf geplant, den Fürst Wrede nur mit Mühe verhinderte. Auf ähnliche Weise wurde — schon auf dem Kampfplatze — ein Zweikampf zwischen dem Kriegsminister Boyen und Humboldt beigelegt. Es gab auch noch mehrere weniger interessante Streitigkeiten zu schlichten, so daß sogar ganz ernstlich der Vorschlag gemacht wurde, den Kongreß anzugehen, „den Zweikampf allgemein abzuschaffen und anstatt seiner Ehrengerichte einzusetzen." Gentz protestirte jedoch energisch dagegen, die ohnedies so schwer zu lösenden Aufgaben der versammelten Diplomaten durch solche Anträge zu vermehren.

Von den Festlichkeiten des Karnevals verdienen noch aufgezählt zu werden: der große Ball im Apollosaale, dem glänzendsten Vergnügungslokale des damaligen Wiens, bei dem die Monarchen und die höchsten Würdenträger inkognito erschienen; ferner eine überaus glänzende und kostspielige Schlittenparthie nach Schönbrunn, wo ein Kostümball auf dem Eise des Schloßteiches stattfand; schließlich noch das Maskenfest, das der englische Gesandte, Lord Stewart, zur Geburtstagsfeier seiner Königin veranstaltete. Sämmtliche Theilnehmer erschienen hierbei in Kostümen aus der Zeit der Königin Elisabeth.

So tänzelte man bis in den Frühling hinein. Da — am 7. März — zuckte ein greller Blitz vom politischen Horizont hernieder, dem der Donnerschlag nur zu rasch folgen sollte. An jenem Tage traf in Wien die Nachricht ein, daß Napoleon am 26. Februar die Insel Elba verlassen habe und mit seiner Kriegsmannschaft auf sechs Schiffen nordwärts steuernd gesehen worden sei. Wenn man das Tagebuch Gentz' mit den Aufzeichnungen von jenem bedeutungsvollen Dienstag, den 7., liest, so sollte man meinen, dem Ereigniß wäre in den höchsten Kreisen gar keine erhebliche Bedeutung beigelegt worden. In

Wahrheit war die Wirkung eine sehr mächtige, wie sich ja auch leicht denken läßt. Gegen Mittag war die Neuigkeit schon in ganz Wien bekannt und wurde an allen Orten mit ernster Miene besprochen. Bemerkenswerth ist es, daß man bis in die untersten Volksschichten hinab nicht nur sofort begriff, daß es nun zu einem neuen Krieg gegen Napoleon kommen müsse, sondern daß überall eine wahre Kampfbegierde aufflammte. Das Wort Humboldt's: „Vortrefflich! Das gibt Bewegung!" fand in allen Gauen begeisterten Nachhall.

Am 10. März kam ein Kurier aus Genua mit der Nachricht, daß Napoleon wirklich in Frankreich gelandet sei und wie ein Sieger vorwärts schreite.

Die Mächte erhoben sich nun wie ein Mann. Der Schneckengang, den der Kongreß bisher eingeschlagen hatte, ward mit einem Schlage gestört. Am 13. März erschien der Kongreßbeschluß, der das Vorgehen Napoleon's feierlich verdammte, den Kühnen als außerhalb des Schutzes der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung stehend erklärte. Am 25. März wurde das Bündniß zwischen Oesterreich, Preußen und Rußland unterzeichnet, wonach sich die drei Mächte neuerdings zum Kriege gegen den „General Bonaparte" verpflichteten.

Und jetzt eilte der Kongreß seinem Ende zu. Was noch an Festlichkeiten folgte, trug durchaus das Gepräge von Abschiedsfeierlichkeiten. Die fremden Monarchen kehrten in ihre Residenzen und zu ihren Heeren zurück. Die Bevollmächtigten einigten sich in letzten Besprechungen so gut als möglich, und so schloß der denkwürdige Wiener Kongreß offiziell mit der berühmten deutschen Bundesakte vom 9. Juni 1815. Für Napoleon jedoch bereitete sich das historische Drama vor, das mit dem blutigen Tage von Waterloo sein Ende finden sollte.

Anonyme Briefe.

Ein trübes Bild aus dem täglichen Leben.

Von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Das in den nachfolgenden Zeilen besprochene, ebenso feige als hinterlistige und niederträchtige Vergehen gehört leider zu den häufigsten und beschäftigt viel mehr, als der Uneingeweihte glauben dürfte, das Publikum und die Gerichte. Merkwürdig ist dabei die Thatsache, daß es weitaus in den meisten Fällen Frauen oder Mädchen sind, welche durch Schreiben anonymer Briefe Zwietracht, Haß, Familienunglück und Aergerniß aller Art hervorrufen. Die kriminalistische Praxis belehrt uns darüber, daß ungefähr zu drei Viertheilen Frauen und nur ein Viertel Männer der verwerflichen Neigung zum Schreiben anonymer Briefe huldigen.

Wir sind gewöhnt, die Frauen als Verkörperungen der Sanftmuth, der Milde und anderer liebenswürdigen Eigenschaften zu betrachten. Man dürfte sich eigentlich daher wundern, wie Frauen dazu kommen, oft, ohne Haß, Rache und Eifersucht zu empfinden, durch das Schreiben gehässiger anonymer Briefe ganze Familien auseinander zu bringen, Zwietracht zu stiften, Eheleute zur Scheidung zu treiben, Freundschaften umzustürzen u. s. w. und allerlei Verwirrung und Unheil anzurichten, ohne davon auch nur den mindesten Vortheil zu haben.

Der Menschen- und Seelenkenner wird uns darauf erwiedern, daß im Frauencharakter ein eigenthümlicher Zug von Grausamkeit liege, wenn derselbe sich auch nicht immer bemerkbar mache, und natürlich in sehr verschiedener Stärke bei den verschiedenen Frauen vorhanden ist. Die Geschichte lehrt, daß Niemand grausamer sein kann in der Erfindung von Martern und Peinigungen, als Frauen, die sich rächen wollen. Auf diesen Zug von Grausamkeit sind auch die fürchterlichen Thaten von einzelnen Giftmischerinnen zurückzuführen, welche uns durch ihre Ungeheuerlichkeit in Schrecken versetzen.

Der Giftmord ist gewissermaßen eine Domäne verbrecherischer Frauen. Immer wieder finden wir Frauen, welche ohne jeden dringenden Beweggrund, ohne Haß oder Rachegefühl, aus reiner Lust am Morden ihre Verwandten, ihre Kinder, ihren Gatten, ihre Eltern, Geschwister, Freunde und Freundinnen kaltblütig vergiften. Und wie die Lust am Giftmord, so ist auch die mit ihr verwandte Lust am Anstiften von Zwietracht und Feindschaft durch Schreiben anonymer Briefe eine der Charaktereigenthümlichkeiten vieler Frauen, eine Eigenthümlichkeit, die am schwächsten in der allgemein geübten üblen Nachrede, dem sogenannten „Klatsch“ zum Ausdruck kommt.

Die Natur liebt es, Gegensätze miteinander zu verbinden; sie hat in dem Charakter der Frau engelhafte Eigenschaften mit teuflischen vereint. Letztere Eigenschaften, obwohl meist nur der Anlage oder dem Keime nach vorhanden, werden durch die erregenden Umstände — Eifersucht, verletzte Eitelkeit, Haß und Neid — hervorgelockt. Nur bei ganz nichtswürdigen Frauencharakteren tritt die reine Bosheit, die reine Lust, Unheil zu stiften, auch ohne weitere Veranlassung zu Tage.

Die Sucht, anonyme Briefe zu schreiben, weist Beispiele von beiden Arten der Verderbtheit auf.

Beginnen wir mit einem aktenmäßigen Falle, welcher in Zwenkau in Sachsen im Anfange der sechziger Jahre vorkam.

Es hatte sich dort ein junger Gastwirth niedergelassen, der unverheirathet war und sich in guten Verhältnissen befand, es war also selbstverständlich, daß manche Familien ihn gern als Freiersmann bei sich gesehen hätten. Es wurde ihm dies auch von verschiedenen Seiten sehr nahe gelegt, der Gastwirth beachtete aber die Sache nicht. Da erhielt er eines Tages einen anonymen Brief, der offenbar von Frauenhand geschrieben war, und in welchem ihm Vorwürfe über sein Junggesellenleben gemacht wurden; es wurde ihm darin mitgetheilt, man sei allgemein entrüstet über ihn, daß er nicht heirathe.

Natürlich lachte der Mann über den Brief und legte ihn bei Seite. Die Briefe mehrten sich jedoch, und deuteten alsbald bestimmt darauf hin, daß Alwine G. eine sehr passende Parthie für den Empfänger sein würde. Alwine G. war ein junges, sehr hübsches Mädchen, das in gutem Rufe stand und auch nicht ohne Vermögen war. Sie lebte zusammen mit ihrer Stiefmutter. Der Gastwirth empfand aber durchaus keine Neigung für das Mädchen und machte nicht die geringsten Anstalten, sich ihr zu nähern. Darauf erhielt er eines Tages einen Brief, worin ihm vorgeworfen wurde, er unterhalte mit Alwine G. ein Liebesverhältniß, durch welches er den Ruf des jungen Mädchens schädige. Auch diese Zuschrift ließ der Gastwirth unbeachtet. Darauf erhielt er eines Tages ein Schreiben, welches lautete: „Hierdurch werden Sie aufgefordert, sofort zu der Wittwe G. zu gehen und diese, sowie ihre Tochter zu warnen. Menschen, die Ihnen und Alwine übel wollen, haben beschlossen, das Haus der Witte G. in die Luft zu sprengen oder anzuzünden. Gehen Sie sofort und warnen Sie die beiden

Frauen; es wird Ihr Schaden nicht sein. Alwine ist doch die einzige passende Frau für Sie."

Auch diesen Brief ließ der Gastwirth unbeachtet, und am Nachmittag brach in der That bei der Wittwe G. Feuer aus. Dasselbe wurde zwar bald gelöscht, am nächsten Tage aber brannte es wieder, und diesmal kam man dahinter, daß das Feuer angelegt war. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet, und dabei kam es heraus, daß die Schreiberin der Briefe und die Brandstifterin niemand Anders als die Wittwe G. selbst war. Diese hatte ihrer Tochter einen Mann verschaffen wollen und beabsichtigt, durch die anonymen Briefe die Aufmerksamkeit des jungen Gastwirths auf ihre Stieftochter zu lenken. Die Letztere wußte von dem ganzen Vorfall nichts, und die Wittwe G. wurde wegen Unfugs und Brandstiftung bestraft.

Eine ähnliche Geschichte ist folgende. An dem Gymnasium zu Buchenau in Hannover wurde vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren ein junger Gymnasiallehrer angestellt, welcher sehr bald in der Stadt Freundschaft erwarb, und den man in allen Gesellschaftskreisen sehr gern hatte, weil er liebenswürdig, nobel in seinem Auftreten und von gutem Charakter war. Es kam dazu, daß dieser seltene Vogel noch unverheirathet war, und Mütter und Töchter begannen demgemäß auf den Herrn Jagd zu machen, und manches anonyme Brieflein ging ihm zu. Eines Tages aber erhielt er einen Brief, der etwas bedrohlich lautete. In demselben schrieb ihm ein namenloser Verfasser (es handelte sich nämlich um eine Männerhand) ungefähr: „Sie haben die Dreistigkeit, sich um die Hand des Fräuleins Marie B., Tochter der verwittweten Frau Rath B. zu bewerben. Ich habe ältere Rechte auf diese Dame und schwöre Ihnen zu, daß ich dieselben mit den Waffen in der Hand geltend machen werde."

Frau B. lebte mit ihrer Tochter Marie sehr einge-

zogen, infolge dessen hatte der Gymnasiallehrer weder die Wittwe noch ihre Tochter kennen gelernt. Er legte den Brief also bei Seite, war aber nicht wenig erstaunt, als er nach zwei Tagen bereits wieder einen Brief erhielt, in welchem es hieß: „Trotz meiner Warnung haben Sie die Dreistigkeit, Ihre Bemühungen um die Hand des Fräuleins Marie fortzusetzen. Ich erkläre Ihnen, daß ich Sie einfach niederschieße, wenn Sie sich erlauben, Ihre Fensterparaden und Ihre Kurschneiderei fortzusetzen. Ich bin der Mann, dem es auf einen Mord nicht ankommt."

Diese Drohung war dem völlig harmlosen Gymnasiallehrer denn doch zu viel; vielleicht bekam er auch etwas Angst vor dem unheimlichen Nebenbuhler, dem ein Mord eine Kleinigkeit war. Kurz entschlossen begab er sich eines Vormittags zu der Frau B., um dieselbe in's Vertrauen zu ziehen. Die Wittwe war außer sich über die Briefe, erklärte, keine Ahnung zu haben, wer dieselben geschrieben haben könnte, versicherte aber dem Gymnasiallehrer, daß Niemand ein Anrecht auf die Hand der Tochter habe, und daß es sich daher um eine Mystifikation handeln müsse. Bei dieser Unterredung kam die Tochter hinzu, sie wurde dem Gymnasiallehrer vorgestellt, und dieser fand, daß er ein außerordentlich schönes, sittsames und auch gebildetes Mädchen vor sich habe.

Der Gymnasiallehrer beschloß, die Sache auf sich beruhen zu lassen, und ging nach Hause, nachdem er Frau Rath B. gebeten hatte, seinen Besuch wiederholen zu dürfen. Am nächsten Tage bekam er wieder einen Brief, welcher lautete: „Trotz meiner Warnungen haben Sie gestern das Haus der Wittwe B. betreten. Jedenfalls haben Sie um die Hand des Fräuleins B. angehalten, und fast möchte ich fürchten, daß Sie das Jawort erhalten haben. Ich fange jetzt an zu glauben, daß nicht Sie der Schuldige sind, sondern die Ungetreue, die meine

Liebe mit Füßen tritt. Ich werde es ihr aber heimzahlen, und noch ehe vierundzwanzig Stunden vergehen, soll man hören, wie ein Treubruch bestraft wird."

Dieser Brief machte den Gymnasiallehrer ganz entsetzt, denn nun handelte es sich offenbar um eine Gefahr für Fräulein B. Er machte der Frau Rath sofort wieder seinen Besuch und berieth mit den Damen die Schutzmaßregeln, welche zu treffen seien. Er stellte sich als Beschützer zur Verfügung, bewachte sorgfältig die Schritte des Fräuleins und war vier Wochen später richtig mit der jungen Dame verlobt und weitere sechs Wochen nach der Verlobung verheirathet.

Fünf Jahre hatte der Gymnasiallehrer schon in glücklicher Ehe mit seiner Frau gelebt, als ihm ein Zufall die Entdeckung brachte, in welcher Weise man ihn eingefangen hatte. In derselben Stadt wohnte nämlich ein Onkel der Marie B., ein jovialer alter Herr, dem viel daran lag, seine Nichte passend zu verheirathen. Der Gymnasiallehrer schien nun dem Onkel ein geeigneter Freiersmann für dieselbe zu sein, und so schrieb er denn die Briefe in der klug berechneten Absicht, daß der Gymnasiallehrer dadurch auf Marie B. aufmerksam werden müsse, daß er Veranlassung nehmen werde, dieselbe kennen zu lernen, und daß er dann wahrscheinlich von ihrem Liebreiz und von ihrer Schönheit so entzückt sein würde, daß er sich leicht zu einem Antrag werde bestimmen lassen. In der That war die Voraussetzung des Onkels eingetroffen; und der Ehemann verzieh ihm diesmal seine List gern, da dieselbe zu einem guten Ende geführt hatte. Dieser Fall ist freilich eine Seltenheit.

In Potsdam fand vor ungefähr sechs Jahren eine Gerichtsverhandlung statt, welche damals in ganz Norddeutschland außerordentliches Aufsehen erregte. Auf der Anklagebank saß die Frau eines Gerichtsdirektors, die im

Laufe der Jahre viele Hunderte von Briefen voll der schändlichsten Verleumdungen, voll Verdächtigungen und Lügen geschrieben hatte. Mehrere Hundert Injurienprozesse, Ehescheidungsprozesse, Zerwürfnisse innerhalb vieler Familien, Feindschaften zwischen Freunden hatte diese Frau durch ihre Briefe zuwege gebracht, und jahrelang hatte das Publikum und die Polizei vergeblich auf die Schreiberin gefahndet, die man am allerwenigsten in der Frau eines so hohen Beamten suchte. Der Prozeß endete mit der Bestrafung der Dame zu mehreren Jahren Gefängniß.

Mit welchem Raffinement aber solche gehässige Briefschreiberinnen vorzugehen wissen, dafür bietet der folgende Vorfall einen Beweis.

In einer mitteldeutschen Residenzstadt war die feinste Gesellschaft im sogenannten Kasino vereinigt, in welchem nur nach sorgfältigster Prüfung neue Mitglieder aufgenommen wurden. Die Gesellschaft war sehr um ihren Ruf und um den Anstand ihrer Mitglieder besorgt, und es machte deshalb um so größeres Aufsehen, als plötzlich Briefe, anscheinend von Frauenhand geschrieben, bald an diesen, bald an jenen Herrn, dann aber auch an Frauen kamen, welche Verdächtigungen, Klatschereien und Beleidigungen enthielten. Die ganze Kasinogesellschaft kam in Aufregung, und eifrig wurde auf die Briefschreiberin gefahndet. Einzelne Herren hatten Briefe erhalten, in denen sie beschimpft wurden, weil sie nicht mit allen Damen tanzten, und schließlich kam man zu der Ueberzeugung, daß eine ältere, unverheirathete Dame, die weder hübsch, noch angenehm, aber vermögend war, diese Briefe schreibe, um sich dafür zu rächen, daß sie an den Tanzabenden stets sitzen blieb.

Dieser Verdacht nahm festere Gestalt an, und eines Tages fühlte der Vorstand des Kasino's sich veranlaßt,

Fräulein Hulda S. vorzuladen und sie um Auskunft über die anonymen Briefe zu bitten. Die Dame that darauf äußerst entrüstet, erbat sich vom Vorstande die anonymen Briefe und schickte dieselben, zusammen mit einem eigenen Briefe, an einen der besten damaligen Handschriftenvergleicher und Handschriftenkenner. Dieser entschied, daß die Schrift des Fräuleins Hulda S. mit der Schrift der anonymen Briefe nicht die mindeste Aehnlichkeit besäße. Diesen Brief überreichte Fräulein Hulda S. triumphirend dem Vorstande; dieser verlas das Schreiben im Kasino, leistete dem Fräulein öffentlich Abbitte, und — die anonymen Briefe belästigten die Gesellschaft weiter.

Jetzt wendete sich aber der Vorstand der Kasinogesellschaft noch einmal an den Handschriftenvergleicher und schickte ihm eigenes Material ein, und nunmehr stellte sich heraus, daß Fräulein Hulda S. eine ebenso freche, als geschickte Fälscherin war. Der Brief, den sie angeblich bei Einsendung der anonymen Briefe an den Schriftvergleicher geschrieben hatte, war nicht von ihrer Hand. Der Schriftvergleicher hatte auf den unteren Theil des Bogens seine Bemerkungen geschrieben, und diese hatte Fräulein S. abgeschnitten und höchst geschickt auf einen anderen Bogen aufgeklebt, der einen von ihrer eigenen Hand geschriebenen Brief enthielt. Der gefälschte Brief befand sich bei den Akten, und aus demselben konnte der Schriftvergleicher ersehen, daß Fräulein Hulda S. ihn betrogen hatte und daß dieselbe in Wirklichkeit die Schreiberin der anonymen Briefe war. Die Dame war klug genug, aus der Residenzstadt zu verschwinden, bevor man sie mit Schimpf und Schande aus dem Kasino stieß.

Noch eines derartigen Falles wollen wir zum Schlusse gedenken, da die Art und Weise interessant ist, wie der Schreiber entdeckt wurde. Allerdings handelte es sich in

diesem Falle eigentlich nicht um einen Schreiber, sondern um einen Kleisterer.

Ein Kaufmann in einer kleinen Stadt erhielt seit einiger Zeit Briefe, deren Inhalt dadurch hergestellt war, daß der Absender aus Zeitungen einzelne Worte oder Buchstaben herausgeschnitten und aufgeklebt hatte, um so beliebige Sätze zu bilden. Die Adressen der Briefe waren auf gleiche Weise verfertigt, und so schien es unmöglich, den Absender der Briefe zu entdecken. Die Briefe waren sämmtlich in dem Orte selbst aufgegeben, und ihr Inhalt war darauf berechnet, den Kaufmann zu beunruhigen und ihm das Leben zu verbittern. Bald wurde er bedroht mit Brandstiftung, mit Mord, mit Einbruch, bald verdächtigte man seine Gattin oder beschuldigte sein Personal der Untreue. Vergebens hatte der Betroffene sich an die städtische Polizei gewendet; Schriftzüge waren nicht vorhanden, das Papier der Briefe zeigte auch nichts Auffälliges, und der Thäter schien sich selbst außerordentlich sicher zu fühlen, denn seine Briefe wurden immer drohender und nichtswürdiger.

Eines Tages erhielt der Kaufmann wiederum einen solchen Brief, dessen Adresse aus Druckbuchstaben zusammengesetzt war, und als er diese genau betrachtete, machte er die Entdeckung, daß sich auf dem Umschlag eine Handschrift verkehrt abgedrückt hatte. Er vermuthete sofort, daß der Absender den Brief auf einen anderen gelegt hatte, der mit noch feuchter Aufschrift ebenfalls auf seinem Schreibtische lag. Diese feuchte Adresse hatte sich auf dem Schmähbriefe abgedrückt, ohne daß es der Absender merkte. Mit großer Mühe gelang es dem Kaufmanne, den Namen einer Firma zu Hof in Bayern zu entziffern und ferner festzustellen, daß ein einziger Mensch im Orte, ebenfalls ein Kaufmann und ein Konkurrent, mit dieser Firma in Geschäftsverbindung stehe. In der That war dieser Kon-

kurrent der Schreiber der anonymen Briefe. Seine Entdeckung kam ihm so überraschend, daß er nicht zu leugnen wagte. Er erhielt die Strafe, welche er für seine Nichtswürdigkeit verdient hatte.

Die Stürme und ihre Mythen.

Kulturgeschichtliche Skizze

von

H. Ludwig.

(Nachdruck verboten.)

Wir wissen heute Alle, daß die erwärmte Luft infolge ihres geringeren spezifischen Gewichtes aufwärts steigt, während die kältere zu Boden sinkt. In einem geheizten Zimmer steigt daher die geheizte Luft nach der Decke und sucht oben aus allen Fugen und Ritzen zu entschlüpfen, während in den unteren Räumen fortwährend kältere Luft einströmt. Ein einfacher Versuch mit einer brennenden Kerze, die wir im Winter erst an das obere, dann an das untere Ende der schmalen Spalte einer in einen kalten Raum führenden Thür halten, wird uns diesen Vorgang augenblicklich veranschaulichen.

Wie bei dem soeben angedeuteten Versuch im Kleinen die ungleiche Erwärmung des Zimmers Luftströmungen hervorruft, die unter dem Namen „Zug“ bekannt und gefürchtet sind, so ist auch die ungleiche und stets wechselnde Erwärmung der Erdoberfläche und des über ihr schwebenden Luftmeeres die Ursache jener gewaltigen Luftströmungen, die wir Winde nennen. Treten bedeutende Störungen im Gleichgewicht der Atmosphäre ein, die jeden-

falls auf einer raschen Verdichtung der Wasserdämpfe beruhen, so treten Stürme oder Orkane auf, die meistens als ungeheure, fortschreitende Wirbel zu betrachten sind.

In manchen Gegenden Amerika's und namentlich in Ländern der heißen Zone wüthen diese Orkane ungleich heftiger, als in höheren Breiten, und ihre Verwüstungen sind bisweilen wahrhaft entsetzlich. So wurde am 26. Juli 1825 ein großer Theil von Guadeloupe durch einen solchen Sturmwind völlig verwüstet, festgebaute Häuser zertrümmert, schwere Kanonen bis zur Brüstung der Batterie fortgeschoben, und ein Brett von 3 Fuß Länge, 8 Zoll Breite und 10 Linien Dicke mit solcher Wucht durch die Luft getrieben, daß es den Stamm eines Palmbaumes von 17 Zoll Durchmesser vollständig durchbohrte.

Solche furchtbare Wirbelstürme, die oft mit elektrischen Strömungen in Verbindung stehen und in der Regel durch den Kampf zweier in den oberen Luftschichten in entgegengesetzter Richtung wehender Winde erzeugt werden, sind ein wahrer Schrecken in allen Gegenden, die von ihnen heimgesucht werden. Brauchen wir uns da zu wundern, wenn der Mensch in seinem Naturzustande zu jener Zeit, wo er von der Wirksamkeit der Naturgesetze nur eine sehr unvollkommene Kenntniß besaß, beim Eintritt derartiger Ereignisse von abergläubischer Furcht ergriffen wurde? Und liegt es nicht auf der Hand, daß der Geängstete nach überstandener Gefahr, wie wir dies ja heute noch bei den auf der untersten Kulturstufe stehen gebliebenen sogenannten wilden Volksstämmen beobachten, mit einem Gefühl religiöser Erkenntlichkeit die Zeichen begrüßte, die ihm die Rückkehr der schöneren Witterung, der Ruhe und der früheren Ordnung ankündigten?

So sehen wir den frühesten Kultus auf die geheimnißvollen Beziehungen sich gründen, welche zwischen den verschiedenen Aeußerungen der gewaltigen Naturkräfte und

der Macht der Götter zu beruhen schienen. Doch war die Besorgniß vor dieser Macht nicht die einzige Quelle des Gefühls, das die ersten Altäre errichten ließ; man fürchtete sie zwar in dem unheilvollen, verderblichen Kampfe der Elemente, sowie in dem Schrecken des Unglücks, das sie ringsum verbreitete, aber man segnete sie auch für alle Güter, womit sie die Welt überschüttete.

Die alten Egypter, Inder und Perser bieten uns in ihren Mythen auffallende Beispiele von einem Glauben, der die unsichtbaren Wesen, aus deren Schoße Glück und Unglück, Leben und Tod auf die Menschen herabgeschüttet wurde, in Mächte des Lichts und der Finsterniß theilte. Beide ringen miteinander um die Herrschaft über die Erde, bis zuletzt die Götter des Lichtes triumphiren und mit dem Kampfe um die Elemente zugleich auch dem unheilvollen Zwiespalt und Hader, dem der Krieg unter den Menschen das Dasein verdankt, ein Ende bereiten.

In Indien waren es die Dämonen der Winde, die mit Geißeln ausgestattet über die Gipfel der Gebirge daherziehen und die Wolken zusammendrängen, damit sie das gefangen gehaltene Wasser zurückhalten, bis sie nach Entfesselung der Wirbelstürme in Regenströmen über die weite Ebene herabstürzen. Zum Glück dauert dieser Kampf meist nicht lange, denn bald wieder erscheint das freundliche Licht der Sonne, Held Indra, der die Finsterniß und die Regendämonen besiegt, die friedliche Ruhe in der Natur wieder herstellt und Alles mit Heiterkeit erfüllt. Und diese Rückkehr zur früheren Ordnung feierten die Hymnen des Rig-Weda (die Weden sind die ältesten heiligen Bücher der Inder) in rührender Weise: „Möget ihr Winde uns mild sein! Möge die Dämmerung und die Nacht, der Himmel und die Luft, die Königin der Gewächse, die alliebende Sonne und unsere Heerden voll von Sanftmuth und Milde sein!“ Man begreift diesen länd-

lichen Gesang der Hirten jener patriarchalischen Stämme, welche die weiten Hochebenen Asiens durchzogen und bei ihrem Nomadenleben bisweilen hart gegen die Unbill des Wetters und der Wirbelstürme der höher gelegenen Regionen zu kämpfen hatten. Liegt es nicht nahe, daß jene harmlosen Wesen in den Unholden, die in das Gewand des Sturmes gehüllt, ihre Hütten oder Zelte niederrissen und ihre Heerden auseinander sprengten oder wohl gar zum Theil in tiefe Abgründe und Schluchten hinabstürzten, feindliche böse Dämonen sahen?

Unter den Mythen der alten Egypter spielt Typhon, der Bruder der verderbenbringenden Winde, als Personifikation des bösen Prinzips eine wichtige Rolle, denn fortwährend sehen wir ihn mit dem freundlich gesinnten Gott Osiris, der zugleich als die segenspendende Sonne und als der wohlthätige Nil verehrt wurde, in hartnäckigem Kampfe begriffen. Zur Zeit der großen Wärme vom März bis zum Juli befindet sich ganz Egypten unter der Herrschaft des Typhon, jenes heißen Wirbelwindes der libyschen Wüste, der die Luft glühend heiß macht und das Erdreich austrocknet. Doch zur Zeit der Sommersonnenwende gewinnt der gute Osiris über den menschenfeindlichen Dämon das Uebergewicht, die wohlthätige Ueberschwemmung des Nils belebt Alles auf's Neue, und das Land erhält seine Fruchtbarkeit zurück.

Im Herbst ruht dieselbe mit der Hoffnung des Jahres fast ganz unter dem Wasser verborgen; die Tage werden immer kürzer und Typhon wird der finstere Geist des Winters. Der Wind, der dann aus dem Norden vom Meere her über das Land dahinfegt, führt oft schwere Ungewitter herbei und verfinstert das freundliche Antlitz der Sonne. Der gute Osiris scheint überwunden, und die religiösen Feste des Herbstes sind der Trauer und ängstlichen Sorge gewidmet. Da indessen diese Feste zu gleicher

Zeit auch die Feste der Aussaat sind, so werden sie wenigstens von der Hoffnung auf den göttlichen Sieg über den menschenfeindlichen Typhon begleitet. Und bald steigt auch die freundliche Sonne wieder am Himmel empor, die Wasser verlaufen sich, die jungen Pflanzenkeime schießen kräftig aus dem befruchteten Boden hervor, der segenspendende Osiris hat den bösen Sturmgeist Typhon bewältigt und eine Zeit jubelnder Freude eröffnet sich mit den ersten Tagen des Januar, die ein neues Leben von Lust und Heiterkeit verbreitet.

Im alten Griechenland vertreten die Titanen und die hundertköpfigen Drachen sowohl den Donner und den Blitz, sowie auch die unterirdischen Erdbeben und die furchtbaren Wirbelstürme, die über die Erde und das Meer dahinrasen. Nach dem gewaltigen und siegreichen Kampfe der Götter sehen wir die Titanen in den ungeheuren Schlund der Unterwelt hinabgestürzt. Aber die Erde erzeugte noch den Typhon, den letzten ihrer Söhne. „Und die kräftigen Fäuste dieses mächtigen Gottes waren thätig ohne Unterlaß und seine Beine unermüdlich. Auf seinen Schultern richteten sich die hundert Köpfe eines furchtbaren Drachen empor, und jeder streckte eine lange schwarze Zunge hervor; die Augen, mit denen diese schrecklichen Köpfe versehen waren, sprüheten funkelnde Flammen. Alle Scheusale aber stießen zusammen wohl tausend unerklärbare Töne aus, die bald dem Gebrüll eines wüthenden Stieres, bald der Donnerstimme eines Löwen glichen, wovon die steilen Gebirge widerhallten, so daß selbst die himmlischen Götter sie vernehmen konnten."

Auf diese gewaltige Erscheinung schleudert Jupiter, der Götter und der Menschen Vater, seinen furchtbaren Blitzstrahl, daß der Himmel und die Erde, das Meer und die unterirdischen Gründe erbeben und der große Olymp unter seinen unsterblichen Füßen erzittert. Lange wogt

der entsetzliche Kampf unentschieden hin und her, bis das verstümmelte Ungethüm besiegt ist und Jupiter es in die finstere Tiefe des Tartarus versenkt.

Der neidische Typhon war von der Erde verschwunden; allein voll Bosheit hatte er die Winde und Wirbelstürme auf derselben zurückgelassen, die von allen Seiten über das mit Blumen geschmückte Land daherbrausen und die Werke der Menschen verwüsten oder auf dem Meere die Schiffe auseinander jagen und die Menschen jämmerlich umkommen lassen.

Nicht alle Winde jedoch waren so bösartig; die vier Hauptwinde befanden sich sogar in den Händen guter Gottheiten, die sich herbeiließen, den Menschen auf ihre Bitten beizustehen. So riefen die Athener im Perserkrieg den Boreas (Nordwind) mit Opfern an, daß er ihnen seinen Beistand leihen und die Schiffe der Barbaren zerstören möchte. Und als der Nordwind in der That sich einstellte und wuthentbrannt über die feindliche Riesenflotte herfiel, sie auseinander warf und zum großen Theil vernichtete, errichteten die Athener dem Boreas einen Altar und brachten ihm Dankopfer dar, weil er ihre Bitte erhört und ihnen geholfen hatte.

Nach der Gesängen der alten Griechen haben die Winde ihren Aufenthalt bald im Norden, wo ihr Wächter Aeolus sie in den finsteren Höhlen Thraciens eingeschlossen hält, bald im Süden, wo sie von demselben Wächter in einer tiefen Höhle der liparischen Inseln gleich wilden Thieren angekettet sind. Begegnen sich dann diese beiden Winde von so verschiedener Temperatur, so entstehen auf dem Mittelmeer bisweilen ganz gewaltige Wirbelstürme, von deren Verwüstungen die ältesten Schriftsteller schon erzählen, und die den auf offener See, besonders im griechischen Inselmeer, sowie in der Nähe von Sicilien segelnden Schiffern recht gefährlich werden konnten. —

Eine weit poetischere und erhabenere Gestalt haben die Sturm- und Gewittermythen bei den alten Germanen angenommen. Hier sind es die Joten, die Winterriesen, mit denen der gewaltige Thor (Donner) in beständigem Kampfe liegt. Sobald die Joten gegen Walhall, die Burg der Asengottheiten, heranziehen, die Windsbraut tobt und dichte Wolken das Antlitz Odin's (Wotan's), der leuchtenden Sonne, verhüllen, ergreift Thor seinen furchtbaren Hammer, den Miölnir (Zermalmer), und schmettert die Unholde damit zu Boden, bis Odin's Antlitz sich wieder zeigt, die Sonne wieder lächelt, und die von Furcht befreiten Asengötter auf der Bifröstbrücke (dem Regenbogen) wieder in ihre strahlende Burg einziehen. —

Die Japaner glauben, daß die Wirbelstürme eine Art Wasserungeheuer wären, die einen ungeheuren Schweif besäßen und mit einer raschen und ungestümen Bewegung aus dem Meere in die Luft emporstiegen und das Land verwüstend durchzögen.

Die Kaledonier versetzten den Aufenthalt ihrer Seelen in die Wolken, und da dieselben nach ihrer Meinung ihre Neigungen und Leidenschaften, die sie auf Erden besaßen, beibehalten, so führten die Tapferen auch in ihrer luftigen Wohnung noch abenteuerliche Heere an, die im Schoße stürmischer Gewitterwolken miteinander kämpften. So wurden die Wirbelstürme also durch Geister hervorgerufen.

Bei den Kelten waren die strafbaren Seelen, welche der himmlischen Wohnungen für unwürdig befunden wurden, dazu verurtheilt, in den Lüften herumzuirren, wo sie dann bisweilen außerordentliche Gestalten annahmen, als verwüstende Stürme zur Erde zurückkehrten und auf ihrer Bahn Schrecken und Entsetzen verbreiteten. Auch später noch sah man die schwarzen Wolken, die Nachts am stürmischen Himmel zu langen Ketten sich entfalteten und von heftigen Stößen fortgerissen über die Gebirge

hinwegwirbelten, als den drohenden Rundgang böser Dämonen an, die ihren Sabbath feierten.

Wir können die Spuren dieser mythischen Auffassung des Alterthums auch in den Berichten des abergläubischen Mittelalters wiederfinden. Die ungeheuerliche Erscheinung der Wirbelstürme bewahrt hier fast immer noch das Gepräge von einer Art Persönlichkeit oder allermindestens von einer direkten Einwirkung böser Mächte. Dieser Glaube bestand noch lange fort, als bereits die Fortschritte der Wissenschaft und der Schifffahrt die Seeleute zu einer besonneren Beobachtung der meteorologischen Erscheinungen geführt hatten.

In seiner Lebensbeschreibung des Columbus beschreibt Herrera einen furchtbaren Sturm, der in dem Golf von Mexiko die kleine spanische Flotte überfiel. Ein ungeheurer Wirbel stürzte sich auf die Schiffe. Das ließ Columbus in seinem Schrecken die königliche Standarte aufrichten und flehte sie um Schutz und Beistand an, indem er mit seinen Begleitern die ersten Verse des Evangeliums Johanni's betete. Als sie so ihre Andacht verrichtet hatten, glaubten sie des göttlichen Beistands sicher zu sein. Und sie hatten sich auch nicht getäuscht, denn kaum hatten sie ihre Ceremonie beendet, so wich der schreckliche Wirbelsturm, den der Böse zu ihrem Verderben heraufbeschworen zu haben schien, von ihnen, und raste, so weit sie nur sehen konnten, über das Meer dahin.

Wir sehen jedoch auf diesem weiten Beobachtungsgebiet, auf der ungeheuren Fläche des Oceans, welche den Schiffern durch die glorreiche Entdeckung des Columbus erschlossen worden war, wie der Fortschritt in der Schifffahrtskunde nach und nach auch den Fortschritt in der Witterungskunde veranlaßt, und wie die Erklärung ihrer Erscheinungen immer mehr jener alten mythischen Vorstellungen entkleidet wird, um in ein zwar weniger

poetisches, aber darum nicht weniger wunderbares Gebiet, in das der Wissenschaft, einzutreten, das uns heute, wie die religiösen Anschauungen der frühesten Zeiten, die geheimnißvollen Beziehungen der Dinge zu einander enthüllt.

Ein Offizier der holländischen Marine hat uns eine vortreffliche Schilderung jener Wirbelstürme geliefert, die sich oft auf dem Meere zeigen und die Seefahrer mit dem Untergange bedrohen. „Die Elektrizität," sagt er, „die sich aus den Wolkenmassen entladet, in deren Schoße sie geheimnißvoll in tiefem Schweigen ihr mächtiges Werk vorbereitete, offenbart sich dann mit einer blendenden Majestät. Ihre furchtbaren Blitze und Donnerschläge erfüllen den Geist auch des unerschrockensten Seemannes mit Beunruhigung, auf den keine atmosphärische Erscheinung einen tieferen Eindruck macht, als ein heftiger Wirbel bei sonst ruhiger Witterung.

Tag und Nacht grollt der Donner; die Wolken sind in unaufhörlicher Bewegung und die dunkle, mit Dunst belastete Luft wirbelt im Kreise. Der Kampf, den die schwarzen Wolken zugleich herbeizurufen und doch auch zu fürchten scheinen, macht sie nur noch aufgeregter, und sie nehmen ihre Zuflucht zu den außergewöhnlichsten Mitteln, um das Wasser anzuziehen. Da sie es aber nicht der Atmosphäre entnehmen können, so steigen sie in Form eines Dunstwirbels als Wasserhose herab und schlürfen begierig auf der Oberfläche des Meeres. Diese Tromben sind häufig beim Wechsel der Jahreszeiten und besonders in der Nähe kleiner Inselgruppen, die ihre Bildung zu erleichtern scheinen. Sie sind nicht immer von heftigen Winden begleitet, und man sieht bisweilen zu gleicher Zeit sogar deren mehr als eine, wobei sich dann das seltsame Schauspiel darbietet, daß die Wolken, wenn die gekrümmten Tromben sich wieder aufrichten und durch ihre Umgebung hindurchbrechen, nach allen Richtungen hin sich zerstreuen.

Der Wind verhindert oft die Bildung von Wassertromben, aber an ihrer Stelle erheben sich dann mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles ungeheure Wirbelwinde und das Meer scheint vergebliche Anstrengungen zu machen, sie zu entkräften. Die aufgeregten Wogen heben sich hoch empor und stürzen sich schäumend und brausend dahin, und wehe dem Seemann, der sie nicht zu vermeiden weiß."

So mächtig aber auch die Stürme und Wirbel die Seefahrer ergriffen, so wurden diese durch ruhige Beobachtung bald zu der Ueberzeugung geführt, daß dieselben durchaus nicht von persönlichen Einflüssen abhingen, sondern daß sie ganz natürliche Erscheinungen waren, die sich nach bestimmten Gesetzen entwickelten. Im Allgemeinen jedoch hielt man, wenn auch in etwas veränderter Form, noch lange an dem überlieferten Aberglauben fest.

Die Götter und Dämonen hatten sich in späteren Zeiten aus der Nähe der Menschen zurückgezogen, aber sie überließen die Sorge, die Menschen zu ängstigen und ihre Werke zu zerstören, anderen muthwilligen Wesen. Als ein Ueberbleibsel aus dem Heidenthum fand der Glaube an Zauberer und Hexen bald Eingang bei den christlichen Völkern, und je mehr jene selbst mit ihrer Macht prahlten, um so mehr wurden sie von der großen Masse gefürchtet. So rühmte sich die Hexe bei Petronius: „Alles, was Du auf Erden erblickst, gehorcht mir. Es vertrocknet, sobald ich will, das blühende Gewand der Erde; sobald ich will, müssen die Felsen mir Wasser geben und aus dürren Klippen reiche Quellen sprudeln. Wie einer Brücke bediene ich mich der reißenden Wasserwogen, und die Stürme legen mir ruhig ihre Gewalt zu Füßen. Doch wozu erwähne ich des Leichteren? Durch meine Gesänge ziehe ich des Mondes Gestalt vom Himmel herab, und wenn ich den Erdkreis in schäumenden Aufruhr versetze, so wird Phoebus (der Sonnengott) gezwungen, seine Rosse umzulenken."

Diesen überschwenglichen Behauptungen, die mit der gesunden Vernunft wie mit den Naturgesetzen schnurstracks im Widerspruch stehen, schenkte man vollen Glauben. Und diese Verblendung war so tief gewurzelt, daß noch Innocenz VIII. 1484 darüber klagen konnte, daß die Zauberer und Hexen durch Stürme, Hagel und Donnerwetter die Wiesen, Bäume und Weinberge beschädigten, die hoffnungsvollen Saaten der Fluren zu Grunde richteten und sonst noch allerhand unsägliches Unheil stifteten.

Auch der bekannte Kriminalrichter Remigius in Lothringen schreibt auf Grund seines Aktenmaterials (Dämonolatrie Bd. I): „Ich kann in Wahrheit sagen, daß mehr denn 200 Personen, die ich unter meinem Richteramt zum Feuertode verdammte, selbst bekannt haben, wie sie zu gewissen Zeiten haufenweise an einem Wasserbach oder See zusammenkommen, besonders wenn etwa einer an einem öden Ort gelegen ist, wohin sonst Niemand zu wandern pflegt. Daselbst schlagen sie mit Gerten oder Ruthen, die sie vom bösen Geist empfangen, so lange auf das Wasser, bis sich ein dichter Dunst und Nebel daraus erhebt, mit denen sie in die Höhe steigen. Diese Dünste ballen sich sodann zu dichten, schwarzen Wolken zusammen, in denen die Zauberer oder Hexen mit bösen Geistern hin und her fahren, wohin sie gelüstet, und zuletzt im Sturm mit Hagel wieder auf die Erde herabkommen."

In Berlin wurden im Jahre 1583 zwei arme alte Frauen verbrannt, denen wegen Heraufbeschwörung eines furchtbaren Ungewitters der Prozeß gemacht worden war. Ebenso erhob sich in München im Sommer 1665 unter gewaltigem Sturm ein furchtbares Donnerwetter und Hagel. Als ein frommer Priester bemerkte, daß es ein „Teufelswetter" wäre, beschwor er dasselbe, worauf ein siebenzigjähriger Erzzauberer aus den Wolken herabfiel und das Unwetter sich sofort beruhigte. Der Zauberer

bekannte nachher vor Gericht, daß er das Wettermachen nebst einigen Hunderten seiner Gesellen schon bei vierzig Jahren betrieben und an Menschen und Vieh, an Früchten, Bäumen und Gebäuden schon großen Schaden angerichtet habe, weshalb er mit glühenden Zangen gerissen, dann erwürgt und zu Asche verbrannt wurde.

Alle diese Handlungen und weit haarsträubendere noch bekannten die Angeklagten natürlich unter den härtesten Folterqualen. Um solchem Unheil vorzubeugen, verstanden sich eine Anzahl Orte mit menschlicher fühlenden Behörden dazu, den für Zauberer gehaltenen Personen eine bestimmte jährliche Unterstützung zukommen zu lassen, damit sie ihren Fluren, Bäumen und Gebäuden nicht nur keinen Schaden zufügten, sondern auch Sturm und Ungewitter von ihnen fernhielten.

Immer mehr verblaßte der Mythus von dem Einfluß der Geister auf Erzeugung der verderblichen Stürme. Nur noch einmal flackert er im vorigen Jahrhundert in der Gestalt des „wilden Jägers" auf, der bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts die leichtgläubigen Gemüther erschreckte. Wenn in dunklen Nächten ein furchtbarer Sturm sich erhob, der die Wolken auseinander peitschte und fortwährend ihre Form verändernd in rasender Eile dahin jagte, so wähnten Furchtsame in den abenteuerlichen Wolkengebilden allerlei Wild und Jäger zu erblicken, die wie wahnsinnig über ihren Köpfen dahinsausten, und in dem Pfeifen und Brausen des Sturmes das Gebell der Hunde, das Gebrüll des Wildes, den Hussaruf und Hörnerschall des wilden Jägers zu vernehmen. Um aber ja nicht deutlich sehen und hören, also beobachten zu können, verbarg man sich so gut als möglich, da man sich weiß machte, daß der Böse, der schwer beladene Seelen zu dieser Hetzjagd auserſehen hatte, die Neugierde nicht unbestraft lasse. War die Hatz vorüber, so legte sich natürlich auch der Sturm.

Der Morgenröthe des 19. Jahrhunderts war es vorbehalten, das Licht der Wissenschaft in immer weitere Kreise auszubreiten und dadurch jene düsteren Schatten zu verscheuchen, die seit mehr denn zwei Jahrtausenden die Menschen in Schrecken versetzten. So wurde auch der „Mythus der Stürme“ in's Grab gebettet, und deren abenteuerliche Legenden und Sagen begegnen heute in der ganzen civilisirten Welt nur noch einem ungläubigen Lächeln. Wie wir von vornherein nachwiesen, ist die Entstehung der Winde — ohne jede persönliche Einmischung — auf natürliche Ursachen zurückzuführen, und wo sie je einmal durch ihr Zusammentreffen gewaltige Störungen veranlassen, so zeigt uns auch die Natur ihre Allmacht in den wunderbaren Anstrengungen, die sie macht, um die störenden Mächte niederzuwerfen und die Harmonie durch die Wirkung der höchsten geheimnißvollen Kräfte, welche die Ordnung und das Gleichgewicht aufrecht erhalten, wieder herzustellen.

Die Auffindung des Pharao und seiner Tochter.

Mitgetheilt

von

Aug. Scheibe.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 1326 vor Christi Geburt, d. h. vor etwa 2300 Jahren, als ein gewaltiges Ereigniß das Land Egypten von einer Grenze zur andern erschütterte.

Der größte seiner Könige war gestorben. Ramses II., der siegreiche Eroberer, welcher an der Spitze seines Heeres

die halbe zu jener Zeit bekannte Welt durchzogen und sein Reich zum Gipfel der Macht und Civilisation erhoben, der große Städtegründer und Baumeister, unter dessen Herrschaft die egyptische Kunst ihren Höhepunkt erreicht, der sich selbst in zahllosen Inschriften an Tempeln und Palästen „Liebling der Götter, Herr der Welt, gnädiger Gott" u. s. w. genannt, er, dessen Wagen allmorgendlich von vier gefangenen Königen zum Tempel gezogen worden war, hatte den letzten Athemzug ausgehaucht. Die Priester hatten seinen Leichnam einbalsamirt, die gesammte Bevölkerung seines Landes hatte sich mit der Trauerschnur umgürtet, zweiundsiebenzig Tage lang war kein Gottesdienst gehalten, kein Opfer dargebracht, kein Fest gefeiert worden. Das ganze Volk hatte sich der Bäder, des Fleisches, des Weizenbrodes und Weines enthalten. Vom Morgen bis zum Abend hatten Schaaren von Betenden, die Häupter mit Asche bestreut, vor den geschlossenen Tempeln gelegen, und Keiner war dem Andern begegnet, ohne zu fragen: „Weißt Du es schon? Der Sohn der Sonne ist heimgegangen!"

Jetzt führte man den Todten seiner irdischen Ruhestätte zu. Die Mumie stand in ihrem prachtvollen Schrein, umringt von den Bildnissen der obersten Götter des Landes und ihrer Priester, auf der königlichen Barke, die sie nach Biban el Moluk, der Grabstätte der Könige, überführen sollte, und während das Schiff mit seiner Last langsam auf den klaren Gewässern des Nil dahinglitt, strömten aus Städten und Dörfern die Bewohner nach den Ufern, um ihrem todten Herrscher die letzten Ehren zu erweisen. Die Männer zerrissen ihre Kleider, die Frauen zerrauften ihr Haar, Alle rafften den Staub der Straße auf, um ihn auf ihre Häupter zu streuen, und hunderttausende von Opfergaben wurden in den Fluß geschleudert.

Selbst einem schwer bedrückten Theile der Bevölkerung

Egyptens, den Hebräern, hatte man an diesem Trauertage gestattet, von der harten Arbeit auszuruhen, die der verstorbene König als Joch auf ihre Nacken gelegt. Ramses II. war es, von welchem die jüdische Ueberlieferung im zweiten Buch Moses berichtet: „Da kam ein neuer König auf in Egypten, der sprach zu seinem Volke: Siehe, der Kinder Israel sind zu viele, wohlan, wir wollen sie mit Listen dämpfen, denn wo sich ein Krieg erhöbe, möchten sie sich zu unsern Feinden schlagen. — Und man setzte Frohnvögte über sie, welche sie zu Diensten zwangen mit Unbarmherzigkeit."

Wie die zahlreichen Kriegsgefangenen, die Ramses von seinen Eroberungszügen heimgebracht, wurden auch die zur Zeit der Statthalterschaft Joseph's eingewanderten Hebräer, die sich in solcher die Sicherheit des Landes bedrohenden Weise vermehrt hatten, zur Arbeit in den Bergwerken, zum Bau der ungeheuern Tempel und Paläste, an den Kanälen, mit denen Ramses sein Land durchzog, als Ziegelstreicher und Steinbrecher, besonders aber dazu verwendet, das unermeßliche Material vom Gebirge nach den Werkplätzen der neu angelegten Städte, Piton und Ramses, zu befördern. Es schmeichelte dem Stolze des Königs, alle die gewaltigen Bauwerke, die seinen Namen verewigen sollten, von unterjochten Völkern ausgeführt zu sehen, und in großen Buchstaben ließ er an jedem die Inschrift anbringen, daß dabei kein Egypter von ihm mit harter Arbeit geplagt worden sei.

Dieser Herrscher mit der eisernen Hand, dessen Regierung 67 Jahre gewährt hatte, war nun nicht mehr! Beinahe hundert Jahre alt war er, wie uns berichtet wird, erblindet, und als die Aerzte ihm eröffnet, daß sie ihm das Augenlicht nicht wieder geben könnten, hatte er gesagt: „So ist es an der Zeit, das Land meinem Thronerben zu übertragen, denn der Sohn der Sonne soll überall mit

eigenen Augen sehen können." Und nachdem er seinen Nachfolger in alle Regierungsgeschäfte eingeweiht, hatte er sich mit eigener Hand den Tod gegeben.

Nach seiner Beisetzung in dem Grabgewölbe, das er sich selbst in den Kalkstein des libyschen Gebirges hatte einhauen lassen, welches sich, westlich von Theben, etwa 300 Fuß hoch aus der Ebene erhebt, war — dem Brauch entsprechend — der Zugang vermauert und mit Sand und Geröll so verschüttet worden, daß ihn außer den Priestern Niemand aufzufinden vermochte.

Und in der That blieb das Geheimniß dieser Grabstätte Jahrtausende hindurch gewahrt. Man hatte nach und nach mehr denn zwanzig egyptische Königsgräber geöffnet, und die aufgefundenen Mumien in die Museen aller Länder vertheilt, aber von dem Bestattungsplatze des größten aller Pharaonen hatte man trotz der sorgfältigsten Nachforschungen keine Spur entdeckt.

Indessen bemerkten die Beamten des Museums der Antiquitäten, welches sich zu Bulak, der Vor- und Hafenstadt von Kairo befindet, seit einer Reihe von Jahren, daß Touristen, welche die alte Königsstadt Theben besuchten, Gegenstände von dort mitbrachten, die aus der Regierungszeit Ramses II. herstammen mußten, und bald unterlag es keinem Zweifel mehr, daß die Grabstätte dieses Königs irgend Jemandem bekannt sein müsse. Um der Sache auf den Grund zu kommen, richtete man nun eine förmliche Entdeckungspolizei ein. Man verhaftete nach und nach eine Menge Leute, auf welche sich der Verdacht lenkte, und scheute selbst die Anwendung der Bastonnade nicht, ohne indessen dem Geheimnisse näher zu kommen. Die braunen, trotzigen Burschen verweigerten jede Auskunft, und ihre Frauen, welche mit zusammengezogenen Brauen der Exekution zusahen, bestärkten sie in ihrer Verstocktheit.

Zu den besonders verdächtigen Persönlichkeiten gehörten unter Anderen vier Brüder, Namens Abd-er-Rasul, welche sich, wie viele andere Fellahs, in einer Reihe leerer Grabhöhlen eingenistet hatten, als Fremdenführer dienten, Esel vermietheten und den Ausländern echte und unechte Antiquitäten verkauften. Man setzte diese vier durchtriebenen Burschen einige Monate in's Gefängniß und ließ ihre schwieligen Fußsohlen mehr als einmal Bekanntschaft mit dem Stocke machen, aber ihre Lippen blieben stumm, bis man zu einem wirksameren Mittel, dem der Bestechung, griff. Einem der Brüder erschien die zugesagte Belohnung schließlich als ein besseres Geschäft, denn die weitere Plünderung der Grabstätten, und unter seiner Führung machte sich am 5. Juli 1881 unser deutscher Landsmann Professor Dr. Brugsch-Pascha, der Kurator des Museums zu Bulak, auf den Weg nach dem öden Felsenthale Biban el Moluk, um sich von der Wahrheit seiner Angaben zu überzeugen.

Nach langem, beschwerlichem Umherklettern an dem Abhange der westlichen Felswand blieb der verdrossene Führer endlich an einer mit Geröll bedeckten Stelle stehen und bezeichnete sie als den Platz, wo sich der Eingang zu der Gruft Ramses II. befinde. Eine Anzahl mitgebrachter Fellahs wurde sogleich angewiesen, das lose Gestein hinwegzuräumen, und bald stieß man auf die Oeffnung eines in den Felsen gehauenen, sechs Fuß im Geviert messenden, brunnenartigen Schachtes. Derselbe wurde mit Hilfe einer darüber angebrachten Winde zugänglich gemacht, und nun ließ sich Brugsch mit seinem Führer ohne Zögern in die Tiefe hinab.

Das Unternehmen war nicht nur ein sehr aufregendes, sondern auch mit ernsten Gefahren verknüpft. Professor Brugsch war zwar bis an die Zähne bewaffnet, aber außer dem Assistenten, der ihn von Kairo herauf begleitet, war

unter seinen Leuten nicht einer, der ihn nicht mit Vergnügen umgebracht hätte, denn Alle wußten nur zu gut, daß mit der Auffindung des Grabes eine reiche Quelle des Gewinnes für sie versiegte. War bis jetzt eine Mumie — deren Verkauf von der Regierung verboten ist — aufgefunden worden, so hatten sie dieselbe zerlegt und jedes Glied einzeln an den Mann gebracht, während die Körper — nachdem dieselben nach Goldplättchen oder anderen Werthgegenständen sorgfältig durchsucht waren — entweder in's Feuer wanderten, oder in die Spalten der zerklüfteten Bergwand geworfen wurden, wo Hyänen, Schakals und Aasgeier sie bald bis auf die letzte Spur vertilgten.

Mit finsteren Mienen und unverkennbarem Widerwillen leisteten dann auch die braunen Gesellen die nöthigen Dienste, ohne indessen durch ihre Haltung den Unternehmer abzuschrecken.

Nachdem er mit dem Führer den Boden des Schachtes erreicht, stand er am Eingange eines etwa 24 Fuß langen, nach Westen laufenden Ganges, in welchen die beiden Männer, nachdem die Fackeln angezündet waren, eindrangen. Derselbe barg noch eine Menge der gebräuchlichen Todtenopfer, größere und kleinere, oft kunstvoll gearbeitete Gegenstände von Porzellan, Metall und Alabaster, sowie andere Zierrathen, aber die Trümmer von Mumiensärgen, die Fetzen von harzgetränkten Binden und Papyros, mit welchen der Boden überstreut war, verriethen die Thätigkeit der Räuber, die hier seit Jahren ungestört ihr Wesen getrieben hatten, und legte die Befürchtung nahe, daß man zu spät gekommen sein möchte, um vielleicht geradezu unersetzliche Schätze für die Wissenschaft zu retten. Plötzlich aber, bei einer scharfen Biegung des Ganges nach Norden, sah sich Brugsch, zu seinem sprachlosen Erstaunen, einer Reihe von mehr denn zwanzig noch unversehrten Särgen gegenüber. Nachdem die erste Ueber-

raschung vorbei war, wurde dieser unerwartete Fund soweit untersucht, als sich dies beim Scheine der Pechfackeln thun ließ, und schon diese oberflächliche Besichtigung ergab, daß man hier die sterblichen Ueberreste von Hohenpriestern, wie von männlichen und weiblichen Angehörigen einer Reihenfolge königlicher Familien vor sich hatte.

Dadurch nur noch mehr angefeuert, drang Brugsch in dem sich bis tief in das Innere des Gebirges erstreckenden Gange weiter vor, bis er den Abschluß desselben, die eigentliche Grabkammer erreichte. Hier, in einem niedrigen, 20 Fuß breiten und 30 Fuß langen Raume, standen, zum Theil auf dem Fußboden, zum Theil aufrecht an der Wand, eine noch viel größere Anzahl von Mumien, die in Särgen von großer Schönheit und besonderer Größe und Schwere seit Jahrtausenden der Auferstehung harrten. Auch hier mußte man sich auf eine nur ganz flüchtige Besichtigung beschränken, denn die Aufregung, wie die Luft dieser unterirdischen Gewölbe wirkte erstickend und trieb die Männer, den Ausgang mit möglichster Schnelligkeit wieder zu gewinnen.

Der größte Theil der Nacht wurde damit zugebracht, die nöthigen Leute für die Hebung dieser kostbaren Reliquien zu miethen, und in den frühen Morgenstunden des nächsten Tages waren bereits 300 Fellahs zur Stelle. Einer der Särge nach dem anderen wurde heraufgewunden, oben angekommen sorgfältig in Matten und Segeltuch eingenäht und dann über die mit den Trümmern historischer Denkmäler übersäete Ebene von Theben nach den bei Luksor vor Anker liegenden Regierungsdampfern übergeführt. Nach sechs Tagen harter Mühe und Arbeit unter den heißen Strahlen der Julisonne war das Werk beendigt.

Als die Dampfer mit ihren archäologischen Schätzen Luksor verließen, standen die dreihundert Arbeiter gruppen-

weise in finsterem, beinahe drohendem Schweigen am Ufer. Die Kunde von dem, was geschah, hatte sich mit reißender Schnelligkeit am Nil hinab verbreitet und an allen bewohnten Ortschaften versammelte sich das Volk, um seine einstigen Könige vorüberfahren zu sehen. Wie damals beim Begräbnisse des großen Pharao, stießen die Männer ein eigenthümliches Wehgeheul aus, die Weiber zerrauften sich jammernd das Haar, und die Kinder stimmten in die allgemeine Klage ein. Fanatische Derwische warfen sich in den Fluß, um die Schiffe schwimmend zu erreichen, und erst, als sie durch die ihnen entgegengehaltenen Flintenläufe von ihrem Vorhaben abgeschreckt wurden, schwammen sie, wilde Flüche gegen die Räuber ausstoßend, an's Ufer zurück. Nachts mußten zur Sicherung gegen etwaige Ueberfälle auf den Dampfern Feuer angezündet und dann und wann Schüsse abgefeuert werden.

Erst als die Expedition Bulak glücklich erreicht hatte, konnte man sich von der Bedeutung und Wichtigkeit des Fundes genauer überzeugen. In den zum Theil kostbar verzierten Särgen schlummerten allein einundzwanzig Könige, welche während des 18., 19. und 20. Jahrhunderts v. Chr. über Egypten geherrscht hatten, und unter ihnen befand sich der große Ramses II., sowie seine Gemahlin Nefer-ari.

In Letzterer haben wir — darüber lassen neuere Forschungen kaum einen Zweifel — keine geringere Persönlichkeit vor uns, als jene liebenswerthe Prinzessin aus der Familie der Könige, welche nach der biblischen Erzählung einst im Schilfe des Nils ein ausgesetztes Knäblein fand, das sie Moses nannte, an ihren Hof nahm und als ihren Sohn erziehen ließ. Diese junge Prinzessin erhob Ramses II. späterhin zu seiner Gemahlin und zur Mitregentin des Reiches, und sie ist demgemäß auf vielen Baudenkmälern aus der Zeit Ramses II. neben dem Bildniß des Herrschers verewigt und erscheint in allen Altersstufen, in welchen

die Künstler jener Zeit sie in Farbe und Stein dargestellt haben, als ein holdseliges, von seltenem Liebreiz umflossenes Menschenkind, wie sie auch in der Sage als solches fortlebt.

Die Mumien wurden in Bulak zum Theil ihrer Hüllen und Binden entkleidet. Das Einbalsamiren des großen Ramses hatte länger als zwei Monate Zeit erfordert und 15 Minuten genügten, um seinen Kopf zu entschleiern, der noch nach dreitausendjähriger Ruhe in merkwürdiger Weise an die Bildnisse, welche uns Maler und Bildhauer seiner Zeit hinterlassen haben, erinnert und noch immer den unverkennbaren Stempel der Hoheit, des festen Willens und eines unbeugsamen Stolzes trägt.

Und nun stehen diese einst so mächtigen Könige, Königinnen, Prinzen, Hohenpriester, weisen Gesetzgeber, Tyrannen und Bedrücker, die ihrer Zeit „den Göttern gleich" geachtet wurden, als „Antiquitäten" in nummerirten Glaskästen im Museum zu Bulak. Jedermann darf sich ohne Furcht und Scheu nahen, um ihnen in die stolzen Angesichter zu blicken, und das goldene Antlitz auf dem Sarge der anmuthigen Königin Nefer-ari, die sich dereinst „Göttin Königin, Liebling der Göttin Muth" nennen durfte, scheint dem Beschauer freundlich zuzulächeln.

Mannigfaltiges.

Die Schlieffen und die Adebare. — Im Jahre 1470 lebten in Kolberg in Pommern zwei reiche Geschlechter, welche die angesehensten der Stadt waren: die v. Schlieffen und die v. Adebar. Sie hielten gute Freundschaft, insbesondere waren die zwei jüngsten Sprossen der beiden Geschlechter, Niklas Schlieff (wie sich das Geschlecht damals nannte) und Benediktus Adebar, eng miteinander befreundet, so daß sie wie Brüder miteinander lebten; sie hatten sogar eine gemeinsame Wohnung.

Eines Abends waren sie in einer Gesellschaft, in welcher, wie damals üblich, stark gezecht wurde. Niklas Schlieff, der am schärfsten getrunken hatte, wurde bald so müde, daß er sich von dem Gelage fortbegeben und nach Hause gehen mußte, um dort seinen Rausch auszuschlafen. Erst nach mehreren Stunden folgte ihm Benediktus Adebar, der ebenfalls gehörig gezecht hatte.

Niklas hatte sich im Zimmer eingeschlossen, und Benediktus klopfte, um ihn zum Aufschließen zu veranlassen. Niklas hörte das Zeichen auch und rief dem Freunde zu, er werde kommen und öffnen.

Benediktus nahm nun an, daß Niklas Licht machen würde, ehe er sich der Thür näherte. Im Uebermuthe des Rausches zog er sein Schwert und stieß dasselbe durch die Thür hindurch, um den Freund zu erschrecken. Zum Unglück aber hatte Niklas kein Licht angezündet, sondern war vom Bett aufgestanden und schlaftrunken nach der Thür getaumelt, wo er in demselben Augenblick anlangte, als Benediktus sein Schwert hindurchstieß, das ihn vollständig durchbohrte.

Er schrie auf vor Schreck und Schmerz, hatte aber noch die Kraft, dem Freunde die Thür zu öffnen, der mit Entsetzen und

Grauen sah, was er angerichtet hatte. Verflogen war der Rausch, der ihn zu dem Scherze veranlaßt hatte; bebend umfing er den wankenden Freund mit den Armen.

„Ich habe mich hart gestochen," flüsterte Niklas leise, „es ist aus mit mir."

Vergebens küßte Benediktus den Freund, vergebens weinte und schluchzte er; eine schwere Ohnmacht umfing den Schwerverletzten, dem das Schwert mitten durch den Leib gegangen war.

Benediktus Adebar trug ihn auf's Bett und legte ihm selbst den ersten Verband an, da ja jeder Edelmann in jener Zeit etwas vom Verbinden verstand; dann schickte er nach Aerzten und blieb als unermüdlicher Pfleger neben dem Freunde, der erst am nächsten Morgen wieder zum Bewußtsein kam.

Als Niklas den am Bette sitzenden weinenden Freund erkannte, tröstete er ihn mit den herzlichsten Worten, sagte ihm, er wisse wohl, daß Benediktus nichts für seinen Tod könne, er bitte ihn aber dringend zu fliehen, denn seine Verwandten, die Schlieffen, würden jedenfalls die Blutrache ausüben und Benediktus Adebar entweder tödten oder dem Henker überliefern.

Benediktus erklärte aber, unter keinen Umständen von dem verwundeten Freunde weichen zu wollen. Er blieb an dem Krankenlager, bis Niklas seine Seele aushauchte, und auch dann dachte er nicht an Flucht. Der entsetzliche Vorfall hatte ihn so erschüttert, daß ihm Alles vollständig gleichgiltig war.

Am Tage der Beerdigung des Niklas Schlieff wurde Benediktus Adebar gefangen gesetzt, und es begannen die Unterhandlungen wegen des Blut- oder Wergeldes.

Noch im Jahre 1470 stoßen wir auf die eigenthümliche Erscheinung dieses Blut- oder Wergeldes, welches von einem Mörder oder Todtschläger an die nächsten Verwandten des von ihm Getödteten bezahlt wurde, wenn er sich ihrer Blutrache entziehen wollte. Uralt war in Deutschland dieser Brauch, schon in der ältesten deutschen Sage und Geschichte wird des Wergeldes — auch Wehrgeld, Widergeld, Manngeld, Friedegeld oder Buße genannt — Erwähnung gethan, und zwar richtete sich das Geld nach der Anzahl der Verwandten und nach dem Stande des Getödteten. Mit dieser Loskaufung war aber die Strafe des Mörders

noch nicht zu Ende; er mußte außerdem noch eine Wette, d. h. ein Bußgeld an das Oberhaupt des Stammes, an den Herzog oder den König zahlen. Ob das Sühnegeld angenommen wurde oder nicht, war ganz denjenigen Leuten überlassen, an die das Sühnegeld zu zahlen war, und gerade dieser Umstand spielt in der Geschichte der Schlieffen und Adebare, wie wir sehen werden, eine außerordentlich wichtige Rolle.

Schon wenige Tage, nachdem Niklas Schlieff beerdigt worden war, versammelte sich in Kolberg auf öffentlichem Platze das Gericht. In einem von Bewaffneten umstellten Raume saßen die Gerichtsschöffen mit dem Amtmann an der Spitze, dann die Schlieffen mit ihrem Anhange als Kläger; auf der anderen Seite der Angeklagte mit seinen Verwandten und Freunden. Als einer der Haupthandelnden trat auch der Henker auf, welcher vor diesem Gerichte die Anklage zu erheben hatte. Er trat vor und sagte, er hätte eine Klage anzubringen, die sich auf ein schweres Verbrechen, auf das der Tödtung eines Menschen beziehe. Er trete sein Wort aber ab zu Gunsten der Verwandten des Mannes, der getödtet worden sei. Und nun erhob sich ein Mitglied der Familie Schlieff und beschuldigte Benediktus Adebar, den Tod des Niklas Schlieff veranlaßt zu haben.

Nachdem die Anklagerede beendet war, wurde der Angeklagte gefragt, ob er sich schuldig bekenne. Er gab dies ohne Weiteres zu, und erzählte, wie die Sache vorgegangen war. Gewiß gab es im ganzen Gericht nicht eine Person, welche geglaubt hätte, Benediktus habe seinen Freund Niklas mit Absicht verletzt oder getödtet. Jedermann mußte sich sagen, daß es sich hier um eine unglückliche Verkettung von Umständen handle, und Benediktus daran nur geringe Schuld trug. Die sonderbare Rechtsanschauung der damaligen Zeit, vor Allem aber der aus dem alten Testamente geschöpfte Rechtsgrundsatz, daß, „wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden", zwang jedoch Richter und Ankläger, ohne Berücksichtigung der Sachlage gegen den unglücklichen Benediktus vorzugehen.

Der Amtmann erhob sich und hielt eine längere Rede, in welcher er hinwies auf die Sündhaftigkeit der Tödtung im Allgemeinen, und darauf, daß Benediktus Adebar selbst zugestanden

habe, die Veranlassung zu dem Tode des Niklas Schlieff gegeben zu haben; infolgedessen sei er schuldig, überliefert zu werden den Angehörigen des verstorbenen Niklas Schlieff, damit diese nach Gutdünken mit ihm verführen. Das Gericht wurde dann feierlich für geschlossen erklärt, und Benediktus Adebar als Gefangener der Familie der Schlieffen übergeben.

Es begann jetzt von Seiten der Adebare ein großes Handeln und Feilschen um das Leben des Gefangenen, und besonders der Schwager des Benediktus, Dr. Martinius Carit, gab sich alle Mühe, um die Schlieffen zur Annahme einer großen Geldsumme zu bewegen. Diese aber erklärten, unter keinen Umständen auf die Bestrafung des Benediktus Adebar verzichten zu können, lehnten die höchsten Summen ab und verlangten, daß ein hochnothpeinlicher Gerichtshof zusammentrete, der dem Benediktus Adebar das Leben abspreche.

So mußte also abermals ein Gericht unter freiem Himmel einberufen werden. Vor dasselbe traten die Schlieffen hin, übergaben dem Gerichtshofe den gefangenen Benediktus Adebar und erklärten, daß sie für ihre Person auf die Ausübung der Blutrache verzichteten, dagegen verlangten, daß nach den Gesetzen des Staates ihnen ihr Recht und dem Benediktus Adebar seine gebührende Strafe werde.

Wiederum wurde Benediktus Adebar gefragt, ob er sich schuldig bekenne. Er bejahte diese Frage; darauf wurde über ihn der Stab gebrochen und er dem Scharfrichter zur Vollziehung der Todesstrafe überliefert.

Bevor dieser jedoch noch Hand an Benediktus Adebar legen konnte, traten die Schlieffen vor und erklärten, daß sie auf Vollziehung der Todesstrafe verzichteten. Sie seien weit davon entfernt, Benediktus Adebar in Wirklichkeit das Leben nehmen zu wollen oder seine Hinrichtung zu verlangen; ihnen sei es nur darum zu thun gewesen, für den Verstorbenen das Recht zu wahren und diese formelle Sühne herbeizuführen.

Dieses edelmüthige Vorgehen der Schlieffen fand aber bei Benediktus Adebar keinen Anklang. Er erklärte vielmehr, daß er die Begnadigung unter allen Umständen zurückweise und verlange, daß der Urtheilsspruch an ihm vollzogen werde.

Dieser Forderung des Verurtheilten mußte nach damaligem Recht der Gerichtshof unbedingt nachgeben. Vergeblich baten nicht nur seine eigenen Verwandten, sondern auch die Schlieffen, doch die Begnadigung anzunehmen: Benediktus blieb fest und erklärte, er fühle sich durch die unbeabsichtigte Tödtung des Freundes so unglücklich, daß es ihm lieb sei, sterben zu können. Außerdem aber sei er durch die Verurtheilung, welche die Schlieffen herbeigeführt hätten, so geschändet und in seiner Ehre gekränkt, daß er ohnehin nicht mehr weiter leben könne. Er bestand fest darauf, daß am nächsten Tage das Urtheil an ihm vollzogen werde.

Da war also nichts zu machen, und die Vorbereitungen zu Benediktus Adebar's Hinrichtung wurden unter allgemeiner Theilnahme der gesammten Einwohnerschaft Kolbergs und mit ungewöhnlicher Feierlichkeit getroffen. Da der Verurtheilte ein sogenannter „ehrlicher Sünder" war, sollte er nicht auf dem Hochgericht, sondern auf dem Kirchhofe hingerichtet werden.

Am nächsten Morgen setzte sich der Zug von dem Gefängnisse aus nach dem Kirchhofe in Bewegung. Benediktus Adebar hatte Abschied von seiner Familie genommen, hatte sich noch mit den Schlieffen ausgesöhnt und schritt jetzt, begleitet von seinen Verwandten, zwischen zwei Geistlichen dem Gottesacker zu. Voran zogen die Schulknaben und sangen fromme Lieder. An die Verwandten des Benediktus Adebar schlossen sich die Schlieffen, an diese andere Freunde und Bekannte an, und Tausende von Menschen gaben dem Verurtheilten das Geleite auf seinem letzten Gange oder bildeten Spalier auf dem Wege bis zum Kirchhofe.

Dort sprach einer von den Geistlichen Benediktus Adebar von seinen Sünden los. Dieser kniete darauf nieder, und im nächsten Augenblicke hatte der Henker ihm mit einem wuchtigen Hiebe den Kopf vom Rumpfe getrennt.

An geweihter Stelle und in feierlicher Weise wurde sodann der unglückliche Benediktus Adebar begraben und über seinem Grabe wölbte sich der Hügel, unter dem das Opfer einer Rechtsauffassung lag, die uns heute ganz unbegreiflich erscheint.

Die Chronik erwähnt sogar noch eines ergreifenden Vorganges, welcher sich auf dem Wege nach dem Kirchhofe abspielte. Man kam bei einem Nonnenkloster vorbei, in welchem die Schwester

des Benediktus Aebtissin war. Hier machte der Zug Halt, aus der Pforte des Klosters trat die Aebtissin, nicht etwa, um unter Thränen Abschied von ihrem Bruder zu nehmen, sondern um ihm das Kruzifix zum Küssen zu reichen und ihn mit ernsten Worten aufzufordern, er solle auf Gott vertrauen, im Glauben sterben und der Ehre seiner Familie und seines Namens treu bleiben. O. Kl.

Die Geheimnisse der Flüsse. — Nicht von den geheimnißvollen Schätzen, nicht von den Ueberresten grausamer Kriege oder schwerer Verbrechen, welche auf dem Grunde der großen Flüsse ruhen, soll hier berichtet werden, sondern von gewissen Geheimnissen, welche keineswegs so schrecklicher Art sind, aber doch durch ihr Vorhandensein eine große Gefahr für die Leute bieten, welche Wasser aus den Flüssen entnehmen. Es steht nämlich fest, daß die Anwohner von Flüssen, sei es auf dem Lande oder in der Stadt, eine nicht zu überwindende Neigung haben, Reste des Haushalts, abgetragene Kleidungsstücke, Gefäße, Mobiliar, aber auch Leichen von Thieren in den Fluß zu werfen, und diese Neigung zeigt sich so tief eingewurzelt, daß es manchmal kaum gelingt, sie zu beseitigen.

So litt Berlin z. B. lange Zeit außerordentlich durch die pestartigen Dünste, welche ein kleines Flüßchen, die Panke, ausströmte, die einen Theil der Stadt durchfließt. Dieses Flüßchen hat helles, klares Wasser vor dem Eintritt in die Stadt, es durchzog aber einen Stadttheil, wo gerade nicht die beste Bevölkerung wohnt, und diese hatte es sich angewöhnt, alte Stiefel, alte Hüte, todte Katzen, Ratten, Hunde, verfaultes Fleisch, alte Kasserolen und Töpfe, Asche und anderen Unrath in den Fluß zu werfen, und der üble Geruch, der sich im Sommer aus ihm erhob, war fast unerträglich. Nachdem die Kanalisation von Berlin durchgeführt war, ging man daran, auch die Panke, die einen sehr üblen Ruf in Berlin hatte und durch ihre Widerwärtigkeiten bis weit über die Grenzen der Reichshauptstadt hinaus bekannt war, zu reinigen, und Stadt und Staat wendeten viele Tausende auf, um das Flußbett vollständig von allen Dingen zu säubern, die nicht hinein gehören. Kaum war aber ein Jahr vergangen, als dieselben Uebelstände sich wieder äußerten, und man entdeckte, daß die Anwohner der Panke fortfuhren, immer wieder Dinge in den Fluß

zu werfen, die nicht hinein gehörten. Die Androhung von Polizeistrafen half nichts, bis sich die Stadt dazu entschloß, Wächter aufzustellen, welche Tag und Nacht darauf achteten, daß nichts in den Fluß geworfen wurde, und diejenigen Leute zur Anzeige brachten, die sich gegen das Polizeiverbot vergingen. Nachdem erst Viele zu empfindlichen Geldstrafen verurtheilt waren, nachdem man auch noch auf ihre Kosten den Fluß von allen Unreinlichkeiten befreit hatte, die sie hinein geworfen hatten, gelang es, die alteingewurzelte Gewohnheit auszurotten, und die Panke in Berlin ist jetzt ein bei Weitem reinlicherer Fluß, der allerdings immer noch streng überwacht wird, damit seine Anwohner nicht in den alten Fehler zurückfallen.

Paris ist immer eine unreine Stadt gewesen, wir entsetzen uns aber doch, wenn wir erfahren, daß im Laufe eines einzigen Jahres allein in Paris aus der Seine gezogen wurden: 2021 todte Hunde, 977 Katzen, 2257 Ratten, 507 Hühner und Enten, 3066 Kilo Fleischabfälle, 210 Kaninchen, 10 Schafe, 2 Füllen, 66 Ferkel, 5 Schweine, 27 Gänse, 27 Puten, 609 verschiedene Vögel, 3 Füchse, 2 Kälber, 3 Affen, 8 Ziegen, 1 Schlange, 2 Eichhörnchen, 3 Stachelschweine, 1 Papagei, 130 Tauben, 3 Igel, 2 Pfauen und 1 Seehund. Dazu kommen die Wasserleichen, die man alljährlich findet und die sich in Paris auf mindestens 60 bis 80 Stück im Jahre belaufen. Alle diese Thier- und Wasserleichen zog man nur heraus, weil sie auf der Oberfläche schwammen; was mag auf dem Grunde der Seine ruhen, was mag in einer Millionenstadt wie London auf dem Grunde der Themse eingelagert sein, und wie selbstverständlich muß es uns erscheinen, daß in früheren Zeiten gerade die großen Städte von den furchtbarsten Epidemien heimgesucht wurden, weil die Bewohnerschaft gezwungen war, das Trink- und Kochwasser aus den Flüssen zu entnehmen, welche derartige Geheimnisse aufzuweisen hatten. O. Kl.

Der Hund als Retter. — Wir kennen zahlreiche Beispiele von Mitgefühl, durch welches sich Hunde bewogen fühlten, sich zur Rettung eines Kameraden, der nicht schwimmen konnte, oder auch zum Beistande eines Menschen in's Wasser zu stürzen und so ein wahres Samariterwerk auszuführen. Seltener schon dürfte

man einem Hunde begegnen, der die besondere Eigenthümlichkeit besitzt, ein durchgehendes Pferd anzuhalten. Dennoch hat sich diese Thatsache erst vor kurzer Zeit in Paris zugetragen. Eines Mittags wurde auf der Rue de Lyon ein vor eine Droschke gespanntes und führerlos gelassenes Pferd scheu und durchraste, ringsum Schrecken verbreitend, in voller Karrière die Straße. Plötzlich stürzte sich ein großer, rothhaariger Hund, der den Wagen schon einige Augenblicke verfolgt hatte, dem Pferde nach dem Kopfe und ergriff mit den Zähnen den Zügel, um es zurückzuhalten. Allein ein heftiger Stoß des Pferdes warf den braven Burschen auf's harte Pflaster. Sofort raffte er sich wieder empor und ergriff den verhängnißvollen Zügel auf's Neue. Und abermals schleuderte ihn ein jäher Ruck auf den Boden. Da wiederholte er den Angriff zum dritten Male, und klug geworden durch die bisherigen Mißerfolge, faßte er diesmal das Pferd bei der Nase. Das half; zitternd an allen Gliedern stand das aufgeregte Thier wie festgebannt vor seinem Bändiger. Und es war hohe Zeit, denn die Droschke kam soeben auf den Bastillenplatz, wo bei dem äußerst lebhaften Verkehr um diese Zeit ein Unglück fast unvermeidlich gewesen wäre.

Der Polizeikommissär des Quartiers war gar nicht einmal besonders erstaunt, als ihm diese seltsame Rettungsgeschichte berichtet wurde, war es doch nicht zum ersten Mal, daß er von der Heldenthat desselben braven Thieres, durchgehende Pferde aufzuhalten, hörte. Bei der Größe der Gefahr aber erregte der Muth der prächtigen Dogge ein größeres Aufsehen, als dies sonst der Fall gewesen, so daß selbst der Thierschutzverein von Paris in seiner öffentlichen Sitzung vom 26. Mai vorigen Jahres einstimmig beschloß, den braven Hund durch ein kostbares Ehrenhalsband auszuzeichnen.

Man könnte hier nach dem Vorgange mancher Thierpsychologen leicht auf die Vermuthung kommen, als hätte der muthige Hund durch die kühne That die Menschen vor Unglück bewahren wollen. Allein dies hieße doch die Kombinationsgabe eines noch so intelligenten Hundes überschätzen. Hätte der Kutscher auf dem Bock gesessen, und das Pferd wäre mit zerrissenem Zügel dahingerast, unsere Dogge würde sicher ihren Posten nicht

verlassen und sich in diese gefahrvolle Lage begeben haben. Ein dahinsausendes Gefährt aber ohne Führer konnte das gutgezogene Thier nicht in Ordnung finden. Es mußte also angehalten werden, bis die menschliche Führung wieder vorhanden war. Dies scheint mir der Hauptbewegungsgrund gewesen zu sein, der das brave Thier zu der gewagten That veranlaßte, obgleich noch andere Motive dabei eine Rolle gespielt haben können. L. Haschert.

Die Frau im deutschen Sprichwort. — Kein Volk hat einen größeren Schatz an Sprichwörtern, als das deutsche; sein Denken und Fühlen drückte es in denselben kurz und bündig oft besser und treffender aus, als es die Gelehrten in seitenlangen Abhandlungen vermögen. Zu bedauern ist es, daß die Kenntniß und auch der Gebrauch der Sprichwörter in der jüngeren Generation mehr und mehr schwinden. Die Neuzeit in ihrem Hasten und Jagen nach äußeren Erfolgen hat den Sinn und das Verständniß für das tiefe Gefühl, welches unsere Altvorderen in einen kurzen Ausspruch kleideten, fast ganz verloren. Ein berufener Forscher hat den Sprichwörterschatz des deutschen Volkes „Altes Gold" genannt; der Werth ist eben geblieben, aber der Rauch der Fabrikschlote, der Staub, den die Erfindungen aller Art aufwirbeln, haben den Glanz getrübt. Wer noch viel in Sprichwörtern redet, gilt oft genug selbst als veraltet, die Weisheit in seinem Munde wird zur Narrheit auf der Gasse. „Sprichwort — ein wahr Wort" gilt kaum noch, und doch wie zutreffend ist der Satz.

Besonders zahlreich und treffend sind die Sprichwörter über die Frau, ihre Art und ihr Wesen, wie sie ist und wie sie sein soll. Um Familie und Haus, um Stadt und Staat würde es besser stehen, wenn alle Mütter und Töchter der alten Mahnung gedächten, daß „Eine Frau soll der Schnecken Art haben."

Sebastian Franck hat dies Sprichwort dahin erklärt, daß eine Frau stets Haussorge tragen und allermeist daheim bleiben soll, sonst ergeht es ihr wie den Schnecken, die da sterben und verderben, wenn sie die schützende Hülle ihres Hauses verlassen. Ein ander Wort sagt dasselbe: „Die Frau und der Stubenofen gehören in's Haus." Dagegen aber heißt es dann auch: „Ist eine liebe Frau im Haus, so lacht die Freude zum Fenster hinaus!"

Und beim sorgsamen Walten einer Frauenhand muß auch der größte Schmerz verstummen, denn „Wo eine Frau ist, da geschieht dem Kranken kein Wehe."

Das deutsche Sprichwort hält den Frauen einen Spiegel vor, wenn es sagt, daß „Kein Kleid dem Weibe besser steht, als Schweigen." Wie viel Aergerniß würde vermieden, wenn dies Wort als Motto auf alle Einladungen zu Kaffee- und Theegesellschaften gedruckt würde. Wie viel Jammer und Elend in den Familien bliebe erspart, wenn die Putzsüchtigen daran dächten, daß „Eine Frau geschwinder im Fürtuch es fort trägt, als ein Mann mit dem Wagen es herzuführen kann" — das Geld nämlich.

„Entweder Federhut oder Bettelfrau," sagt das Sprichwort von den Frauen, die nicht rechnen können. Hernach aber „Wenn die Armuth zur Thür eingeht, fliegt die Liebe und der Frieden zum Fenster hinaus!"

Wehe und dreimal Wehe jeder bösen Frau; eine solche „macht den Mann grau" — „sie ist ihres Mannes Todtengräber" — „sie wird ihm zum Gottesgericht."

Die gute, sorgsame Frau aber „ist dem Manne ein Gewicht," wie durch dieses die Uhr in regelmäßigem, genauem Gange erhalten, so wird der Mann durch die Frau zu segenbringendem Thun, zu fröhlicher Arbeit angeregt.

„Freundlichem Zuspruch folgt auch eine böse Frau gern," sagt das Sprichwort, aber „der Mann muß die Frau beim ersten Laib Brod ziehen" und „sie vor der Hochzeit wenden, denn nachher ist es damit zu Enden."

Trotzdem muß Mancher erkennen, daß „Freien und backen nicht immer geräth," aber viel Aergerniß in der Ehe wird vermieden, wenn die Frau in ihrem Hause die ihr zustehende Gewalt hat, wenn weibliche Verwandte ihr nicht dreinreden, denn „Wenn ein Haus auch so groß wie der Rhein, so paßt doch nur eine Frau hinein."

Einen Wittwer zu heirathen, räth das Sprichwort jeder Frau an, ist doch „die erste Frau die Magd, die zweite die Herrin." Vor Geldheirathen aber wird die Frau gewarnt, denn „die hat der Teufel gekuppelt."

Der Mann soll immer daran denken, daß „Schönheit vergeht, nur Tugend besteht," und daß „Häuslichkeit das beste Heirathsgut ist," denn „eine gute Hausfrau kann aus der Kartoffel viele Gerichte machen."

Zur Häuslichkeit und zum Fleiß soll die Frau schon in der Jugend sich halten: „Ein Mädchen darf nicht so lange müßig gehen, als eine Taube ein Korn aufpickt."

Was unweiblich ist, das soll schon die weibliche Jugend meiden: „Wenn Mädchen pfeifen und Hühner krähn, dann soll man Beiden den Hals umdreh'n."

Nun, so hart wird's mit den Mädchen wohl Keiner machen. Aber daß „es leichter ist, einen Korb voll Flöhe zu hüten, als ein Dutzend Mägdlein," das wird wohl Mancher schon empfunden haben. Allein wenn auch so ein Mägdlein sich nicht leicht hüten läßt und in der Jugend über die Stränge schlägt, einen Mann findet es doch wohl, weil ja „kein Topf so schief ist, es paßt doch ein Deckel dazu."

Besonders den reichen Mädchen wird viel nachgesehen, trotz aller Sprichwörter, denn „der Arme behält seine Hühner, der Reiche seine Töchter nicht lange." Wenn dann auch der Ehestand zum Wehestand wird, so „kann sich der Mann doch eher zu Tode grämen, als die Frau." — „Lebt er aber vom Weib allein, so muß er auch ihr Spielmann sein!" —

An das gute, altdeutsche Wort Weib knüpfen sich viele Sprichwörter, meist freilich nicht im guten Sinne. So heißt es: „Ein böses Weib ist des Mannes Schiffbruch," denn „einem bösen Weibe kann Niemand steuern." — „Wo das Weib allein Meister ist, thut's selten gut" und „ein böses Weib keift dem Manne das Herz ab." Zwar „straft man ein böses Weib am besten durch Schweigen," aber der Nachgiebige ist doch bedauernswerth, denn „ein blinder Mann ist ein armer Mann, doch der ist noch ein viel ärmerer Mann, der sein Weib nicht zwingen kann."

„Weiber nehmen ist ja nun 'mal kein Pferdehandel." Zuerst sagt man: „Ohne Weib ist kein Tanz," oder „Ohne Weib ist keine Freude ganz," hinterher aber: „Ohne Weib ist kein Streit." — „Wer ein Weib nehmen will, der denke daran, daß er es nicht wie einen Schuh wieder ausziehen kann," denn „die Weiber sind

leicht, aber sie werden immer schwerer." — Dagegen: „Ein fromm' Weib gewinnt dem Manne leicht das Herz ab." — „Ein fromm' Weib beherrscht den Mann durch Gehorsam!"

Selbst über das Modeleiden der Frauen unserer Tage, die Nervosität, gibt das alte Sprichwort eine Lehre, wenn es sagt: „Die Birke ist das beste Mittel gegen Krämpfe." Aber dazu wird auch der geplagteste Ehemann nicht leicht greifen, denn „wer da schlägt sein Weib, der trifft seinen eigenen Leib!"

Alles, was der Volksmund im Sprichwort der Frau Leides anthut und Böses nachsagt, das wird durch einen Ausspruch wieder gut gemacht: „Einer Mutter ist das kränkste Kind das liebste," heißt es. Welcher Inbegriff von Selbstlosigkeit und Aufopferung ist damit ausgedrückt, welche Summe von Thränen und schlaflosen Nächten ist damit genannt!

Sogar die vielgeschmähte und oft verkannte Schwiegermutter findet Anerkennung und Schutz durch das Sprichwort, das behauptet: „Eine alte Mutter im Haus, ist ein guter und fester Zaun d'rum," sie wehrt allem Bösen, daß es nicht eindringe.

Lehren und bessern wollen diese Sprichwörter, durch die Frau Haus und Familie so gestalten, wie z. B. Schiller's „Glocke" sie uns zeichnet. Die Frau, welche in den Spiegel des Sprichwortes schaut, wird leicht zu einer edlen, von der wir genau erfahren können, was sich schickt. Gewiß gehört sie zu denen, welche wir ehren müssen, weil sie uns „himmlische Rosen in das irdische Leben flechten." J. Isenbeck.

Das Theeren der Schafe in Schottland. — Eine eigenthümliche Prozedur nehmen mit den Schafen in einigen Gegenden ihres Landes die Schotten vor. Sie theeren dieselben nämlich, theils damit die Thiere im Winter weniger frieren möchten, theils um sie vor Ungeziefer zu schützen. Sie vermischen zu diesem Ende den Theer mit etwas Butter und kochen das Gemisch so lange, bis es sich innig geeinigt hat. Alsdann nehmen sie ihre Schafe oder vielmehr die Lämmer des Jahres, denn nur mit diesen geschieht es hauptsächlich, und schmieren ihnen jenes Gemisch auf folgende Weise ein. Mit dem Finger machen sie einen Streifen über den Rücken, indem sie die Wolle ein wenig auseinander scheiteln. In diese Rille gießen sie alsdann eine kleine

Portion Theer und reiben sie an den Seiten tüchtig ein. Dann machen sie eben solche Streifen auf der Seite und schmieren auch hier den Theer ordentlich ein, sowie endlich auch an den Beinen, wo die Wolle lang ist. Bei einer Heerde von 5000 bis 6000 Schafen kann man sich denken, daß dieses Schmieren ein nicht unwichtiger Akt ist, und daß ein gut Theil Zeit, Arbeit, Theer und Butter darauf verwendet werden muß. Auf 30 Schafe verbrauchen sie einen Kübel voll, der 10 Pinten (5,7 Liter) Theer und einen Stein (Stone), d. h. 7 Kilogramm Butter in sich faßt; 3000 Schafe verbrauchen also jährlich 570 Liter Theer und 700 Kilogramm Butter. Da es manche Farm in Schottland gibt, die 3000 Schafe zu schmieren hat, so sieht man, daß dieser Gegenstand nicht unbedeutend ist. Die Leute bekommen von dieser sonderbaren Prozedur so schmutzige Hände, daß sie den ganzen Winter über sich bis Weihnachten kaum Handschuhe für den Tanzboden zu kaufen brauchen, weil sie ganz natürliche anhaben. Der Theer wird übrigens verschiedentlich bei Menschen und Thieren zur Abhaltung des Ungeziefers angewendet. So bei den kleinrussischen Hirten, die im Sommer ihre Hemden mit Theer tränken und sie dann, nachdem sie sie etwas getrocknet haben, anziehen und sie so bis in alle Ewigkeit tragen, indem von einem solchen Hemde mit Recht angenommen wird, daß es nie schmutzen könne.

In anderen Ländern, wo es auch kalt ist und es auch Ungeziefer gibt, weiß man nichts von diesem Theeren der Schafe, aber in Schottland macht man ein großes Wesen davon. Man findet in den Haushaltungen aller Länder solche Wirthschaftszweige und Anstalten, um die sich die Eingeborenen außerordentlich viel Mühe geben, weil sie sie für unentbehrlich halten, während man in anderen Ländern gar nichts davon weiß und doch auch ohne sie durch die Welt kommt, ungeschmiert und ungetheert. Dr. A. Berghaus.

„Dat lütte Rümeken.“ — Das Gebiet der Stadt Hamburg reichte einst bei Weitem nicht so weit in der Richtung auf Altona zu, wie heute. Frauenlist half es erweitern. — Unter den holsteinischen Fürsten aus dem Hause Schauenburg residirte Graf Otto um 1429 auf seinem Schlosse zu Pinneberg. Er war ein freundlicher Nachbar der Stadt Hamburg und lebte mit mehreren Herren des Raths in guter Gevatterschaft. Oft kam er, wenn er

auf seiner Vogtei zu Ottensen gewesen war, nach Hamburg geritten, wo er im Rathskeller einen weidlichen Trunk liebte und gemeinlich von etlichen Rathsherrn daselbst bewirthet wurde.

Als er einst wieder dasaß und zechte mit den Wohlweisen und guter Dinge war, da ereignete es sich, daß unvermuthet schnell die Zeit verstrich und die Stunde, da alle Stadtthore fest verschlossen wurden, vorüber war. Herr Otto saß also in der Stadt und konnte vor Tagesanbruch nicht wieder heim. Die Wohlweisen aber wußten ihrem Ehrengast das Unglück so vergnüglich vorzustellen, daß er sich nicht weiter darum grämte und der Einladung des Bürgermeisters Hinrich vom Berge, bis zum Morgen in seinem Hause Herberge zu nehmen, gern nachkam. Als nun der Graf daselbst anlangte, stand eine saubere Tafel mit den köstlichsten Speisen und herrlichsten Weinen zum Abendimbiß bereit, und des Bürgermeisters Hausfrau kredenzte dem hohen Gaste den Goldpokal. Sie war eine feine und schöne Frau und ließ es sich angelegen sein, den Grafen wohl zu bedienen und gemeinsam mit ihrem Herrn in fröhlicher Rede so gut zu vergnügen, daß er von all' den guten Dingen schier lustig wurde. Und als nun der reichliche Wein auch sein Bestes that, da ging die schöne Bürgermeisterin mit lieblichen Worten den Grafen an, daß er ihr doch das kleine Räumchen schenken möge, „dat lütte Rümeken" zwischen dem Thore und dem Bach, der zur Elbe läuft, weil die Hamburger Frauen gern auf der Stadt Gebiet ihr Linnen bleichen möchten. Und da sie so artig bat und der Graf ein ritterlicher Herr war, der einer bittenden Frau nichts abschlagen konnte, er in seiner Vergnüglichkeit auch nicht genau sich entsann, daß das gewünschte „kleine Räumchen" eigentlich ziemlich groß sei — so gewährte er das Ansuchen freundlich; und da „zufällig" Herr Hermann Kreyenberg, der Notarius, hinzukam, und gleich eine Abtretungsurkunde darüber abfassen konnte, so unterschrieb der Graf Otto flugs und fröhlich den Brief und setzte sein Siegel dabei, worauf der Wein nach abgethanenen Staatsgeschäften desto besser mundete, bis der Graf vom Bürgermeister und Notar, nicht ohne deren thätige Beihilfe, zu Bette gebracht wurde.

Anderen Morgens, als er heimkehrend über das abgetretene „lütte Rümeken" ritt, verwunderte er sich sehr über dessen Um-

fang, aber er war ein edelmüthiger Herr, der fröhliche Schwänke wohl leiden konnte; darum lachte er über die List seiner Gastfreunde, die er nun wohl verstand, und ließ die Sache gut sein. Aber wenn er später, wie noch oft geschah, gen Hamburg zum Wein oder Bier ritt, so nahm er sich besser in Acht, und verpaßte niemals wieder die Stunde des Thorschlusses. Er hat auch beim Bürgermeister niemals wieder geherbergt und hat der schönen Frau Gevatterin lachend gesagt: „Um das ganze Hamburger Linnenzeug zu bleichen, möchte sie wohl seine ganze Herrschaft Pinneberg für ein — lüttes Rümeken ansehen und ihm fördersamst abschwätzen."

Also ist es gekommen, daß die Stadt Hamburg den großen Raum bis an den Altonaer Grenzbach erworben hat. C. T.

Die fliegenden Fische. — Was gewöhnlich von diesen merkwürdigen Fischen angenommen wird, ist durchaus falsch; sie „fliegen" keineswegs, wie man ihrem Namen zufolge glauben sollte. Die fliegenden Fische (Exocoetus volitans) gehören zur Familie der Hornhechte und sehen den Heringen sehr ähnlich, sie sind ausgezeichnet durch außerordentlich stark entwickelte, frei bewegliche Brustflossen. Wenn sie durch Raubfische oder Schiffe aus ihrem beschaulichen Dasein aufgestört werden, fahren sie mit großer Geschwindigkeit aus dem Wasser empor, breiten ihre großen Brustflossen aus und schießen in horizontaler Richtung über die Meeresoberfläche hin. Sie schweben alsdann sowohl mit dem Winde als gegen denselben ein bis drei Schiffslängen weit. Gegen Ende ihres Weges nimmt ihre Geschwindigkeit ab, und wenn der Wind schräg oder rechtwinkelig auf eine ihrer Seiten weht, biegen sie in die Richtung des Windes ein. Bei Tage und bei ruhigem Wetter kommen die fliegenden Fische sehr selten auf die Schiffe, sondern meistens nur bei Nacht, wenn der Wind weht. Auf Schiffe, die nicht höher als drei Meter über dem Meere liegen, fallen sie viel häufiger nieder, als auf höherbordige. Der „Flug" dieser Fische unterscheidet sich wesentlich von dem der Vögel. Die Brustflossen der fliegenden Fische machen niemals Niederschläge und Hebungen wie die Flügel der Vögel, Schmetterlinge oder Fledermäuse, wohl aber gerathen die tieferen Theile derselben in schnelle Vibrationen, welche man früher irrthümlich als schnelle

Flatterbewegungen angesehen hat. Die Muskeln der Brustflossen sind überhaupt nicht groß genug, um die Last des Körpers in die Luft zu erheben, denn ihr Gewicht beträgt nur $^1/_{32}$ des ganzen Körpers, während die Brustmuskeln der Vögel im Durchschnitt $^1/_6$ der Körperlast betragen. Die geringe Hebung, welche die fliegenden Fische über dem Wellenberge machen, ist auch keine aktive Flugbewegung, sondern sie ist durch Luftströmungen hervorgerufen, welche aus den Wellenthälern aufsteigen, wenn der Wind horizontal über das Meer weht. Die Bewegungen der fliegenden Fische durch die Luft sind also keine Flugbahnen, sondern Wurfbahnen. Sie fahren aus dem Wasser empor durch die Zusammenziehung ihrer sehr starken Seitenrückenmuskelfasern. Die ausgespannten Brustflossen dienen ihnen als Steuer- oder Schwebeplatten. Daß die Fische bei Nacht viel häufiger auf die Schiffe herabfallen, als bei Tage, erklärt sich leicht dadurch, daß sie in der Dunkelheit die Schiffe eben nicht sehen und daher keine ablenkende Richtung einschlagen können. A. B.

Auch eine Damenwahl. — Im Jahre 1853 wurde im Rothen Meer von einem englischen Kriegsschiffe eine Sklavendhau genommen, und die aus siebenzig schwarzen Frauen und Mädchen bestehenden Gefangenen in Suakim an's Land gesetzt, wo sie dem daselbst befindlichen egyptischen Pascha zur weiteren Versorgung auf Grund eines zwischen der englischen Regierung und dem Khedive abgeschlossenen Vertrages übergeben wurden. Die Unterbringung der Befreiten war dem Pascha jedoch höchst unbequem, und er sann auf ein Mittel, um die schwarzen Damen auf eine möglichst gute Art los zu werden. Da verfiel er auf eine äußerst originelle Idee, welche darin bestand, daß er die befreiten Sklavinnen zur Verheirathung auszubieten beschloß. Er rechnete hierbei hauptsächlich auf das egyptische Militär, und es wurde bei demselben ausdrücklich bekannt gemacht, daß so und so viele Frauen da wären, die heirathen wollten. Jeder, der Lust dazu habe, könne zu der bestimmten Stunde kommen und gegen Erlegung von 50 Piastern sich eine Frau auswählen. Dem egyptischen Militär wurden nämlich keine Schwierigkeiten beim Heirathen in den Weg gelegt, ihre Frauen erhielten sogar von der Regierung Rationen, so gut, wie die Mannschaften.

So erschien denn zur festgesetzten Stunde eine ganze Reihe von heiraths-lustigen Männern, jungen und alten, hauptsächlich aber Soldaten. Um Streitigkeiten bei der Wahl zu vermeiden, wurde, da die Männer in der überwiegenden Mehrzahl waren, die Sache dahin vereinfacht und abgeändert, daß es den Frauen gestattet wurde, unter den Männern zu wählen. Zu diesem Zwecke wurden diese letzteren in einer Reihe aufgestellt und den Frauen das Nähere erklärt.

Es folgte darauf eine Scene, welche so voll Komik war, daß es schwer ist, sich davon eine Vorstellung zu machen. Es gab ein Kichern, ein Schwatzen, ein Gestikuliren sondergleichen auf beiden Seiten. Nach längerem Zaudern drängten sich die Frauen in großer Verlegenheit wie eine Heerde Schafe zusammen; hin und wieder trat eine derselben zögernden Fußes einige Schritte vor und auf die Männer zu, um dann schleunigst wieder umzukehren und in den Haufen der Frauen zurückzuflüchten. Endlich gelang es dem Zureden der Offiziere und Civilbeamten, eine der Frauen dahin zu bringen, Muth zu fassen. Sie ging langsam, aber entschlossen auf einen kohlschwarzen egyptischen Sergeanten los, legte ihre Hand auf seine Schulter, als Zeichen, daß dieser und kein Anderer es sei, den sie zum Manne haben wolle. Damit war denn das Eis gebrochen, jede der Frauen fürchtete jetzt, zu spät zu kommen, und in einem Nu hatten sich Alle ohne Ausnahme entschlossen auf die Männer geworfen. Die Entscheidung währte nur einen Augenblick, jede der Frauen hatte alsdann einen Mann an der Schulter gepackt.

Jetzt kam es an die Männer, sich auszusprechen, ob sie mit der Wahl der Frauen auch einverstanden wären, und da erklärten denn Alle bis auf fünf, daß sie zufrieden seien. Die armen fünf verschmähten Frauen — es waren freilich keine Schönheitsperlen — waren nun durch kein Zureden mehr dahin zu bringen, unter dem Rest der Männer einen neuen Wahlversuch zu machen, das weibliche Schamgefühl kam selbst bei diesen armen Wesen zum Ausdruck.

Den Bemühungen des Pascha's gelang es aber schließlich, auch diesen übrig gebliebenen Weibern Männer zu verschaffen, und alle Männer ohne Ausnahme zahlten willig die verlangten 50 Piaster

Heirathsgut, welches dazu dienen sollte, im Fall einer Scheidung für die Frau ein Nothpfennig zu sein. M. L—l.

Das Kriegsgeschrei verschiedener Völker. — Wie das Thier, ehe es sich in einen Kampf mit seinem Gegner einläßt, ein Brüllen, Knurren oder Zischen hören läßt, um sich selbst dadurch Muth, dem Anderen aber Schrecken und Furcht einzuflößen, so hat auch jedes wilde Volk die Gewohnheit, in der Schlacht ein Geheul auszustoßen: die Indianer, die Südseeinsulaner, die afrikanischen Stämme, Alle kennen das Kriegsgeschrei. Und die civilisirten Nationen? Sie behielten es ausnahmslos bei, nur daß sie das Gebrüll in artikulirte Laute verwandelten. Denn auch sie sahen die Nothwendigkeit desselben ein, und bei ihnen kam noch der Nutzen hinzu, der vor der Einführung von Uniformen nicht zu unterschätzen war: Freund und Feind ließen sich dadurch leicht unterscheiden. So riefen die Griechen ihr Alala. Die alten Deutschen hatten, wie uns Tacitus berichtet, ihren Schildgesang, „Barditus". Furchtbar muß derselbe in das Ohr des Römers geklungen haben: mit leisem Flüstern beginnend, steigerte sich der Gesang bis zu einem Brausen, das dem der Brandung des Meeres an Strandklippen gleichkam. „Christus hilf!" war das Kriegsgeschrei der Heere unter den griechischen Kaisern. Fremdartig erschien den Deutschen das hui, hui! der Hunnen, das sie bei ihren schnellen Angriffen zu Pferde den Feinden entgegenschrien. Die Kreuzfahrer ermunterten einander mit dem Rufe: „Gott will es!" Ihnen antwortete das Allah esmid! der Mohammedaner. „Hurte, hurte!" schrien die deutschen Ritter beim Massenturnier zu Pferde, dem sogenannten „Buhurt". Die Franzosen unter den Königen hatten zum Kriegsruf: Montjoye et Saint Denis! sich erwählt, während: En avant! und Vive l'empereur! die Franzosen der Kaiserzeit. Das Hurrah! nahmen die Deutschen erst 1813 von den Russen an, obwohl ein ähnlicher Ruf urdeutsch gewesen sein soll. Preuß in seiner „Lebensgeschichte Friedrich's des Großen" kennt auch ein Ara der Russen. D.

Was Liebe und Hunger vermag. — Vor einigen Jahren hatte ein gewisser Mr. Starr in New-York ein recht sehenswerthes Kuriositätenkabinet oder Museum, und in diesem befand sich unter

Anderem ein vollständig tättowirter Mann, der in die Hände von Wilden gerathen und von diesen so zugerichtet worden war. Eines Tages erschien eine junge Frau, die sich Irene Woodward nannte, bei dem Besitzer und fragte ihn, ob er sie nicht in irgend einer Weise beschäftigen könne. Sie sagte aus, ihr Gatte läge im Hospital mit gebrochenem Bein, sie sei mit einem kleinen Kinde ganz ohne Unterhalt, daher bitte sie inständig, ihr irgend welche brodbringende Beschäftigung geben zu wollen. Da schoß dem Inhaber des Kabinets plötzlich der Gedanke durch den Kopf, daß noch niemals ein tättowirtes Weib gezeigt worden sei. Denken und den Gedanken zur That machen, war bei dem guten Manne eins. Er schlug also der Bittstellerin vor, sie möge sich tättowiren und dann in seinem Museum sehen lassen. Doch machte er zugleich darauf aufmerksam, daß der Prozeß des Tättowirens langwierig und sehr schmerzhaft sei; überdies müsse er erst Jemand ausfindig machen, der diese Prozedur vorzunehmen verstehe.

Die arme Frau erklärte sich nach längerer Ueberlegung bereit, und Starr fand einen alten Matrosen, der das Tättowiren verstand und davon lebte, auf anderer Matrosen Arme und Hände allerhand Zeichen und Namen einzubeizen. Der gewiegte Museumsmann schloß mit der Frau ein Abkommen, wonach er ihr für die Zeit des Tättowirens wöchentlich 10 Dollars und dann für ihre Schaustellung während eines Jahres wöchentlich 50 Dollars zahlen wolle. Diese Bedingungen wurden angenommen und sieben Monate lang operirte der alte Matrose jeden Tag an der Frau tättowirend herum, und sie ertrug die unbeschreiblichen Schmerzen mit seltenem Heroismus, bis ihr ganzes Gesicht zuletzt einem wandelnden Gemälde glich. Das war die erste tättowirte Weiße; sie brachte ihrem Aussteller viel Geld ein und läßt sich noch heute bei Barnum sehen. Sie selbst besitzt bereits ein ansehnliches Vermögen. O. v. B.

Merkwürdiger Brauch. — Im Sprengel der Abtei Eriosa in Rußland gibt man den Verstorbenen folgenden vom Abt ausgestellten Reisepaß in das Grab mit: „Wir durch Gottes Gnade Patriarch von Eriosa an unseren Herrn und Freund St. Peter, Thorschließer des allmächtigen Gottes: lassen Euch wissen, nachdem dieser Tage das Zeitliche gesegnet ein Diener Gottes, als befehlen Wir Euch,

daß Ihr ihn ohne Aufschub alsobald in das Reich Gottes eingehen lasset, sintemal wir ihn von allen seinen Sünden befreiet und ihm den Segen mitgetheilt haben; derohalben wollet Ihr doch diesem nachkommen, denn zu solchem Ende haben wir diesen Freibrief gegeben." M. L—t.

Seekrankheit der Thiere. — Auch bei den Thieren tritt die Seekrankheit auf und äußert sich da in verschiedener Weise. So werden alle Thiere ohne Unterschied auf dem Meere zahmer, selbst die wildesten scheint ein Gefühl der Schwäche zu überfallen. Affen haben viel von der Seekrankheit zu leiden, auch den Vögeln setzt das Meer bedeutend zu, denn sie singen während der Fahrt gar nicht. Hühner und Gänse werden sehr bald mager; die Hähne krähen nicht mehr, die Tauben sterben, wie man behauptet. Katzen und Hunde zeigen sich sehr unruhig; die ersteren werden sehr scheu und ängstlich und halten sich oft halbe Tage lang versteckt; die Hunde drängen sich gern an die Menschen, scheinen sehr aufgeregt zu werden und verlieren die Freßlust vollständig. Nur Schweine und Schlangen scheinen von jeder Beeinflussung der Seekrankheit frei zu bleiben. H. Th.

Naiver Irrthum. — Der alte hannoverische Oberjägermeister v. Zastrow hatte eine sehr hohe Meinung von sich und seinen Verdiensten, und pflegte Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, als einen ihm gehörenden Tribut mit sicherer Ruhe entgegen zu nehmen. Als er eines Abends in der Oper saß, wo die „Zauberflöte" gegeben wurde, und die Worte vernahm: „Es lebe Sarastro, Sarastro soll leben!" erhob er sich würdevoll, verbeugte sich nach rechts und links und setzte sich gemessen wieder nieder, nachdem er durch eine huldvolle Handbewegung den Sängern und dem Publikum für die vermeintlich ihm, Zastrow, gebrachte Ovation gedankt hatte. Der alte Herr konnte nur sehr schwer darüber belehrt werden, daß er sich geirrt habe; als ihm dies endlich auf Grundlage des Textbuches klar gemacht worden war, bemerkte er kalt: „Dann bedaure ich nur, die Leute, die ich gegrüßt, für verständiger und artiger gehalten zu haben, als sie es zu sein scheinen." M. L—t.

